Durch Italien und Griechenland nach dem Heiligen Land.

Reisebriefe

von

G. vom Rath,
Geh. Bergrat und Professor in Bonn.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Heidelberg.
Carl Winters Universitätsbuchhandlung.
1882.

Inhalt des zweiten Bandes.

An Bord der Minerva, nahe Rhodos, 24. April.

Die Furcht, daß sich ein Vulkan öffnen und die Insel vernichten werde, ist in Chios verbreitet. Als es dunkel geworden, fand auf dem in unserer Nähe liegenden griechischen Schiffe, der Salamis, großer Karfreitagsgottesdienst statt; der „Leichnam des Herrn" wurde feierlich in Prozession herum getragen und von der ganzen Schiffsmannschaft mit brennenden Lichtern geleitet. Auch durch die Stadt und zu den Hügeln hinan bewegte sich unter Vorantritt des Erzbischofs ein unabsehbarer Zug mit Lichtern. Wohl niemals hat Chios mit so inbrünstigen Gebeten Karfreitag und das nahende Auferstehungsfest gefeiert. Inmitten so schrecklicher Heimsuchungen, da die Mutter-Erde zur Mörderin ihrer Kinder wird, — was bleibt dem geängsteten Geschlecht übrig als die Hoffnung auf eine gegenwärtige, waltende Gerechtigkeit, auf ein gnädiges Erbarmen des Himmels? Allzu schwer, allzu hart ist es mit Petrus „zu warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet" (2. Petr. 3, 13).

Gestern verließ ich die Loreley nur um Erkundigungen einzuziehen über die Abfahrtszeit der Schiffe. Ich hatte in Smyrna vernommen, daß ein englisches Dampfboot die hochinteressante vulkanische Insel Nisyros berühre, worauf ich die Hoffnung gründete, diese kaum von einem Geologen be-

tretene Insel besuchen zu können. In Chios erfuhr ich zunächst, daß das betreffende Schiff ein Lastschiff sei, nur ausnahmsweise Reisende befördere und keinen festen Kurs habe, ja daß es Chios wahrscheinlich gar nicht anlaufen werde. So war das Nisyros-Projekt aufgegeben und ich entschlossen, mit dem um Mitternacht nach Berut fahrenden Lloydschiffe die Reise fortzusetzen. Da, um 9 Uhr abends, warf ein großer Dampfer auf der Reede Anker. Herr von Wietersheim sandte zur Erkundigung hinüber. Der englische Kapitän ließ erwidern, daß er in 4tägiger Fahrt Nisyros erreiche, sowie daß ich nach 8 Tagen Gelegenheit habe zur Rückkehr nach Chios, nach 14 Tagen zur Fortsetzung der Reise gegen Cypern. Das freundliche Anerbieten in der Kapitäns-Kajüte zu wohnen war hinzugefügt. Nicht ohne Schmerz verzichtete ich für diesmal auf Nisyros, dessen Besuch bei beschränkter Zeit die Reise nach dem heiligen Lande unmöglich gemacht haben würde. Herr von Wietersheim versammelte am Abend nochmals die Herren Offiziere; auch Herr Christomanos, für welchen die Teilnahme an der Prozession auf der Salamis wenig Reiz hatte, sowie die Herren Chirol und Schmidt schenkten uns ihre Gesellschaft. Man verehrte mir zum Abschied ein Bild des lieben Schiffes mit den Namenszügen der geehrten Geber, auf welchem ich fünf unvergeßliche Tage zugebracht. Um 11½ Uhr kam der Lloyddampfer Minerva. Herr von Wietersheim hatte die Güte, mich selbst an Bord zu geleiten und mich dem Kapitän auf das angelegentlichste zu empfehlen. Um Mitternacht verließ das Schiff den Hafen und richtete seinen Lauf nach Süden. Bevor ich mich zur Ruhe begab, stieg ich nochmals auf Deck, den wunderbaren Sternenglanz in heiliger Nacht bewundernd. Während das Schiff durch die fast spiegelglatte See dahinglitt, schwanden schnell die Lichter der unglücklichen Chios.

Als die „rosenfingerige Eos" emporstieg, näherten wir uns Samos. Prachtvoll erhob sich die Sonne hinter den hohen Bergen der Insel, deren Anblick, einsam und öde, auf eine weite Strecke kein Dorf, keine Ansiedelung zeigt. In früher Morgenstunde war das Deck nur von wenigen Passagieren belebt. Meine schöne, von Herrn Kiepert verehrte Karte erweckte zunächst die Aufmerksamkeit zweier junger Amerikaner, der Herren Edmund Vittum und Orville Reed vom amerikanischen Kollegium am Bosporus, welche eine Ferienreise nach Jerusalem und Kairo machten. Ein seltsamer Zufall fügte es, daß ich an Herrn Reed einen Brief von einer hochverehrten Dame in Bonn zu übergeben hatte. Wir erreichten das hohe westliche Kap von Samos, über welchem sich sehr steil der Berg Kerki (auch Katavati, καταβάτη, „Absturz" genannt), 1440 Meter, erhebt und traten in die Meerenge Groß-Bughaz ein, welche Samos von den Inseln Furni und Nikaria trennt und gewannen eine Ansicht der Südküste. Hier ziehen einige Thäler zum Meere, mehrere Dörfer, so Marathokampos, schmücken die sanfteren Gehänge. Einige schätzenswerte Mitteilungen über Chios und Samos verdanke ich der Familie Pantelides, deren Bekanntschaft ich angesichts der letzteren Insel, der Heimat derselben, machte. — Die Familie hatte infolge des Erdbebens Chios, die Heimatsinsel der Frau Pantelides, verlassen, in der Absicht in Berut ein neues Heim zu suchen. Am verhängnisvollen 3. April befand sich dieselbe, nebst den Schwiegereltern, in deren stattlichem, noch aus der Genueser-Zeit stammenden Hause, einem der wenigen, welche den blutigen Verwüstungen des Jahres 1822 entgangen waren. Von der Schönheit dieser palastähnlichen Landhäuser giebt der Wert des auf 200,000 Fr. geschätzten Besitztums Zeugnis.

Als die Katastrophe eintrat, befanden sich Frau Pante-

lides und eine jüngere, gleichfalls zu unserer Reisegesellschaft gehörige Dame im Orangengarten. In der Nähe der Gartenmauer stand der 84jährige Oheim (derselbe wurde 1822 in die Sklaverei verkauft, wechselte mehrfach seinen Herrn, bis er in Alexandrien von einem Engländer gekauft und der Freiheit wieder gegeben wurde). Der alte Herr ward durch den Sturz der Mauer so schwer verletzt, daß er nach vier qualvollen Tagen starb. Die beiden Damen wurden durch das Erdbeben zu Boden geschleudert, sie erhoben sich, fühlten die Erde in wogender Bewegung, und umklammerten die Bäume, um nicht abermals niedergeworfen zu werden. Das sehr fest gebaute Haus wurde zwar in dem Maße zerrissen und teilweise zertrümmert, daß es ganz niedergelegt werden muß; dennoch hielt es nach den ersten Stößen soweit zusammen, daß die darin Weilenden ihr Leben retten konnten, während die Gartenmauern in Steinwälle verwandelt wurden. Um ein kleines Kind vor der nächtlichen Kühle zu schützen und eine Decke zu holen, wagte man sich, nicht ohne offenbare Lebensgefahr, noch einmal in das jeden Augenblick mit Einsturz drohende Haus. Ohne jedes Obdach, ohne jede Nahrung brachte man die erste schreckliche Nacht zu. Auch am zweiten Tage war der größte Mangel an Lebensmitteln, sodaß arm und reich gemeinsam Hunger litten. Der Mitteilung wert ist auch, was Frau Pantelides von ihrem Elternhause erzählte. An dasselbe knüpften sich für die Chioten dankbarste Erinnerungen. Als nämlich 1822 die Bevölkerung der Insel in jener grauenvollen Weise heimgesucht wurde, boten einige Konsulatshäuser und -Gärten Zuflucht, in ihren Mauern hunderte von Verfolgten bergend, welche dann bei Nacht über das Meer entflohen. Eine dieser Zufluchtsstätten war das später in den Besitz der Familie übergegangene Haus, welches nun auch zerstört wurde.

Die Insel Samos und das zweigipfelige festländische Vorgebirge Samsun-Dagh (im Altertum ἡ Μυκάλη genannt) vor Augen, deutete mir Herr Pantelides auf einige der für die Geschichte seiner Heimatsinsel wichtigsten Punkte. Dort am Berg Mykale fand 479 v. Chr. (am gleichen Tage wie die Schlacht von Platäa) der berühmte Kampf zwischen den Griechen unter Leotychides und den Persern unter Tigranes statt, welcher die Insel Samos von persischer Herrschaft befreite. Mykale ist von Samos durch eine nur 1/4 Meile breite Straße getrennt, der kleine Bughaz genannt. Diese Meerenge war zur Zeit, als Ephesos noch blühte, gewiß belebter als heute, denn durch sie bewegte sich der Verkehr mit Kreta, Rhodos, Ägypten u. s. w. Jahrhunderte lang war der kleine Bughaz einer der gefürchtetsten Schlupfwinkel der Seeräuber. Die alte Mykale, welche die große Niederlage der Perser gesehen, sollte nach 23 Jahrhunderten wieder der Schauplatz einer jener Feuerthaten des Helden Kanaris sein. Dort war unter Tahir Pascha ein türkisches Landungsheer vereinigt, um Samos zu unterwerfen; da gelang es dem kühnen Psarioten einen Brander an eine große Fregatte zu hängen, das Schiff explodierte, die Türken wurden von panischem Schrecken ergriffen und Samos war gerettet.

Die Südküste von Samos springt im Kap Kolonnä (Ἡραῖον) vor. Östlich desselben lag der hochberühmte Heratempel, erbaut von Rhoikos. Dort bewahrte man das uralte Holzbild der Göttin, ein Werk des Smilis von Ägina. Im Tempel stand die heilige Keuschlammstaude (Vitex agnus castus), den Ort bezeichnend, wo die große Göttin zuerst den Menschen erschienen. Eine Säule (für die Geschichte der Architektur von höchstem Interesse, weil von ganz abweichender Bildung, den Urtypus der jonischen Ordnung bezeichnend) steht noch aufrecht. Der Tempel war mit Statuen und Ge-

mälden reich geschmückt, einem Museum vergleichbar, bis Verres ihn plünderte. Während von all' diesen Schätzen nichts erhalten, hat uns der Vater der Geschichte einen Vorgang aufbewahrt, der gewiß geeignet ist, die Tempelstätte und die einsame Säule gar ehrwürdig erscheinen zu lassen. Periander, der grausame Tyrann von Korinth, sandte, um Rache an den Kerkyräern zu nehmen, 300 ihrer Knaben zu schmählicher Verstümmelung nach Sardis. Als die Schiffe in Samos anlegten und die Sache ruchbar wurde, rieten die Samier den Knaben, das Heiligtum zu umfassen. Tage und Nächte saßen die 300 Knaben dort; sie wegzureißen durften die Korinther nicht wagen. „Als sie den Knaben alle Lebensmittel verwehrten, hielten die Samier ein Fest, das sie noch jetzt feiern auf dieselbe Art. Nämlich wenn es Nacht wurde, die ganze Zeit daß die Knaben als Schützlinge da saßen, führten sie Reihentänze auf von Jungfrauen und Jünglingen und wenn sie die Reihentänze aufführten, richteten sie die Sitte ein, daß sie Kuchen von Sesam und Honig zum Opfer darbrachten, damit die Kinder der Kerkyräer sie wegnähmen und zu leben hätten. Und das geschah so lange, bis daß die Korinther, welche die Knaben bewachten, gingen und sie daließen." (III, 48.) Etwas gegen Osten vom Heräon lag die alte Hauptstadt Samos, von wo zu Polykrates Zeiten die Künste über die hellenische Welt ausstrahlten. Dort wirkte als Steinschneider und Künstler in Gold Theodoros, der Verfertiger jenes Ringes von Smaragden-Stein, in Gold gefaßt, welchen Polykrates ins Meer warf.

Die heutige Hauptstadt Vathy (βαϑύ, Tiefhafen) liegt 2 Meilen gegen Nord-Ost an der Nordküste; dort residiert als Hegemon (Fürst) von Samos Herr Konstantinos Photiadis. — Das Gymnasium zu Vathy entließ im vorigen Schuljahr 15 Abiturienten nach der hellenischen Universität. Obgleich

die Samier, wenigstens zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wie Tournefort bezeugt, es gar nicht so übel hatten (les Samiens vivent assez heureusement, et ne sont pas maltraités des Turcs; wahrscheinlich verschlimmerte sich ihre Lage später), — nahmen sie doch einen hervorragenden und zwar sehr glücklichen Anteil am Befreiungskampf. Auch im Verwüstungskrieg waren sie groß, indem sie das gegenüberliegende asiatische Gestade, soweit es von Türken bewohnt, in eine Wüste und Einöde verwandelten. Leider wußten sie sich selbst besser zu verteidigen als den unglücklichen Chioten beizustehen, die doch von ihnen zu vorzeitigem Aufstand verführt waren. Für sich erkämpften sie eine exceptionelle Stellung unter allen noch bei der Türkei verbleibenden Griechen. Sie haben einen von der Pforte ernannten christlichen Fürsten, der, unterstützt von einem Senate, die Insel ganz selbständig regiert und nur zu einer Tributzahlung verpflichtet ist. Samos besitzt in seiner Flagge das griechische Kreuz; nur ein schmaler roter Streifen deutet die Zugehörigkeit zur Türkei an.

Während ein Vergleich der armen Gegenwart mit dem großen Altertum fast auf allen Gebieten einen Rückgang für diese Küsten und Inseln erweist, so bietet doch der Wein von Samos eine Ausnahme; im Altertum verrufen und gescholten, ist jetzt der weiße samische Muskatwein ein hervorragendes Ausfuhrprodukt. Indem Samos mit seinem Gebirge sich unsern Blicken allmählich entzieht, steigt in der Erinnerung der größte Sohn dieser Insel, Pythagoras, empor, der, in Ägypten lernend, in Italien lehrend, sich zuerst einen Freund der Weisheit nannte.

Wir sind nun ringsum von Inseln und Festlandsküsten umgeben. Zur Rechten erscheint 2½—3 Meilen fern das vulkanische Eiland Patmos. Das Städtchen auf der Bergeshöhe, überragt von dem schloßähnlichen Kloster des heiligen

Christodulos (gest. 1111), ist deutlich durch das Fernglas erkennbar. Tiefer am Gehänge befindet sich die Offenbarungshöhle im Trachytfels mit einem kleinen Kloster überbaut. Aller Augen richteten sich auf das öde, nackte, hügelige Eiland, wo einst der Fischersohn vom See Gennezaret in der Verbannung lebte und mit seinem Feuergeiste die Zukunft schaute, ganz beseelt von der Erinnerung an seinen Meister, „der uns zu Königen und Priestern gemacht hat" (Off. 1. 6), seine großartige Vision mit den Worten schließend: „Ja, komm' Herr Jesu!"

Mit nicht geringerem Interesse und Hingebung wie wir Christen blickte, denn auch die Mohammedaner halten den heiligen Theologen (Agiasuluk) in großer Verehrung, ein vornehmer Moslim nach Patmos hinüber, nachdem er sich eben vom Gebet erhoben. Es ist ein türkischer Oberst, ein Bosnier, der sich zu seinem Regiment nach Damaskus begiebt. Da er außer türkisch und kroatisch nur etwa 12 französische Worte spricht, so ist leider der Verkehr mit ihm recht unvollständig. Seine farbenreiche Civilkleidung besteht aus einem hellblauen weiten Gewand, innen mit feinem weißen Pelz gefüttert, dazu weite Beinkleider von gelber Farbe. Er ist 40 Jahre alt und hat, wie der Kapitän, ein Cattarese, versichert, der sich mit ihm in slavischer Sprache unterhielt, tapfer bei Plewna gefochten. Der Oberst, mein Tischnachbar, an der Tafel der einzige Mohammedaner, zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Freundlichkeit gegen alle Mitreisenden, ja durch eine fast kindliche Gutherzigkeit aus, wie man sie bei einem türkischen Soldaten kaum erwarten sollte. Ich glaubte, daß eine Karte von Bosnien und der angrenzenden Teile Österreich-Ungarns unsern Verkehr erleichtern könnte, überzeugte mich aber dabei, daß seine geographischen Kenntnisse mit der türkischen Grenze vollkommen endeten. Weder von

Agram (Zagreb) noch auch von Fünfkirchen (Pecs) scheint er irgend eine Ahnung zu haben.

Drei Diener, unter ihnen ein Neger von riesenhaftem Wuchs und glänzend schwarzer Farbe, begleiten ihn. Unser mohammedanischer Freund beschämt alle Christen durch die Inbrunst seines Betens. Fünfmal am Tage trägt der Neger einen Teppich auf Deck und richtet ihn mit seiner Länge genau nach Mekka, was bei den vielfachen Kursänderungen des Schiffes gar nicht so leicht ist. Der Oberst kniet nieder, das Haupt gegen das Grab des Propheten gewendet, hebt die Hände empor, beugt das Haupt, berührt mit demselben den Teppich, erhebt sich, fällt wieder in die Kniee etc. Während dieser langdauernden Gebete beachtet er nichts um sich her; hat er geendet und der Diener den Teppich wieder gerollt, so giebt er durch Blick und Miene wieder seine freundliche Anteilnahme an allem zu erkennen. Um einen Bericht an die Regierung, wie er mir sagte, zu schreiben, ließ er sich, obgleich es an Tischen und Stühlen nicht fehlte, auf dem Verdeck nieder; beim Schreiben wurde das Papier auf der flachen Hand gehalten. Auch mehrere türkische Frauen sind an Bord, sie verweilen in einem besondern aus Segeltuch gebildeten Verschlag. Es scheint eine Herrin mit zwei Dienerinnen zu sein. Die erstere zeigt sich auf Deck nur mit ganz verhülltem Gesicht, sodaß man von den Zügen nichts ahnt; die beiden andern Frauen lassen die Augen und einen Teil der Nase unbedeckt. Ein größerer Kontrast ist nicht denkbar als zwischen der Türkin und der Chiotin, jene verbringt den Tag in fürchterlicher Trägheit, während die kenntnisreiche Griechin jede Minute, die sie nicht etwa ihrem Kinde widmet, zum Lesen und Schreiben benutzt.

Noch muß ich eines cyprischen Grundbesitzers erwähnen, der mir viele Mitteilungen über die Insel machte. Er war

von einem leidenschaftlichen Hasse gegen die englische Regierung erfüllt. Offenbar gewährte es ihm eine Befriedigung, dieser Empfindung Ausdruck zu geben, indem er mich bat, wo immer möglich seinen Klagen weitere Verbreitung zu verschaffen. Dieselben gipfelten namentlich in dem Vorwurfe, daß die Engländer die türkischen Gesetze in Geltung gelassen, dieselben aber nicht handhabten mit jener Nachsicht, mit dem Grundsatz des Lebens und Lebenlassens wie bisher, sondern mit englischer Rigorosität. Diese Auffassung der türkischen Gesetze mache das Leben auf Cypern für die Grundbesitzer unerträglich. Obgleich die Leidenschaft meinen Gewährsmann möglicherweise zu einer übertriebenen Ausdrucksweise hinriß, so will ich doch auch mitteilen, was er von der Unkenntnis der neuen Beamten berichtete. Die Engländer hätten eine Verordnung erlassen, daß die Beschädigung von Bäumen mit Gefängnis bestraft werden solle. Jeder mit der Behandlung der Maulbeerbäume Vertraute wisse indes, daß man, um den Baum zu schonen, nicht allein die Blätter, sondern auch Teile der Zweige abbreche. Zwei Geistliche, welche in solcher Weise Blätter und Zweiglein abgenommen, seien unbarmherzig verhaftet und trotz eifrigster Bitten in Haft behalten worden. – Der Kapitän des Schiffes, der wie manche Kapitäne des österreichischen Lloyd kein Wort deutsch spricht, erzählte von seiner Vaterstadt Cattaro und von der hingebenden Tapferkeit, mit welcher seine Landsleute der Republik Venedig gedient.

Ein schönes Schauspiel gewährt heute der Flug der Möven; viele, viele Stunden folgen sie dem Schiff mit bewundernswert rastlosem, kräftigem Flügelschlag. Zuweilen senken sie sich zur Wasserfläche nieder, berühren dieselbe einen Augenblick und heben sich dann wieder empor. Welche Muskelkraft gehört zu einem solchen Fluge, stets gegen einen

starken Süd ankämpfend! Zur Rechten haben wir die Kalksteininseln Leros und Kalymnos. Die erstere hat ein hügeliges Relief, bis 320 Meter hoch, enthält kleine wohlangebaute Ebenen und Baumpflanzungen; die stark ausgebuchtete Küste besitzt gute Häfen. Kalymnos ist felsig und nackt, sein Gebirge steigt bis 680 Meter empor. Die Worte Ovids: «Sylvis umbrosa Calymne» passen auf das steinige, nackte Eiland durchaus nicht mehr. Der Haupterwerb der Lerier und Kalymnier besteht in der Schwammfischerei. Sie sind als Taucher weitberühmt. Zu unserer Linken streckt sich jetzt das karische Gestade im Vorgebirge Budrun, der alten Halikarnaß, weit gegen Westen hin. Der Dampfer kommt auf kaum 2 Kilom. dem Festlande nahe, welches hier eine Menge spitzer Gipfel und zahnförmiger Felsen von rötlichem Farbenton darbietet. Leider blieben wir doch zu fern, als daß ich das Gestein hätte erkennen können. Offenbar ist aber Kalkstein an dieser höchst malerischen Küste nicht mehr das herrschende Gestein.

Der ganze südliche Horizont ist nun durch die langgestreckte (6 1/2 Meilen), schmale (1/3 bis 1 1/3 Meile) Insel Kos begrenzt. Nicht nur für unsern Horizont, als ein über die Fluten emportauchender Bergzug, bildet Kos eine bemerkenswerte Schranke zwischen den vorderasiatischen Inseln, auch das untermeerische Relief erfährt südlich der merkwürdigen Insel einen großartigen Wechsel. Gegen Norden ist das Meer seicht, sänke sein Spiegel um 90 Meter, so würden Kos, Kalymnos, Leros untereinander und mit dem Festland sich verbinden. Gegen Süden aber fällt der Meeresgrund schnell zu Tiefen von 1—2000 Meter und darüber. Dieser tiefe Absturz ist keineswegs auf die Küste Kleinasiens beschränkt, sondern dehnt sich gegen Westen bis Kap Malia (Lakonien) aus. Der inselreiche Archipel ist verhältnismäßig

seicht, tief hingegen die inselarme kretische See, von Cerigo gegen Karpathos, Nisyros und Kos ziehend. Der Anblick von Kos zeigt sanfte Hügel und fruchtbare Flächen; namentlich längs der Nordküste breitet sich ein ebenes Fruchtland aus, welches allmählich gegen die längs der Südküste hinziehende Gebirgskette (Gipfelhöhen 426, 466, ja in ihrer mittleren Erstreckung 841 und 874 Meter) emporsteigt. Durch die geologische Erforschung dieser merkwürdigen Insel hat sich Prof. Neumayr in Wien ein dankbar anzuerkennendes Verdienst erworben. Die Mitte jenes Bergzuges besteht aus Schiefern mit Marmoreinlagerungen. Darauf ruhen gegen Osten und Westen die gewöhnlichen Kreidekalksteine und gegen Nord-Ost wie gegen Süd-West sehr interessante Tertiärschichten, deren Studium Herrn Neumayr zu weitreichenden, für die Geologie des gesamten ägäischen Meeres überaus wichtigen Schlußfolgerungen geführt hat, unter denen vor allem die, auch schon von Spratt behauptete, einstige Existenz eines großen Süßwassersees an der Stelle des heutigen ägäischen Meeres. Auch an vulkanischen Gesteinen fehlt es auf der Insel nicht.

Da das Schiff in Kos nicht anlegt, so konnten wir nur aus der Ferne die paradiesische Umgebung der Stadt bewundern, hinter welcher die mit herrlichen Baumpflanzungen geschmückte Ebene sich sanft emporhebt. Unter den inmitten schöner Bäume liegenden Häusern ragt ein mächtiger Bau hervor, ein Kastell der Ritter von Rhodos. Die Stadt hat mit ihren zahlreichen Kuppelmoscheen und schlanken Minarehs einen durchaus orientalischen Charakter; sie ist fast ausschließlich von Mohammedanern bewohnt, während die Dorfbewohner Griechen sind. Nahe dem Kastell erblickte ich die mächtige, in der ganzen Levante berühmte Platane des Hippokrates, unter welcher der große Arzt (geb. 460 v. Chr. zu

Kos) seine Schüler belehrt und ärztlichen Rat gegeben haben soll. Der Stamm des Riesenbaumes mißt 9 Meter im Umfang, die mächtigen Zweige strecken sich weit aus. Zu ihrer Unterstützung hat man Marmorpfeiler errichtet. – Wie des größten Arztes, so rühmt sich Kos des größten Malers des Altertums. Apelles wirkte vorzugsweise auf dieser schönen Insel. Hier entfaltete sich sein hoher Genius.

Auch bei dem Anblick der Festlandsküste steigen große Erinnerungen aus dem hohen Altertum empor. Nur 2 Meilen gegen Nord-Ost liegt an der karischen Küste Budrun, die alte Halikarnaß, der Geburtsort der Geschichtschreiber Herodotos und Dionysios. – Dort erbaute die große Artemisia ihrem Gemahl Mausolos jenes Grabmal, welches als eines der sieben Wunder der alten Welt gepriesen wurde. Herodot, ihr Landsmann, hat auch ihren Ruhm verewigt mit folgenden Worten (VII, 99): „Die Artemisia verwaltete nach ihres Mannes Tode selber das Königreich und obwohl sie einen jungen Sohn hatte, zog sie aus bloßem Mut und Heldensinn mit in den Streit und hatte es doch gar nicht nötig. – Sie führte an die Halikarnasser, die Koer, die Nisyrier und die Kalydnier und hatte 5 Schiffe gestellt und von der ganzen Seemacht waren nächst den sidonischen ihre Schiffe die besten. Von allen Bundesgenossen gab sie dem Könige die besten Ratschläge." – Das schöne Meer, welches wir durchfahren, die Berge, welche wir erblicken, sie gehörten zum Reich der großen Königin. Artemisia kämpfte vor Xerxes Augen zu Salamis mit ihren Schiffen so tapfer, daß der Großkönig rief: „Die Männer sind mir zu Weibern geworden, die Weiber aber zu Männern".

Wir umschifften nun die Ostspitze von Kos, Kap Suka, so nahe, daß wir sie mit einem Steinwurf hätten erreichen können. In den Tertiärschichten (levantinische Stufe) dieses

Vorgebirges fand Neumayr eine Fülle von fossilen Resten. Indem wir die Fukaspitze passierten, kam uns plötzlich Nisyros in Sicht, ein prachtvoller, dunkler, zweigipfeliger Kegel, aus dem lichtvollen blauen Meere aufsteigend. Die Profillinie erinnert an den Vesuv und in der That gehört das Horn zur Linken (571 Meter) einem alten, dem Somma vergleichbaren Krater an, während der höhere westliche Gipfel (692 Meter) einem jüngern Eruptionskegel entspricht, wie es auch bei dem Vulkan am parthenopäischen Strande der Fall ist. Als wir die Vulkaninsel zuerst erblickten, war sie noch fast fünf Meilen entfernt; wir näherten uns ihr dann, indem das Schiff gegen Süd-Süd-West fuhr, bis auf 2½ Meilen. Bei der großen Durchsichtigkeit der Luft war es möglich, mit dem Glase den Hauptort der Insel, Emporion, hoch am Berge liegend, wahrzunehmen. Der Inselkegel Nisyros erhebt sich auf einer fast kreisförmigen, 1 Meile im Durchmesser haltenden Basis. Vom Meere aus steigen die Gehänge empor zu einem Ringwall, einem großen Krater, von mehr als ½ Meile Durchmesser. Es ist gewiß nicht ohne Interesse, daß zu einer Zeit, in welcher unter dem mächtigen Einfluß L. v. Buchs und Alex. v. Humboldts nur wenige Geologen an der Richtigkeit der Erhebungstheorie zweifelten, der Archäologe Prof. L. Roß Nisyros als einen Beweis gegen jene Ansicht anführte. „Das Eiland erscheint dem Laien (der in diesem Fall schärfer sah wie die meisten Fachgelehrten), die Hebungstheorie der Geologen in allen Ehren, doch nicht als ein fertig emporgehobenes Land, sondern gleichwie Thera, als der allmähliche Auswurf eines Vulkans, der den Rand seines Kraters immer höher aufbaute und ganze Lawinen von Asche und Bimstein und Ströme glühender Laven über seine Seiten niederrollen ließ."

Im Krater von Nisyros ist die vulkanische Thätigkeit

noch nicht erloschen. Roß fand in einer trichterförmigen, 100 Fuß tiefen, einige 100 Schritt großen Einsenkung an vielen Stellen kleine Spalten, in denen Schwefel kochte. Alle 20—30 Sekunden erfolgten dumpfe Detonationen, welche nach heftigen Regengüssen so stark sind, daß man sie 1 Stunde weit vernimmt. Dann steigt auch dichter Dampf aus der Tiefe auf. Im großen Krater erhebt sich, dem West-Rande genähert, ein hoher Kegel, auf dessen Gipfel ein kleiner Krater sich befindet. Nördlich und westlich von Nisyros liegen einige kleinere vulkanische Eilande, namentlich Yali, wo ohne Zweifel obsidianartige oder perlsteinähnliche Felsarten vorkommen, da ἡ ὕαλος, Schmelzfluß, Glas bezeichnet. — Wir nähern uns dem Kap Krio, der Spitze einer 15 Meilen langen Halbinsel. Hier herrschen Schichten von weißem und rötlichem Kalkstein, in große und vielfache Falten gelegt. Das Schichtprofil erinnert an die Felsen der Donau unterhalb Moldova. Die Schichtkrümmungen markieren sich um so deutlicher, da auf einer weißen eine rötliche Schichtmasse ruht. An einigen Stellen sind die Sättel zerstört. Leider geht das Schiff im Fluge vorüber an dieser jetzt so unwirtlichen, im Altertum hochgefeierten Stätte. Ein kleines Halbinselland (ca. 1500 Meter lang) springt vor, nur durch einen ganz schmalen Isthmos mit dem Land verbunden. Dort lag Knidos, das Haupt der dorischen Hexapolis; dort stand der Tempel der Aphrodite, für welchen Praxiteles das berühmte Marmorbild schuf.

Von Kap Krio fuhren wir an der langgestreckten knidischen Halbinsel hin, welche sich, im Norden begrenzt durch den Golf von Kos (Keramischer Busen), im Süden durch den von Symi, nur mittelst eines ganz schmalen Isthmos dem Kontinent anfügt. Da die Perser unter Harpagos die jonischen Städte zu unterwerfen begannen, beabsichtigten die

Knidier, den Isthmos durchgrabend, ihr Land zur Insel zu machen. Als aber, offenbar infolge göttlicher Schickung, wie Herodot glaubt (I, 174), die Arbeiter durch die springenden Felsstücke an allen Teilen ihres Leibes und vorzugsweise an den Augen verletzt wurden, sandten die Knidier nach Delphi und erhielten von der wahrscheinlich für die Perser gewonnenen Pythia den Spruch:

Ihr sollt am Isthmos Mauer nicht noch Graben ziehn,
Zeus macht' ein Eiland selbst daraus, gefiel es ihm.

So hörten die Knidier mit dem Graben auf und ergaben ihre Stadt ohne Schwertstreich den Persern. – Der Himmel hüllte sich in dunkles Gewölk, sodaß Rhodos uns erst erschien, als wir schon ganz nahe gekommen. Wir umfuhren ein kleines sandiges Vorgebirge und kamen in Sicht der Stadt Rhodos. Die „Minerva" warf etwa 500 Meter fern Anker. Die Passagiere mußten sich mit dem Anblick der Stadt begnügen, ohne sie, da das Schiff nur eine Stunde verweilte, betreten zu dürfen. Sanfte Höhen steigen hinter der berühmten Stadt empor; nur eine gegen Süden gelegene Höhe mit breiter Scheitelfläche besitzt einen steilen Absturz. Die vorzugsweise von Türken und Juden bewohnte Stadt mit ihren glorreichen christlichen Erinnerungen wird überragt von einer großen Zahl Minarehs und Moscheen. Einen besondern Schmuck der Stadt bilden die zahlreichen Palmen, welche sowohl innerhalb derselben als in der Umgebung ihre schönen Fiederkronen erheben. Während Rhodos von hohen starken Mauern umgeben ist, dehnt sich gegen Nord-West die offene freundliche, von Christen bewohnte Vorstadt Neomaras aus. Hier wohnen, wie man an den Flaggen erkennt, die Konsuln; auch eine katholische Kirche befindet sich dort. Wie der gewaltige Mauergürtel, so sind auch in der Stadt noch manche Bauten aus der Zeit der Ritter erhalten, namentlich

in der sogenannten Ritterstraße, welche an toskanische Bauart erinnern soll.

Im südwestlichen Teile der Stadt, welcher sich an einen sanften Hügel lehnt, ragen die in Moscheen umgewandelten Kirchen des heil. Johannes und der heil. Apostel empor. Die erstere, einst die Hauptkirche der Rhodiser-Ritter, ist nur noch eine Ruine seit dem Schreckensereignisse, jener furchtbaren Pulver-Explosion vom 6. Nov. 1856. Schon seit langer Zeit bestand bei der Bevölkerung die Überlieferung, daß unter der Johanniskirche noch aus früheren Jahrhunderten große Massen von Pulver vorhanden seien. Wiederholte Blitzschläge in die Kirche und das Minareh hielten die Furcht vor einem großen schrecklichen Ereignis wach, um so mehr als bei den Griechen der Glaube lebte, daß der Himmel die Umwandlung der Johanniskirche in eine Moschee furchtbar strafen werde. Mehrfach wurde der Pascha aufgefordert, die Unterbauten der Kirche genau durchforschen zu lassen, um zu ermitteln, ob das Pulvermagazin, von dem die Tradition berichtete, vorhanden sei. Alle Mahnungen scheiterten an der Indolenz der Behörde. Da trat die gefürchtete Katastrophe wirklich ein, der Blitz schlug in die Kirche und eine schreckliche Explosion erfolgte, welche nicht nur die Kirche selbst, sondern auch das Arsenal, das Konak (Regierungsgebäude) und einen großen Teil der Stadt zerstörte und 600 Menschen tötete. Diesem Schreckensereignisse folgte einige Jahre später ein furchtbares Erdbeben, welches den sog. St.-Michaels-Turm der Ritter, Araberturm von den Türken genannt, an der Spitze des westlichen Hafenmolos, niederwarf. Unser Kapitän war, wie er versicherte, Zeuge dieses Erdbebens. Bemerkenswert war seine Mitteilung, daß er gleichzeitig mit einem französischen Dampfer sich dem Hafen genähert habe. Während ein heftiger Stoß das Schiff getroffen, habe er den großen vier-

eckigen Turm (jetzt bezeichnet nur eine Schuttmasse die Stelle, wo er stand) am Hafen fallen sehen; eine ungeheure Staubmasse habe sich über der Stadt erhoben. Das französische Schiff sei plötzlich in seiner Fahrt gehemmt worden, da es durch die Erschütterung einen Maschinenbruch erlitten.

Wer gedächte nicht bei Rhodos jenes Kampfes mit dem Drachen, den Schiller zum Gegenstande eines der herrlichsten Gedichte gemacht hat! Das Ereignis soll der örtlichen Tradition zufolge in der sumpfigen Ebene 3/4 Meile südwestlich von Rhodos stattgefunden haben. Wenn bisher schon kaum gezweifelt werden konnte, daß der so bestimmt auftretenden Erzählung irgend eine Thatsache zu Grunde lag, so fällt auf jenen Kampf ein gewisses Licht durch die erst vor wenigen Jahren erfolgte Bestätigung des Vorkommens großer Krokodile in Palästina. Mit Rücksicht hierauf ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß auch in den Sümpfen von Rhodos bis in späte Zeit (der Drachenkampf des Ritters Deodat von Gozon soll im Jahre 1342 stattgefunden haben) Krokodile gelebt haben. Als wir mit Sonnenuntergang die Reede verließen, hatte sich der Himmel wieder aufgehellt. Eine lange Kette schön geformter Höhen, am Vorgebirge Alypo endend, erschien in violetter Farbenpracht auf rotem Grund. Hinter der Stadt leuchtete der Himmel wie von einem ungeheuren Brand, ein Schauspiel, welches an die Worte unseres großen Dichters gemahnte: „Stürzt Rhodus unter Feuerflammen".

Gegen Nord-Ost lag etwa 7 Meilen fern der Golf von Makri. Hier soll, wie mir ein Reisegefährte, Herr François Datody, Agent einer englischen Versicherungsgesellschaft, berichtete, vor einigen Jahren ein sehr heftiges Erdbeben stattgefunden haben, durch welches ein Berg zerrissen worden sei. Alle diese Küsten und Inseln von der tiefen korinthischen Spalte bis Palästina, von Rhodos hinauf bis Brussa

werden von der Erdbebengeißel heimgesucht, welche das ihrige beigetragen, so viele alten Baue, Wunderwerke der Welt, zu vernichten.

(43.) An Bord der Minerva, vor Larnaka, 26. April.

Wir trafen heute Morgen 9 Uhr hier ein, nachdem wir die Fahrt von Rhodos, 75 Meilen, in 36 Stunden zurückgelegt. Der gestrige Tag begann mit einem leichten Regen. Statt des inselbelebten Meeres, welches uns zwischen Chios und Rhodos umgab, schwammen wir gestern auf einer weiten Wasserwüste. Auch die Möven, welche im Archipel unsere beständigen Begleiter waren, verließen uns. Kein Land, kein Schiff kam während des ganzen Tages in Sicht. Doch schnell verging die Zeit, teils in angenehmer Unterhaltung mit der Familie Pantelides, den beiden jungen Amerikanern, dem Herrn Kapitän und so viel möglich auch mit meinem Nachbarn, dem türkischen Obersten, teils mit vorbereitenden Studien für Palästina. – Der Regen hörte bald auf, die Luft war überaus erfrischend und lind. Obgleich der Himmel bedeckt, konnten wir über die veränderte Richtung unseres Kurses nicht im Zweifel sein, da der Gebetsteppich unseres frommen Moslim uns stets die Himmelsrichtung angab. Die Gläubigen tragen zu dem Zwecke nicht selten einen kleinen Kompaß bei sich.

Bei Sonnenaufgang lag Cypern vor uns. Mehrere Stunden fuhren wir etwa 1 Meile fern längs der Küste, deren kahle Höhen hier keine ausgezeichneten Formen bieten. Um 8 Uhr warfen wir auf der Reede Anker. Larnaka-Skala (Skala bedeutet gleich dem italienischen Marina eine Hafenniederlassung) lag, etwa 1 Kilom. sich am sandigen Ufer hinziehend, vor uns. Die weißen, scheinbar dachlosen Häuser mit vorgebauten Arkaden oder mit einfachen Schatten-

dächern, zwei Minarehs, viele Palmen, welche in langer Linie hinter der Stadt gegen den lichtvollen Himmel ihre zarten Federkronen projizieren, geben dem Bild einen durchaus orientalischen Charakter. Auch einige christliche Kirchen sind sichtbar, die altehrwürdige Lazarus- und eine neue katholische Kirche. Gegen Norden und Nord-Ost hebt sich das Land von der Küste aus sehr allmählich, es gleicht einer Wüste ohne Pflanzenwuchs und gewährt demnach einen trostlosen Anblick. Anziehender ist die Aussicht nach Westen, in welcher Richtung der Horizont zwei übereinander aufsteigende Gebirgsprofile darbietet. Die nähere Berggruppe ist der kleine Olympos, auch Oros Stavro oder von den Franken Monte di Santa Croce genannt, 700 Meter hoch. Die 8 Meilen ferne Erhebung ist der große Olymp oder Troodos, mehr als 2000 Meter hoch. Die reichgegliederte Kette des großen Olymps erstreckt sich weithin am Gesichtskreis. Gegen Norden wird die Ebene von Larnaka durch eine Reihe wenig hoher Tertiärhügel begrenzt, welche, gleich der Ebene, nur Spuren von Pflanzenwuchs aufweisen. Daran reiht sich gegen Norden und Nord-Ost eine wenig hohe Küstenterrasse, welche am Horizont dem Blick entschwindet. Gegen Norden erscheinen, an zwei Stellen die näheren Hügel überragend, ferne Berge. Sie gehören der langen schmalen, aus Kalkstein bestehenden nördlichen Gebirgskette an, welche, jenen weit nach Nord-Ost ausgezogenen Fortsatz bildend, der Insel ihre so eigentümliche Form verleiht. Gänzlich verschieden von diesem mauerähnlichen Gebirgszuge ist das den Süden und namentlich den Süd-West der Insel einnehmende, aus älteren Gesteinen bestehende, im großen Olymp kulminierende Bergland, ein auf elliptischer Basis aufsteigendes, von zahlreichen Radialthälern durchschnittenes Massengebirge. Zwischen beiden Erhebungen dehnt sich die große centrale Ebene (Mesa-

voria) aus, welche vom Flusse Pedia, dem bedeutendsten der Insel, durchströmt wird.

Da die „Minerva" 8 Stunden vor Larnaka verweilte, so fuhr ich mit den Herren Vittum und Reed an Land. Der Himmel war wolkenlos, ein frischer Nord wühlte das Meer auf, sodaß die blaugrünen Wogen von herrlichen weißen Kämmen gekrönt waren. Bei der Landung bemächtigte sich unser ein englisch redender Führer, welcher uns zunächst nach der Lazaruskirche geleitete. In ihrem Äußern modernisiert, bietet sie im Innern ein höchst merkwürdiges Beispiel altbyzantinischer Bauart dar. Korinthische Säulen von heidnischen Tempeln befinden sich dort, deren Kapitäle sichtbar sind, während die Säulenschäfte in Pfeiler eingemauert. Man zeigte uns auch in einer kleinen Krypta den jetzt leeren Sarkophag des heiligen Lazarus, dessen Gebeine nach Venedig übergeführt sein sollen. Nach der Tradition der griechischen Kirche mußte Lazarus nach dem Tode des Herrn vor den Juden fliehen. Er wurde der erste Bischof von Kition, auf dessen Stelle das heutige Larnaka steht. Aus der Kirche begaben wir uns zur Begrüßung der leitenden Persönlichkeiten Larnakas nach der kleinen Citadelle am Meere, wo wir folgende Herren kennen lernten: den Regierungskommissar von Larnaka, Cobham, einen sehr freundlichen, des Deutschen vollkommen mächtigen Mann; den Polizeidirektor Hatfield, in roter Uniform, endlich Herrn Blattener, einen Deutschungar, Polizeiinspektor. Im Hofe exerzierten 12 Mann, ein seltsames Aggregat von Menschen, Neger, Araber, Griechen, zum Teil wild aussehende Gestalten. Das Kommando ist englisch. Komisch klang es, als bei Ablösung der Wache die rauhen orientalischen Gestalten die Parole in englischer Sprache austauschten. Herr Cobham machte mich darauf aufmerksam, daß in Larnaka ein recht unterrichteter Deutscher

wohne, Herr Ohnefalsch-Richter, der gewiß mir manche interessante Mitteilungen machen werde.

Zu ihm geleitete uns Herr Blattener, welcher, obgleich ein noch junger Mann, schon viele Länder gesehen, namentlich auch eine Reise um die Erde gemacht hat. Seine Sprachkenntnis (er spricht 7 Sprachen), sein energisches und doch freundliches Wesen mögen ihn in besonderem Maße für seine jetzige Stellung befähigen. Als eine Art von Amtsabzeichen trägt er eine Reitpeitsche. Da unser Begleiter, mit jedermann bekannt, auf der Straße unzählige Gespräche mit der vielsprachigen Bevölkerung anknüpfte, eine Menge von Geschäften im Vorübergehen abzumachen hatte, so kamen wir unserm Ziele, der Wohnung des Herrn Ohnefalsch-Richter, nur sehr langsam näher. Indes war der Anblick der Straßen nicht ohne Interesse, so elend sie auch einem europäischen Auge erscheinen. Über die als Bazar dienenden Straßen sind zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen Matten gespannt, welche so geflochten sind, daß sie eine genügende Menge von Licht durchlassen. In Herrn Ohnefalsch-Richter lernte ich einen Mann von vielseitigem Interesse und regem Geistesleben kennen. Nachdem er in Berlin und Halle Chemie und Ökonomie studiert, kam er bald nach der englischen Occupation hierhin, wo er eine mannigfache Thätigkeit entwickelt. Nach dem Maße seiner Mittel unternimmt er Ausgrabungen, sammelt naturhistorische Objekte, korrespondiert für hervorragende periodische Schriften, giebt in der Schule einer amerikanischen Dame Unterricht im Deutschen und im Zeichnen und hat endlich ein photographisches Geschäft. Herr Richter zeigte uns zunächst interessante Photographien von Gegenständen, welche er ausgegraben hat. Da er uns die in seinem Besitz befindlichen wichtigern neuen Werke über Cypern, namentlich Cesnolas herrliches Buch vorlegte, so war uns Gelegenheit

geboten, einen flüchtigen Überblick über die archäologischen Schätze des Landes zu gewinnen. Die cyprischen Schriftzüge weckten wehmütige Erinnerung an den feinsinnigen deutschen Gelehrten Dr. Johannes Brandis, der mit so großem Erfolge sich der Entzifferung dieser wunderbar gestalteten Zeichen widmete mit dem Ergebnis, daß hier das einzige Beispiel vorliege der Anwendung des Princips der Keilschrift auf einen griechischen Dialekt. Die cyprische Modifikation der Keilschrift besteht darin, daß ihre Zeichen Silben ausdrücken, indem für jede Verbindung eines Konsonanten mit einem der Hauptvokale ein eigenes Zeichen vorhanden ist. Mit der Erinnerung an Johannes Brandis, welcher bei seinen cyprischen Forschungen von frühzeitigem Tode überrascht wurde, verknüpfen wir diejenige an Dr. Justus Sigismund, einen jungen hoffnungsvollen deutschen Philologen, welcher 1876, mit der Untersuchung eines tiefen Grabes bei Amathus beschäftigt, in dasselbe hinabstürzte und auf der Stelle tot blieb.

Der Mitteilung des Herrn Richter zufolge birgt der Boden von Cypern noch eine Fülle von Schätzen, an deren Hebung wirksam teilzunehmen er durch eine Unterstützung seitens des Vaterlandes in der Lage zu sein hofft. Wir unternahmen nun einen Ausflug in die nähere Umgebung, vorzugsweise um das phönicische Denkmal Phaneromeni, ή φανερωμένη von der griechischen Bevölkerung genannt, zu besuchen. Bald hatten wir das offene Land erreicht, wo wir die Menschen, darunter viele Neger, bereits mit der Einbringung der Gerstenernte beschäftigt fanden. Doch nur ein kleiner Teil der baumlosen Ebene ist bebaut. Sie liegt, obgleich es im letzten Winter an Regen nicht fehlte, schon jetzt dürr und verbrannt. Cypern leidet, nach der Mitteilung Richters, außerordentlich unter Dürre. Es kommen regenlose oder regenarme

Epochen vor von einem, ja von zwei und mehr Jahren, infolge deren tausende von Menschen zur Auswanderung genötigt werden. Eine furchtbare Heimsuchung Cyperns bilden die oft wiederkehrenden Heuschrecken-Verwüstungen. Herr Richter machte mich auf die Täuschung aufmerksam, welcher man bei der großen Durchsichtigkeit des cyprischen Himmels anheimfällt. Ich schlug nämlich vor, den kleinen Olymp, der so verlockend vor uns lag, schnell zu ersteigen, wurde aber belehrt, daß er in gerader Linie $2^1/_4$ Meilen entfernt sei.

Bald hatten wir die nur 1 Kilom. gegen Westen vor der Stadt gelegene Phaneromeni erreicht, eine uralte, halb unterirdische Grabkammer, teils aus dem lebendigen Fels (einem sehr jungen tuffähnlichen Kalkmergel) gehauen, teils aus kolossalen Blöcken aufgeführt. Rings um die Totenstätte ist ein etwa 2–3 Meter tiefer Einschnitt gemacht, sodaß die mit dem Felsgrund verbundenen Wände des Heiligtums als freistehende Mauern erscheinen. Die Decke wird durch einen ungeheuren Steinblock gebildet, der nur auf der Unterseite zu einem flachen Gewölbe ausgehauen, auf der Oberseite eine unregelmäßige Fläche zeigt. Im Innern ist von frommer Hand ein sehr einfacher Altar aufgerichtet worden, dem niemals brennende Lichter und Weihgeschenke fehlen. Nach Richters Mitteilung werden im alten phönicischen Heiligtum namentlich Gebete um Kindersegen gesprochen. Es sollen überhaupt die alten Grabkammern, welche zu tausenden über die cyprische Insel zerstreut sind, vom Volke wo immer nur möglich zu Kultstätten durch Errichtung eines Altars und Anzündung von Kerzen eingerichtet werden. Auch beten, wie wenigstens Herr Richter versicherte, in denselben Grabkammern Griechen und Türken, zwischen denen hier jetzt ein leidlich friedliches Verhältnis bestehen soll. Übrigens sind die türkischen Dörfer und Städte schmutzig, elend, in offen-

barem Verfall, während die Griechen auch hier wie überall durch Thätigkeit und Intelligenz fortschreiten.

Wie Dr. Humann die Abnahme des türkischen Stammes für Kleinasien, so bezeugt General Cesnola, amerikanischer Konsul zu Larnaka (geb. 1832 bei Turin), der verdienstvolle Erforscher der cyprischen Altertümer, dasselbe für die Insel Cypern, der im Altertum der höchste Preis wegen ihres Reichtums und jeglicher Naturgabe erteilt wurde. „In Cypern", so sagt Cesnola, „verschwindet der osmanische Stamm schnell. Ich habe von dieser Thatsache mich während meines 10jährigen Aufenthaltes überzeugen können, und wurde auch von erfahrenen Personen belehrt, daß die Hauptstadt Levkosia, in welcher jetzt die christliche Bevölkerung bei weitem überwiegt, noch vor 40 Jahren mehr Türken als Griechen zählte." Die Osmanen zerstören selbst ihre Nachkommenschaft. Einsichtsvolle Türken, wenn sie auch diese verbrecherische Handlungsweise verurteilen, fügen doch zur Rechtfertigung ihrer Landsleute die stets gehörten Worte hinzu: „Der Türke ist zu arm, als daß er sich den teuren Aufwand von Kindern gestatten könnte". «If such a state of things», fährt Cesnola fort, exists also in the other provinces of Turkey, there is no need of anything but time to rid Europe of this degenerate race.»

Von der jetzt der Panagia geweihten Grabkammer wandten wir uns gegen Süden und erreichten das Ufer des nahen, etwa 4 Kilom. im Umfang messenden Salzsees, der ein sehr flach eingesenktes Becken in unmittelbarer Nähe des Meeres füllt. Im Sommer trocknet diese Lagune zuweilen ganz aus, eine glänzende Salzfläche auf dem Boden zurücklassend. Die Trostlosigkeit der Gestade dieses Sees wird freundlich unterbrochen und gemildert durch eine am jenseitigen, Nord-West-Ufer liegende Moschee, von einigen Bäumen umgeben. Dort wird das Grab einer Milchschwester, oder nach andern einer

Schwägerin Mohammeds, als eines der allergrößten Heiligtümer des Islams verehrt. Während diese Grabstätte, wie auch die Anwesenheit des vom Tode auferweckten Lazarus in Larnaka, dem alten Kition, nur auf frommer Überlieferung beruht, ist die Stadt durch das Zeugnis der Geschichte mit zweien der berühmtesten griechischen Namen verbunden. Hier starb 449, während er den Ort mit einer Flotte belagerte, Kimon, ein unter den griechischen Staatsmännern durch selbstlose Vaterlandsliebe hervorragender Charakter; hier wurde ferner 362 Zeno, der Begründer der stoischen Philosophie, geboren.

An einer Gartenanlage vorbei, wo eine Säule mit phönicischer Inschrift meine Aufmerksamkeit erweckte, schlugen wir den Weg nach Alt-Larnaka ein, welches allmählich von der Skala überflügelt wird. Herr Richter erzählte mancherlei von altheidnischen Bräuchen und Vorstellungen, welche sich auf der Insel erhalten haben. An die Ausschließung der Frauen aus dem Tempel der Aphrodite oder von gewissen Kultgebräuchen soll noch heute die Thatsache erinnern, daß ein besonders heilig geachtetes Bild der Panagia im Dorfe Troodítissa nur von Männern, nicht aber von Frauen geküßt wird. In Alt-Larnaka besuchten wir auch Mrs. Pflughardt, welche mit einer jüngern, des Deutschen kundigen Schwester ein neubegründetes Töchterinstitut leitet. Mit dem Mädchenunterricht beginnt überall im Orient ein neues besseres Leben; die Stellung der Frauen wird eine würdigere, die zukünftigen Mütter werden wieder auf die befreiende Erziehung der kommenden Generation den segensreichsten Einfluß üben, nachdem die langjährige Herrschaft der Türken bewirkt hat, daß auch bei den ihnen unterworfenen christlichen Völkern die Stellung der Frau herabgedrückt wurde. Die Erhebung der Frauen zu der westeuropäischen Bildung wird den Griechen

noch ein weit größeres Übergewicht über die Türken geben. Mrs. Pflughardts Anstalt schien mir vortrefflich eingerichtet zu sein. Die Schulzimmer luftig, hell und freundlich, überall Ordnung und Reinlichkeit, die Bänke nach den neusten orthopädischen Vorschriften. Müssen sich nicht die cyprischen Mädchen, welche solche Räume, solche Art des Lebens nicht gewohnt sind, in dieser Schule unter der Leitung der beiden genannten Schwestern im Paradiese wähnen? Ich hörte, daß in Larnaka durch die anregende Sorge der Damen auch Dilettanten-Konzerte gegeben werden.

Über die glühende, verbrannte Ebene wanderten wir zur Skala zurück. Die weißen Minarehs und Kuppeln, die Palmenkronen hoben sich vom blauen unbegrenzten Meere ab. Die Stimmung der Bevölkerung von Larnaka scheint, so weit wir sie erkundeten, eine gedrückte zu sein, wie sie gewöhnlich auf allzuhoch gespannte Hoffnungen zu folgen pflegt. Man gab sich von beiden Seiten, von englischer wie von cypriotischer, allzugroßen Hoffnungen hin, deren Zerstörung schmerzlich sein mußte. Die Bewohner von Larnaka sahen in der ersten Zeit der englischen Besitzergreifung stets etwa 30 Schiffe auf ihrer Reede liegen, zahlreiche Milordi besuchten die Insel und schienen hier ihre Schätze verzehren zu wollen. Großartige Hafenbauten, Bewässerungsarbeiten, Straßen etc. standen in Aussicht. Von all' dem ist nichts zur Ausführung gekommen und die Reede von Larnaka ist wieder verödet. Die fürchterliche Dürre der Insel, verbunden mit den herrschenden Fiebern, die langjährige Verwahrlosung des menschenarmen Landes haben sich einer Kolonisierung bisher entgegengestellt. Daß das Interesse für Cypern in England geschwunden, ist allgemeine Überzeugung der Bevölkerung, deren Wünsche wohl am meisten auf eine Vereinigung mit dem hellenischen Königreich gerichtet sind. Dann würden

auch Rhodos, Kos, Kreta bald ihren nationalen Anschluß finden. Eine Rückgabe Cyperns an die türkische Regierung ist selbstverständlich nicht wohl möglich.

Dankbar nahmen wir von Herrn Richter Abschied und kehrten um 5 Uhr wieder an Bord der „Minerva“ zurück, welche um 6 Uhr gegen Süd-Ost gewandt die Reise nach Berut fortsetzte. Indem wir uns von der Insel entfernten, hoben sich über die nähern Küstenhöhen die fernen Berge empor, — ihr mächtiges Haupt, von reichgegliederten Vorbergen umlagert, der große Olymp (Troodos). Auch die langgestreckte Gebirgskette der Nordküste stellte sich bald als eine zusammenhängende Profillinie dar. Sie kulminiert in mehreren hohen, regelmäßig gerundeten Kuppeln; auch einige spitze Pyramiden erscheinen. In der Abendbeleuchtung trat das Relief der Insel auf das deutlichste hervor, bis sie endlich, in goldenen Duft gehüllt, kaum noch vom lichterfüllten Himmel zu unterscheiden war. Nicht genug zu preisen ist die Schönheit dieses über den griechisch-syrischen Meeren sich wölbenden Himmels. Mehr noch als wir mögen sich des Anblicks erfreut haben die jugendlichen Völker, die zuerst diese Küsten bewohnten. Denn

„Wo jetzt nur, wie unsere Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.“

Wer kann ohne tiefe Bewegung der Vergangenheit, des wechselvollen Geschicks Cyperns gedenken? Ist es doch, als ob die Geschichte des Menschengeschlechtes sich spiegle in der Geschichte dieser Insel. Soviel Schönheit, Reichtum und Ruhm; — furchtbare Entartung, unerhörte Menschenvertilgung und unaussprechliche Schandthaten, langdauernde Leiden und Geistesnacht; — und endlich nach Jahrtausenden bleibt kaum etwas anderes als Hoffnung auf eine bessere Zukunft. —

An der Süd-West-Küste erschien zuerst die schaumgeborene Kypria; zu Paphos, auf weitausschauender Höhe, zu Füßen das Meer, im Hintergrund den hohen Olymp, stand ihr großes Heiligtum.

Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Was ist aus jener Stätte geworden, deren Schönheit das Altertum nicht Worte fand zu preisen, zu der von weit her Prozessionen zogen, wo mit Gesängen und Tänzen die Göttin gefeiert wurde? Dort liegt jetzt Kouklia, eines der ärmsten und elendesten unter den cyprischen Dörfern, während der Sommermonate verödet, da die Menschen anderswo Arbeit und den allernötigsten Lebensunterhalt suchen müssen. „Das Geschrei der Eule und anderer Nachtvögel, das jämmerliche Geheul der von ihren hungrigen Besitzern zurückgelassenen, verhungernden Hunde, welche das öde Dorf durchirren", das ist nach Cesnola das heutige Paphos.

Auch Paulus besuchte den Ort, damals Sitz des römischen Statthalters Sergius Paulus. Der große Apostel landete, von Seleucia kommend, in Begleitung von Barnabas und Johannes Marcus in Salamis (an der Ost-Küste, nahe der Mündung des Pedia gelegen), wo sie in der Juden Schulen das Wort Gottes verkündigten. Sie durchzogen dann die Insel und kamen nach der Stadt Paphos. Sergius Paulus, ein verständiger Mann, „rief zu sich Barnabam und Saulum und begehrte das Wort Gottes zu hören". „Er glaubte und verwunderte sich der Lehre des Herrn" (Ap. 13, 22). Zwei Menschenalter später war Cypern der Schauplatz des jüdischen Aufstandes gegen die römische Herrschaft, eine furchtbare Rache für die Unthaten, welche die römischen Cäsaren an den Juden begangen. Eine Viertel-Million Griechen sollen auf Cypern

von den Juden erschlagen worden sein (115 n. Chr.). Zwei Jahre später wurden unter Anführung des Feldherrn Turbo die Juden in Cypern sämtlich ausgerottet und Jahrhunderte lang durfte kein Jude die Insel betreten bei sofortiger Todesstrafe. – Nach der Teilung des Reiches kam Cypern an Byzanz. Nachdem die Insel 803 von Harun al Raschid erobert, herrschten daselbst bis 964 die Araber, dann folgten wieder christliche Herzöge unter nomineller Oberhoheit von Byzanz. 1191 nahm König Richard Löwenherz, um mehrere vom Herzog von Cypern ihm angethane Unbilden zu rächen, Amathus, schlug und entthronte den Herzog Komnenos. 1192 erwarb Guido von Lusignan die Insel durch Kauf, indem er zugleich auf das Königreich Jerusalem verzichtete. Bis 1372 erfreute sich Cypern friedlicher Zustände unter der Dynastie Lusignan. Dann folgten mannigfache Zerwürfnisse und Kriege mit Genua und Ägypten.

Ein natürlicher Sohn des letzten legitimen Königs aus dem Hause Lusignan Johannes, gest. 1456, Jakob, Erzbischof von Cypern, setzte sich mit Hülfe des Sultans von Ägypten in den Besitz der Insel und wurde als Jakob II. zum Könige ausgerufen. Er verbündete sich mit Venedig gegen die Genuesen und erbat vom Senat die Katharina Cornaro als Gemahlin. Der Senat bewilligte das Gesuch, sandte die Braut mit einer Ausstattung von 100,000 Dukaten und unter glänzendem Geleit nach Cypern. Schon nach wenigen Jahren starb der König sowie Katharinas junger Sohn. Nachdem die Königin 16 Jahre regiert, trat sie 1488 das Königreich an den Staat Venedig ab, in dessen Besitz die Insel 82 Jahre verblieb. 1570 nahmen die Türken nach Vollführung unbeschreiblicher Greuelthaten Besitz von der Insel. «Thus Cyprus was conquered, and is doomed to remain a part of the Turkish Empire as long as enlightened Christian powers, up-

hold by their jealousies, such an impracticable and monstrous government», schrieb General Cesnola 1877. Wohl eher als Cesnola geahnt, fand das untüchtige und ungeheuerliche Regiment der Türken in Cypern sein Ende; schon am 12. Juni 1878 nahm der englische Admiral Hay von der Insel Besitz. — Nachdem die Sonne untergegangen, erhob sich ein starker Süd; fast jedermann verzichtete auf die Abendtafel, sodaß ich mit dem Kapitän und dem Schiffsarzt allein blieb. Alle beweglichen Gegenstände mußten festgebunden werden.

(44.) An Bord der Minerva vor Berut, 27. April.

Die heftigen Bewegungen des Schiffes machten gestern Abend lange den Schlaf unmöglich. Endlich schlief ich fest ein. So versäumte ich das allmähliche Aufsteigen der syrischen Küste und des Libanon im Morgengrauen wahrzunehmen; denn als ich um $5^1/_2$ Uhr auf Deck kam, waren wir eben auf der Reede von Berut angelangt; der Anker rollte nieder. Die Sonne stieg gerade zur Rechten des breiten schneebedeckten Sannin (2608 Meter hoch, $4^1/_2$ Meilen fern) empor und goß ihre Lichtfülle über Stadt und Landschaft aus. Berut hat eine bewundernswerte Lage zwischen dem Kap (Ras) Berut und der St.-Georgsbai, wo die namentlich in ihrer Südhälfte fast geradlinig in nord-nord-östlicher Richtung streichende syrische Küste auf einer Strecke von $1^1/_3$ Meile gegen Osten läuft. Das Gestade von Berut erhebt sich zu einem sanften Hügelzug, welcher im genannten Vorgebirge ca. 100 Meter Höhe erreicht, während es sich in östlicher Richtung senkt gegen den in die Georgsbai mündenden Nahr (Fluß) Berut. Vom Meere gesehen gewährt die Stadt einen herrlichen Anblick. Sie löst sich, am Hügelzuge emporsteigend, gegen Osten, Süden und Westen in isolierte, villenähnliche Häuser auf, welche von reicher Baumvegetation umgeben sind. Neben Wallnußbäumen, Pistazien, Maulbeerbäumen, Feigen, Gra-

naten, Karroben (Johannisbrotbäumen), Lilas (Syringa persica) erblickt man zahlreiche Palmen. Die enggebaute Altstadt, nur etwa 1/3 Quadratkilom. groß, verschwindet fast unter dem Eindruck der mehrere Kilom. sich ausdehnenden Villenstadt. Auch der Baustein, ein gelblichbrauner Rudisten-Kalkstein, trägt zur Belebung des Bildes bei. Die Häuser erscheinen nicht dachlos, wie in den meisten orientalischen Städten. Flachansteigend, mit rötlichen Ziegeln bedeckt, haben sie ein europäisches Ansehen, welches durch die grünen Jalousien fast vor allen Fenstern noch erhöht wird. Den höchsten Reiz erhält dasselbe durch das schöne Terrassenland der Umgebung, welches von sanften, fruchtbaren Hügeln sich stufenweise auftürmt bis zum ewigen Schnee des Sannin.

Da die „Minerva“ erst gegen 6 Uhr abends die Reise nach Jaffa fortsetzen sollte, so blieb Zeit Berut zu besuchen. Die Stadt besitzt keinen sichern Hafen, sondern nur eine offene Reede. Kleinere Schiffe finden in der Bucht einigen Schutz vor Stürmen, größere sind genötigt, die offene See zu suchen. Der heutige klägliche Zustand des Hafenbeckens datiert aus der Zeit des großen Emir Fachreddin (erdrosselt zu Konstantinopel 1635), der, um eine Landung der Türken zu verhindern, gewaltige Steinmassen versenken ließ. Eine Verbesserung des Hafens ist ein ebenso allgemein gefühlter, wie unter der jetzigen Regierung schwer erfüllbarer Wunsch. In dem Maße als Saida nach dem Sturze Fachreddins sank, hob sich Berut. Auch nach den Metzeleien in Damaskus (1860) haben sich viele Christen nach Berut gewandt. Unter allen syrischen Städten ist Berut diejenige, in welcher europäischer Einfluß und christliche Bildung die festesten Wurzeln geschlagen. Was Smyrna für Kleinasien, das ist Berut für Syrien. Nachdem ich gelandet und einen Teil der Altstadt durchschritten hatte, suchte ich zunächst die unter Leitung der

ehrwürdigen Schwester v. Trotha stehende Diakonissenanstalt in der parallel und mit schönster Aussicht auf die Küste laufenden Christenstraße auf, wo ich mich der zuvorkommendsten Aufnahme zu erfreuen hatte. Die Diakonissen leiten eine Töchterschule, ein Waisenhaus und besorgen außerdem die Pflege der Kranken im Hospital des preußischen Johanniterordens. Mit größter Befriedigung nahm ich Kenntnis von der vortrefflichen Einrichtung der Schule und des Waisenhauses; es befinden sich in diesen Anstalten außer Maroniten- auch Drusenkinder.

Geleitet vom Hauswart der Anstalt, einem im Schellerschen Waisenhause zu Jerusalem erzogenen Abyssinier aus Gondar, dessen Fähigkeiten leider seinem lebhaften Wunsche, Prediger zu werden, wenig entsprachen, begab ich mich dann zur Familie Pantelides in die Altstadt. In der engen, menschenerfüllten Straße trafen viele Kinderstimmen mein Ohr. Ich blickte durch offene, nicht verschließbare Fenster in eine arabische Schule. Der Lehrer befaßte sich sehr eingehend mit einigen wenigen Kindern, während alle übrigen, sich selbst überlassen, mit Lesen beschäftigt waren. Keines nahm auf das andere Rücksicht, jedes buchstabierte laut und schreiend, was die kleine Kehle nur leisten konnte. An der einen Seite des Schulraumes befand sich eine bankähnliche Erhöhung und in dieselbe eingesenkt zwei mohammedanische Grabstelen, deren eine mit arabischen Schriftzeichen, die andere mit dem auf Grabsteinen häufig angebrachten Rebenrelief geschmückt war. Mein Begleiter behauptete, es sei wirklich ein Grab — in einem Schulsale! — Herr Pantelides mit den Seinigen hatte inzwischen bei einem hier etablierten Bruder Wohnung genommen. Beide Familien erwiesen mir alle erdenklichen Freundlichkeiten; ich mußte sofort an einem reichlichen Frühstück teilnehmen und erhielt schließlich einen schweren Sack

mit Versteinerungen, namentlich Fischabdrücken vom Libanon — leider meist nur Fragmente —, verehrt.

Ein fernerer Besuch galt dem Syrian Protestant College, gegründet von der Syria Mission der Presbyterialkirche Amerikas. An dem großen Werke der geistigen Befreiung Syriens nehmen seit zwei Menschenaltern die Amerikaner einen hervorragenden Anteil. Das Syrian Protestant College, ein Ruhmesanspruch Amerikas, ist die großartigste und wohlthätigste Stiftung, welche unter dem Schutze der christlichen Mächte in Syrien ins Leben gerufen worden ist. Die im Jahre 1865 gegründete, seit 1873 in zwei prachtvollen Hauptgebäuden nahe dem Ras Berut befindliche Anstalt bezweckt einen leitenden Einfluß auf den höhern Unterricht Syriens auszuüben und eine möglichst große Zahl religiös-gesinnter Lehrer, Missionare, Ärzte u. s. w. zu bilden. Sie umfaßt eine dreijährige Vorbereitungsschule (Zahl der Zöglinge 43), eine vierjährige Mittelschule (29) und eine vierjährige medizinische Fakultät, mit welcher außerdem eine zweijährige pharmazeutische Abteilung verbunden ist (49). In der Vorschule, in welcher Knaben nicht unter 10 Jahren Aufnahme finden, wird vorzugsweise Englisch, als Unterrichtssprache der Anstalt, außerdem Arabisch, Französisch, Arithmetik, Geographie, Religion gelehrt, die Mittelschule fügt diesen Lehrgegenständen Latein, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften hinzu. Die medizinische Fakultät begreift das vollständige medizinische Studium. Das Schulgeld beträgt in der Vor- und der Mittelschule 5, in der medizinischen Schule 10 türkische Pfund (à 20 M. 70 Pfg.). Die Zöglinge der Mittelschule bezahlen indes auch in der medizinischen Schule nur 5 Pfund. Mit der Anstalt ist auch ein Internat verbunden, in welchem 12 resp. 20 Pfund für Kost und Wohnung jährlich bezahlt werden. Das Syrian Protestant College

hat von 1871 bis 1880 118 Graduierte entlassen, unter ihnen 49 Ärzte, welche in den verschiedenen Ländern des Orients, namentlich im Paschalik Libanon, in segensreicher Weise thätig sind.

Die Anstalt besitzt neben speziellen, dem medizinischen Studium dienenden Museen auch geologisch-mineralogische, zoologische, botanische Sammlungen, einen physikalischen Apparat, ein chemisches Laboratorium und eine Bibliothek. Der Bau des astro-physischen Observatoriums ist eine Stiftung Henry Lees aus Manchester, während sämtliche Instrumente durch Prof. van Dyck angeschafft und zur Verfügung gestellt wurden. Mit dem Syrian Protestant College ist das vortreffliche preußische Johanniter-Hospital (63 Betten) in der Weise verbunden, daß die amerikanischen Ärzte demselben ihre Dienste widmen und die Studierenden darin klinische Anleitung erhalten. Die Krankenpflege besorgen im Hospital 5 Kaiserswerter Diakonissen. Über 600 Kranke, davon etwa die Hälfte chirurgische Fälle betreffend, haben während des letzten Jahres im Hospital Aufnahme gefunden. 13,872 Konsultationen fanden statt. Unter den Studierenden bestehen zwei wissenschaftliche Gesellschaften, deren eine der englischen, die andere der arabischen Sprache sich bedient. Die Sitzungen finden alle 14 Tage unter dem Vorsitz eines Mitgliedes der Fakultät statt. Um die segensreiche Wirksamkeit des College auch mittellosen Jünglingen zu gute kommen zu lassen (Syrien-Palästina ist ja kein reiches Land) erging vor kurzem seitens der Syria Mission ein Aufruf zur Gründung von 100 Freistellen à 1200 Dollars. Fernere Wünsche beziehen sich auf die Gründung einer Professur für reine und angewandte Mathematik, um die Ausbildung von Ingenieuren anzubahnen. Hierfür werden 30,000 Doll. verlangt. Bei der hochherzigen Freigebigkeit

der amerikanischen Nation ist kaum zu zweifeln, daß die nötigen Mittel bald zur Verfügung gestellt werden.

Ich hatte mich im Syrian Protestant College nicht nur der zuvorkommendsten Aufnahme seitens des verehrungswürdigen Präsidenten Rev. Daniel Bliß und seiner Familie zu erfreuen, sondern lernte auch in Rev. Edwin Lewis, Prof. der Chemie und Geologie, einen hervorragenden Fachgenossen persönlich kennen. Durch die Bemühungen des Prof. Lewis besitzt das College eine sehr reiche Sammlung syrischer Versteinerungen. Die berühmten Libanon-Fische von Hakil und Sahil-Alma (sie gehören der mittleren Kreideformation und zwar dem Turon an) sind zahlreich und in ausgezeichneter Schönheit vorhanden. Herr Lewis hatte die große Güte, mir viele vortrefflich erhaltene Exemplare zu verehren, unter denen die Species Leptosomus macrurus, Spaniodon Blondelii, Eurypholis Boissieri und longidens, Rhinellus furcatus und namentlich Cyclobatis oligodactylus vertreten sind. Ein besonderes Juwel ist die Platte mit dem letztgenannten Fische. Es ist ein stachelloser Roche, 7—8 Centimeter lang, 5 bis 6 breit, gleich den Torpedo-Arten ringsum von Flossenstrahlen, wie von einem Glorienschein, umhüllt. — Die häufigste der Libanon-Species ist der kleine Leptosomus macrurus, der zuweilen in tausenden von Individuen zusammengedrängt die Kalkschieferplatten bedeckt. Der Anblick solcher Tafeln mit zahllosen, anscheinend plötzlich, vielleicht infolge von Eruptionen irrespirabler Gase, verendeten Fischen gewährt uns ein Bild des massenhaften Sterbens in der Natur.

Ein großes Interesse bietet auch die Kollektion der Jura-Versteinerungen vom Hermon, des einzigen bisher bekannten, von Herrn Lewis entdeckten Vorkommens dieser Formation in Syrien. Die drei Professoren der medizinischen Fakultät, die Herren Doktoren van Dyck, John Wortabet und George

Post gehören zugleich zu den geschätztesten Ärzten der Stadt. Nicht ohne Anregung und thätige Unterstützung der amerikanischen Mission gründete der Syrer Bustrus Bistani eine große evangelisch-arabische Schulanstalt, welche eine ausgebreitete segensreiche Thätigkeit entfaltet. Nimmt man hinzu, daß auch von englischer (British Syrian Schools etc.), sowie von französischer Seite (Sœurs de charité de St.-Vincent de Paul. Dames de Nazareth) vortreffliche Bildungsanstalten geleitet werden, denen sich die Schule der Franziskaner der Terra Sancta, der Jesuiten, die italienische Schule, sowie das Kollegium der orthodoxen (griechischen) Kirche anreihen, so wird die Mitteilung eines Syrers verständlich, in Berut böte sich der einheimischen Bevölkerung eine solche Fülle von wissenschaftlichem Unterricht dar, daß darunter die gewerbliche Ausbildung etwas zu sehr zurücktrete.

Das ganze höhere geistige Leben Syriens wird von den christlichen Staaten inspiriert. Die türkische Regierung, eine Fremdherrschaft, steht all' diesen edlen Bestrebungen absolut teilnahmlos gegenüber. Es ist für einen Europäer nicht leicht, sich ein solches staatliches Verhältnis nur einigermaßen klar zu machen. Hoffentlich zum letzten Male in dem weiten zerfallenden Reich hat in Syrien 1860 die türkische Regierung ihr oft geübtes, fluchwürdiges Herrschermittel angewandt, indem sie Völker und Religionsgenossen zu gegenseitigem Zerfleischen antrieb. So begünstigte sie die Metzeleien der Drusen, denen tausende von Christen zum Opfer fielen; 6000 Maroniten wurden in Damaskus, 1800 in Saida und ungezählte in den Dörfern des Gebirges erschlagen. Eine der rühmlichsten Thaten des Kaisers Napoleon III. war es, daß er sofort ein Expeditionskorps unter General Beaufort in Berut landen und die Maroniten unter den Schutz Frankreichs stellen ließ. Die Bildung eines besonderen Paschaliks Libanon unter

einem christlichen Gouverneur, Rustem Pascha, ist gleichfalls vorzugsweise dem Einfluß Frankreichs zu verdanken. Leider wurde Berut vom Libanon-Gebiet ausgeschlossen, wie auch Tripolis und Saida. Doch blüht seit der Begründung jenes christlichen Paschaliks als Hafenplatz Djune ($2^1/_4$ Meilen nordöstlich von Berut) empor.

Das Werk der Humanität, der Mission im weitern Sinne, wie es im syrischen Emporium mit bewundernswerter Hingebung von den verschiedenen Religionsgenossenschaften gefördert wird, kann freilich nur gedeihen, wenn unter den Christen der Geist gegenseitiger Glaubensduldung herrscht. Auch in dieser Hinsicht waren die im Syrian Protestant College empfangenen Eindrücke überaus wohlthuend, sodaß ich an die Worte erinnert wurde, welche Paulus an die römische Gemeinde schrieb: „Hast du den Glauben, so habe ihn bei dir selbst vor Gott“ (Röm. 14. 22). So wenig Erfolge die syrischen Missionen unter den Mohammedanern auf dem Gebiet des Glaubens bisher aufzuweisen haben, so wäre es allzu kleingläubig, an der religiösen Wiedergeburt derselben zu verzweifeln. Die unermeßlichen Wohlthaten in Unterricht und Heilung, welche von den christlichen Nationen über Syrien ausströmen, werden allmählich die harten Herzen schmelzen, und um so eher, je mehr der gemeinsame Glaube an den Einen Gott betont wird.

Nach nur allzu kurzem Beisammensein mußte ich die verehrte Familie des Präsidenten wieder verlassen. Rev. Bliß geleitete mich in den Garten, von dem man die herrlichste Aussicht auf das Meer und die reichbelebte Küste genießt. Auf den Djebel Sannin weisend, sprach er von dem prächtigen Hochthal der Bĕkaa, jetzt eine einzige Getreideflur, jenseits der Schneegebirge. Dort wohne in dem schönen Zahle sein Schwiegersohn Rev. Dale, ein Mitarbeiter an dem großen Werk der Wiedergeburt und geistigen Befreiung Syriens.

Ich darf nicht verschweigen, daß, als unsere Unterhaltung sich auf die türkische Regierung wandte, Herr Bliß dem Gefühl seiner tiefen Verachtung Ausdruck gab.

Den Nachmittag verwandte ich in Begleitung der Herren Reed und Vittum zu einem Ausflug auf der Straße nach Damaskus. In den Vorstädten von Berut sieht man viele schöne, wenngleich leicht gebaute, meist mit Schattenarkaden versehene Häuser. Als Schmuck besitzen sie gewöhnlich in der Mitte der Vorderseite drei mit reichem Stabwerk versehene Fenster. Zuweilen zeichnet sich auch das Dachgesims durch reichere Architektur aus. Die sanfte Bodenwölbung von Berut überschreitend, senkt sich die durch eine französische Gesellschaft gebaute und verwaltete Damaskusstraße in die mit Baumpflanzungen und zahlreichen Palmen geschmückte Ebene des Berutflusses. 2 Kilometer südlich der Stadt beginnt die berühmte Pineta, ein Fichtenwald (Pinus maritima), welcher die Fläche zwischen der Straße und den Sanddünen der Küste einnimmt. Dieser Bannwald, zum Schutz der Baumpflanzungen und Fluren gegen die roten Sandhügel durch Fachreddin gepflanzt, besteht teils aus alten, prachtvollen Stämmen, deren schirmförmige Wipfel ein geschlossenes Laubdach bilden, teils aus jungen Bäumen, welche sich im Kampf gegen die Sandverwehungen erst bewähren müssen. Die Ebene ist vorzugsweise mit Maulbeerbäumen bepflanzt, über welche hunderte von Palmen hervorragen. In solcher Zahl hatte ich diese wunderbaren, allen nordischen Baumtypen so unähnlichen Formen noch nicht gesehen.

Die Straße erreicht, gegen Süd-Süd-Ost die Fruchtebene durchschneidend, die Vorhöhen des Libanon, welche aus Schichten eines bräunlichen Kalksteins bestehen, dessen Oberfläche durch Verwitterung meist außerordentlich zerschnitten und durchlöchert ist. Es sind dieselben Schichten, welche auch

am Ras Berut anstehen. An den höhern Bergprofilen wird rötlich-brauner Sandstein sichtbar, welcher, einer untern Abteilung der Kreideformation angehörig, infolge von Verwerfungen hier hoch über der jüngern Etage erscheint. Ich setzte die Wanderung bis in die Nähe des Khan Djemhur 10½ Kilom. von Berut fort, wo sich eine prachtvolle lehrreiche Aussicht, namentlich gegen West-Nord-West auf die Küste enthüllt, ein fast unabsehbarer Garten von Oliven- und Maulbeerbäumen, begrenzt durch den Schutzwald, die Pineta, dahinter die roten Sanddünen und das blaue Meer; gegen Osten auf das in mächtigen Terrassen sich aufbauende Gebirge. Gegen Nord-Ost zieht die tiefe Salima-Schlucht den Blick auf sich. Salima und Hammana sind die beiden Zweigthäler des Nahr Berut, jenes am nordwestlichen, dieses am südwestlichen Gehänge des Djebel Kneysseh (2030 Meter hoch), der südlichen Fortsetzung des Djebel Sannin, entspringend. Ich hatte hier ein erstes Beispiel jener tiefen Schluchten des Libanon vor Augen, welche, einen so bezeichnenden Zug des „weißen Gebirges" bildend, nicht ohne Einfluß auf das Völkerleben in demselben waren. Vom Khan Djemhur (380 Meter hoch) das Land und Gebirge überblickend, fühlte ich mich jetzt erst im Orient, soweit übertraf die mich umgebende Natur alles, was ich bisher in Griechenland, auf den Inseln und an den Küsten Kleinasiens gesehen. Sind gleich die hohen Berge steinig und felsig, so fehlt es doch in der über Berut aufragenden Gebirgswelt nicht an fruchtbaren Gehängen, nicht an Quellen und Bächen, welche unter den Strahlen der südlichen Sonne eine üppige Vegetation ins Dasein rufen.

Zurückwandernd begegnete ich dem riesenhaften Neger, welcher, seinem Herrn vorausfahrend, einen Transport geleitete. Hoch auf seinen Packstücken sitzend, reichte er mir freund-

lich und vertraulich seine mächtige Hand, indem seine erheiterten Züge die blendend weißen Zahnreihen zeigten. Um 6 Uhr waren wir wieder (die Herren Reed und Vittum hatten auf schnellen Pferden ihren Ritt noch etwas weiter ausdehnen können) auf der „Minerva", welche nach Sonnenuntergang die Reede verließ. Während das Schiff seinen Kurs nach dem Ras Berut nahm, grüßten wir im Geiste die schöne Stadt, vor allem das deutsche Diakonissenhaus und das Syrian Protestant College, wo wir so viele wohlthuende Eindrücke empfangen. Unter den neu hinzugekommenen Passagieren waren Herr Dahl aus Krefeld, Herr Leutzinger aus Glarus, Herr Meyer aus Freudenberg in Württemberg, sowie einige deutsche Ordensbrüder mit braunen Kutten, Holzsandalen, schönen weißen Bärten, welche nach dem heiligen Lande zogen. Wir waren Deutsche, unser aller Ziel war Jerusalem, das alte und das neue, und so fanden sich der freundschaftlichen Anknüpfungspunkte viele; Herr Leutzinger, in Berut wohnend, des Arabischen mächtig, war ein besonders willkommener Reisegefährte.

(45.) Jerusalem, 28. April.

Die Sehnsucht nach dem Anblick des heiligen Landes trieb uns schon früh auf Deck, die ehrwürdigen Brüder, Signori della Corda, wie sie von dem italienischen Schiffspersonal genannt wurden, sowie die Herren Reed und Vittum schauten auch schon unverwandt nach der langgestreckten Küstenlinie hin. Ohne landschaftliche Reize ist vom Meere gesehen die Küste Palästinas. Während über dem phönicischen Gestade der Libanon (Dahr el Khotib 3063 Meter, Djebel Sannin 2608 Meter und der Hermon 2860 Meter) sich erheben, bietet der Anblick des gelobten Landes südlich des Karmel eine niedrige, geradlinige Küste dar. Hinter langgestreckten Dünen breitet sich, sehr allmählich gegen Osten

ansteigend, eine etwa 2—3 Meilen breite Ebene aus, welche von einem weißlichgrauen Gebirgsrücken mit einförmiger Profillinie begrenzt wird. Es ist das Gebirge von Samaria und Judäa, welches, in seinen Gipfeln 900 Meter erreichend, als ein sanftes breites Gewölbe die Küstenebene von der Tiefebene des Jordanthales scheidet. Die langgezogene Profillinie wird nur durch einen bemerkenswerten Einschnitt unterbrochen, die Senkung zwischen den Bergen Ebal (924 Meter) und Gärîsim (865 Meter), in welcher Nabulus (Sichem, 572 Meter hoch) liegt. Man könnte wähnen, daß ein Gebirge von 800—900 Meter Höhe, selbst in einer Entfernung von 4—5 Meilen, einen imponierenden Eindruck gewähren müßte. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die große Klarheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre läßt die Gebirge kaum halb so fern erscheinen, als sie wirklich sind. Indem wir alsdann den Elevationswinkel mit der anscheinend geringeren Entfernung verknüpfen, unterschätzen wir die Höhe der Berge. Die vielgerühmte Klarheit des syrischen Himmels bedingt nicht nur, daß uns das Relief des heiligen Landes weniger erhaben und weniger reich gegliedert erscheint, als es in Wahrheit der Fall ist, sie erweckt auch in dem Reisenden aus weniger sonnenreichen Himmelsstrichen die schmerzliche, immer neue Täuschung, daß das Wanderziel nahe sei, da es doch noch ferne ist.

Etwa 1 Kilom. von der Küste läßt der Dampfer vor Jaffa den Anker fallen. Die Reede starrt von Klippen, sodaß die Anfuhr nur bei ruhiger oder wenig bewegter See gefahrlos ist. Die kleine Stadt bedeckt mit dichtgedrängten Häusern einen etwa 30 Meter hohen rundlichen Hügel. Die Küstenfelsen, welche den Baustein der Stadt geliefert haben, bestehen aus einem bräunlichgelben kalkigen Sandstein, einer jungen Meeresbildung, entstanden durch Verkittung des Küsten-

sandes. Dieser Kalksandstein (zuweilen tuffähnlich, zuweilen konglomeratähnlich) ist als Küstenbildung längs des palästinensischen und phönicischen Gestades sehr verbreitet. An diesem Felsen von Jaffa haftet, den Orient mit dem Occident verbindend, eine der ältesten Sagen. Andromeda, der Kassiopeia Tochter, war dem Seeungetüm zum Raube angeschmiedet, bis der Held Perseus sie befreite.

Die Landung war, da die See ziemlich hoch ging, nicht ohne Schwierigkeiten. Das Boot, welches uns an Land bringen sollte, wurde von den Wogen furchtbar auf und nieder geschleudert, sodaß man, auf der Schiffstreppe stehend, dasselbe bald im gleichen Niveau, bald 4—5 Meter unter sich erblickte. Einige Pilger und Pilgerinnen erbleichten und waren einer Ohnmacht nahe, als sie nicht mehr fern dem Ziele ihrer weiten Reise in den tobenden Wogenschwall hinabblickten. Indes ging alles vortrefflich, als man sich entschloß der Anweisung der Bootsleute willig zu folgen. Der Pilger setzt sich auf das Fußbrett (Podest) der Falltreppe und wird im richtigen Moment als ein willenloses Objekt von starken Armen erfaßt und in das Boot befördert. Die Einfahrt in das kleine klippenstarrende Hafenbecken über eine schmale Felsenbarre hinweg ist nicht ganz ohne Gefahr. Unter lautem Geschrei der arabischen Bootsleute schleuderte eine mächtige Woge uns in das stille Wasserbecken hinein. Am Lande wartete unser eine wilde Scene, indem mindestens 100 Menschen, die schmale Fläche am Hafenplatze füllend, sich dienstbereit auf uns stürzten.

Sehr gnädig vom Zollamt behandelt, folgten wir trepp-auf und -nieder den ganz engen, meist überwölbten Straßen des Städtchens und gelangten auf den kleinen Platz am Jerusalemerthor, von wo die Wagen nach der heiligen Stadt abfahren. Da wir «El Kuds» (das Heiligtum) heute noch

erreichen mußten, so mieteten wir sofort den mit einem Schattendach versehenen Wagen des Wilhelm Grünberg von der Tempel-Kolonie. Unser Fuhrherr, der uns gut und redlich bediente, war als Knabe mit seinen Eltern aus Württemberg nach dem südlichen Rußland ausgewandert. Da später der Vater, hochbetagt, in Jerusalem zu sterben wünschte, so siedelte die Familie dorthin über. Nachdem er in heiliger Erde gebettet, kehrte die Mutter zurück, während Wilhelm in Jaffa blieb und den Templern sich anschloß, deren Kolonien (Jaffa, Sarona, 4 Kilom. nordöstlich von Jaffa, Haifa am Fuß des Karmel, Rephaim, 1 Kilom. südwestlich von Jerusalem) eines blühenden Zustandes sich erfreuen sollen. Grünberg sprach ein ganz seltsames Deutsch, welches sich auch dadurch auszeichnete, daß er kein „h" mehr aussprechen konnte. — Die nächste Umgebung von Jaffa bildet ein Pflanzenparadies von üppiger Schönheit. Mit den Agrumi-Bäumen, welche gleichzeitig goldene Früchte und duftende Blüten tragen, wechseln rotblühende Granatbäume, Feigen, Mandeln, Sykomoren und andere Fruchtbäume. Opuntien von riesigem Wuchs, deren breite blattähnliche Organe mit schönen gelben Blüten geschmückt sind, bilden die undurchdringlichen Gehege der Gärten und Wege. Die unvergleichlich üppigen Baumgärten dehnen sich mehrere Kilometer weit gegen Nord-Osten, Osten und Süden aus. In den Orangengärten um Jaffa muß man das Wachstum dieser Bäume sehen, um sich bewußt zu werden, daß Asien die Heimat dieser Wunderbäume mit goldenen Früchten (Aurantiaceen) ist. Der in geringer Tiefe wasserreiche Boden und die subtropische Sonnenglut bedingen ein Wachstum und eine Formenschönheit der Bäume mit den Hesperidenäpfeln, wie sie in Europa nirgends erreicht wird. Diese Orangengärten, deren Erzeugnisse die wichtigste Ausfuhrware Jaffas bilden, sind alle erst seit dem

Beginn dieses Jahrhunderts gepflanzt an Stelle der im französisch-türkischen Kriege 1799 zerstörten Pflanzungen.

Nicht nur die Natur, auch die begegnenden Menschen fesseln unsere Aufmerksamkeit. Fast alle Farben sind vertreten; auch viele typische Negergesichter mit vorspringendem Munde, breiter flacher Nase. Einen seltsamen Eindruck macht, aus einiger Entfernung gesehen, die schwarze äthiopische Gesichtsfläche mit dem weißen Horizontalstreifen der fast immer sichtbaren Zähne. Ernst ritt ein Mohammedaner in reichem Kleiderschmuck auf Jaffa zu, ihm folgend seine beiden tiefverschleierten Frauen in korbähnlichen Behältern zur Rechten und zur Linken eines Kamels. – Wilhelm Grünberg erkannte die verschiedenen Religionsgenossen sogleich an ihrer Tracht. Ein Kilom. fern von Jaffas Mauern liegt am Wege ein schöner Brunnenbau neben dem Grabmal des wohlthätigen Stifters Abu Nebbut. Schöne Landhäuser schließen sich an. Mit diesem üppige Baumgärten ernährenden, vorherrschend bräunlichen Boden kontrastieren in seltsamer Weise die gelben Sanddünen, welche am Meere weithin gegen Norden und Süden ziehen. Namentlich in letzterer Richtung soll der Dünenstrich aus beweglichem Sande bestehen und nur mit Kamelen zu überschreiten sein. Etwas ferner, 3 Kilom. von Jaffa, erblickt man rechts an der Straße das große Besitztum der Alliance israélite, „Mikweh Israel", eine Ackerbauschule für jüdische Jünglinge. Die bei Begründung dieser Schule gehegten Hoffnungen, einen größern Teil der Juden des gelobten Landes dem Ackerbau zuzuführen, haben sich noch nicht erfüllt.

Wo die Gärten aufhören, gewinnt man einen freien Überblick gegen Süden über die Ebene Sephela und gegen Norden über die Ebene Saron, welch' letztere bis zum Vorgebirge Karmel etwa 13½ Meilen bei einer mittleren Breite

von $2^1/_2 - 3^1/_2$ Meilen sich erstreckend, wegen ihrer Fruchtbarkeit im Altertum gepriesen wurde. Wer gedächte nicht der „Blume zu Saron", „der Rose im Thal"! (Hohelied 2, 1.) Der „Schmuck Sarons" (Jesaia 35, 2) ist auch jetzt noch nicht völlig dahin. Ist die Ebene auch nur zum Teil angebaut, so bezeugt doch der Stand der Fluren (Weizen und Gerste, Baumwolle und Sesam), daß die Fruchtbarkeit nicht vermindert ist. Die weiten unbebauten Strecken sind noch heute mit den schönsten Blumen geschmückt. Es ist das Land der Philister, welche feste Städte hatten und mit Streitwagen gegen die Israeliten zogen (I. Sam. 13, 5.) Jetzt ist diese Ebene nur spärlich bewohnt, aber voll alter Stadtruinen. Die heutigen Ansiedlungen verraten sich in den weiten baumlosen Flächen durch Ölbaumpflanzungen und Opuntiendickichte. Zum Schutz der Straße sind von 2 zu 2 Kilom. Wachthäuser erbaut, welche jetzt unbenutzt dastehen, da der Weg als absolut sicher gelten kann.

Bald erschienen in der Ferne die Baumpflanzungen von Ramle, $2^1/_4$ Meilen östlich von Jaffa und $^3/_4$ Kilom. westlich des Städtchens der berühmte Turm, die weiße Moschee. Zu Ramle verweilten wir eine Stunde in dem trefflichen Gasthause des Herrn Frank, eines württembergischen Templers. Inmitten der Eindrücke des Orients berührte uns das deutsche Hauswesen überaus wohlthuend. Frau Frank bewies, was eine thätige Frau leisten kann. Eines ihrer Zwillingskinder stets im Arm, immerfort im Nebenzimmer nach dem andern sehend, deckte sie den Tisch, richtete das Mahl und bediente die Gäste. Vor 8 Jahren verließen Franks die Heimat, wohnten 5 Jahre in Sarona und führen nun das Gasthaus zu Ramle, eine Wohlthat für die Jerusalemfahrer. Welch' ein Gegensatz — dies deutsche Haus, die darin waltende Hausfrau und die Scenen vor der Thüre auf dem kleinen

und wüsten Platze! Ein Haufe von Menschen, weiße, braune, schwarze, lagern dort, erheben sich bei dem Nahen eines Fremden, heben ihre verstümmelten Glieder, die fingerlosen Hände, die händelosen Arme erbarmenflehend empor; andere wenden ihr erblindetes Antlitz mit den vorgedrängten, eitererfüllten Augäpfeln gegen die glühenden Sonnenstrahlen. Auf den Europäer wirkt bei dem Betreten des heiligen Landes wohl nichts so erschütternd, ja so abstoßend als die durch den Aussatz bewirkten Verstümmelungen. Erst bei diesem Anblick ermißt man das Wesen dessen, der auch zu solchen Kranken (Mark. 1, 40) sprach: „Kommet her zu mir alle"!

Die Lepra ist im heiligen Lande auch heute nicht selten; sie erscheint nicht vor der Zeit der Pubertät, meist in reiferm Alter. Die Menschen werden matt, empfinden ziehende Schmerzen in den Gliedern, die Haut schwillt an, namentlich an den Extremitäten und im Gesicht. Die Züge sind entstellt, der Blick düster, kummervoll. Die Anschwellungen werden zu harten Knoten, welche auch auf den Schleimhäuten sich bilden, auf der Zunge, Rachen, Nasenhöhle, Auge, Kehlkopf. Die Stimme wird heiser und dumpf, die Zähne brüchig, die Nägel zerspringen und fallen ab. Eine dunkle kupferfarbige Geschwulst überzieht Wangen, Nase, Lippen, Brauen. Der matte Blick der eingesunkenen Augen verrät tiefen Seelenschmerz. Auf dieser Stufe kann die Krankheit 20 Jahre bestehen. Doch früher oder später erweichen die Knoten und Geschwülste. Gelbrote Leprageschwüre bilden sich, eine übelriechende Flüssigkeit absondernd, sich mit einem schwarzen oder gelben Schorf bedeckend. Die Zerstörung schreitet besonders schnell in den Gelenkbändern vor, die Finger fallen ab, zuweilen auch die ganzen Hände und die Füße. Geschwüre durchbohren den Gaumen, die Nasescheidewand. Die Nase sinkt ein, die Augen verschwären. Endlich nach

10—20 Jahren, nachdem von dem „Bilde Gottes" (I. Mos. 1, 27) längst keine Spur erkennbar, erlöst der Tod die Unglücklichen.

Vor dem Jaffathor bei Jerusalem befindet sich ein von Deutschen gegründetes und von einem deutschen Hausvater verwaltetes Aussätzigenhaus. Die meisten Kranken sträuben sich indes noch gegen die Aufnahme, da sie ihre Freiheit nicht opfern wollen. — In Cypern giebt es etwa 200 dieser Unglücklichen, welche in einer besondern Ansiedlung bei Nikosia (Levkosia) in alten Grabhöhlen und unter Schutzdächern leben. Steht auf jener Insel irgend jemand im Verdacht des Ausbruches dieser Krankheit, so wird er sorgsam beobachtet und bei dem mindesten Anzeichen aus seinem Heimatdorfe verstoßen. Mit einem Kissen und einigen Lebensmitteln versehen, muß der Kranke seinen Weg nach der Stätte seiner Leidensgefährten suchen. Da giebt es keinen Unterschied mehr weder des Glaubens noch der Nationalität, keine Pflege, keine Tröstung, keinen geistlichen Beistand, kein religiöses Begräbnis. — Seit Menschengedenken soll kein Europäer in Palästina von der Lepra befallen worden sein, ebenso wenig beobachtete Dr. Bernh. Neumann, Chefarzt des Krankenhauses „Mayer-Rothschild" in Jerusalem, während seiner 15jährigen ärztlichen Thätigkeit eine Lepra-Erkrankung bei den Juden (s. dessen vortreffliches Werk „Die heilige Stadt und deren Bewohner", Hamburg, 1877).

Um einen Überblick über die Umgebung von Ramle zu gewinnen, wandten wir uns zum Turm der Djami el Abyad, welche etwa 3/4 Kilom. westlich von Ramle liegt. Der Weg dorthin führt zwischen 4—5 Meter hohen Wänden von Opuntien. Wir betraten das Ruinenfeld, welches die Stätte der zerstörten Moschee einnimmt. Vorhanden sind noch die Umfassungsmauern, sowie die einen großen Raum einnehmenden Grabgewölbe. Wir schauten in eines derselben hinein

und erblickten ganze Haufen von Schädeln. Der Turm selbst, viereckig, mit spitzen Strebepfeilern und einer umlaufenden Galerie, ist eines der schönsten und interessantesten Bauwerke Palästinas. Eine arabische Inschrift nennt den Erbauer und das Jahr. Nichtsdestoweniger bestehen Zweifel, ob der Turm nicht ursprünglich ein Werk der Kreuzfahrer sei und die nun zerfallene Moschee eine umgewandelte Kirche. Während die Christen hier die Reliquien der 40 Ritter verehren, welche 320 unter Licinius dem Martyrertod geweiht wurden, ruhen nach mohammedanischer Tradition in den Totengrüften die Gebeine der 40 Gefährten Mohammeds. Wir stiegen auf 120 Stufen zur Galerie des Turmes empor, dessen Spitze zerbrochen ist. Die Aussicht in die Nähe wie in die Ferne ist von höchstem Interesse. Zu unsern Füßen Ruinen, Gräber, Beinhäuser; die Ebene, in der einst reiches Völkerleben blühte, spärlich und kümmerlich bewohnt, dennoch überall Beweise der noch heute fortbestehenden Fruchtbarkeit. Der Gegensatz zwischen dem vergänglichen Menschenwerk und der ewigen Kraft und Schönheit der Natur drängte sich in unser Bewußtsein, als wir die Ebene Saron überschauten. In einem dunklen Walde von Fruchtbäumen erscheint Jaffa, dahinter „das große Meer", von dem es hieß: „das sei eure Grenze gegen den Abend" (4. Mos. 36, 6). Gegen Osten zieht das Gebirge Juda, noch etwa 2 Meilen fern, doch bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft scheinbar ganz nahe.

Der Blick auf Ramle ist so interessant und schön, daß der eben dort empfangene Eindruck der kläglichen Straßen und Häuser zurücktritt. Alle Räume der würfelähnlichen Häuser sind mit flachen Kuppeln überwölbt; ein zierliches Minareh überragt dies Aggregat von Kuppeln. Der Eindruck des blendend weißen orientalischen Stadtbildes wird erhöht durch die gefiederten, leise bewegten Palmenwipfel.

Gegen Nord-Ost, nur 4 Kilom. fern, leuchtet, gleichfalls aus Baumgärten, Lydda herüber. Lydda, jetzt nur ein kleines, meist von Mohammedanern bewohntes Dorf, nimmt einen hohen Rang in der Geschichte des Urchristentums ein. Als Petrus nach Joppe und Cäsarea durch Lydda reiste, fand er hier schon „Heilige", Gläubige (Apostelgesch. 9, 32). Später war die Stadt Bischofssitz und hochverehrt, weil die Krypta der Kirche das Grab des heiligen Ritters Georg umschloß. Wenn der Drache oder Lindwurm, welchen der junge schöne kappadocische Prinz erlegte, nicht etwa nur eine symbolische Bedeutung hat, sondern eine wirkliche Bestie war, so können wir auch hier nur an eines jener Krokodile denken, welche sich ja an der Zerka-Mündung, 5 Meilen südlich vom Berge Karmel, bis heute erhalten haben. Welche Ruhmeslaufbahn war diesem Ritter vorbehalten! Er beschützt Athen und ganz Griechenland, sein Bild glänzt im Herzschild des russischen Wappens. Auch in England stand er als Schutzpatron in den höchsten Ehren.

Ramle war 1799 der Schauplatz einer edlen That. Durch die französische Invasion und mehr noch durch die Greuelthaten des Generals Bonaparte, welcher u. a. auf den Dünen von Jaffa 2500 mohammedanische Gefangene, weil deren Bewachung ihm Schwierigkeiten machte, erbarmungslos erschießen ließ, war die Bevölkerung gegen die Franken auf das äußerste erbittert. Im Kloster zu Ramle war nur ein Mönch zurückgeblieben, welcher, da er sein Leben bedroht sah, in ein mohammedanisches Haus flüchtete. Die Bewohner von Ramle, äußerst aufgebracht über den dem Franken gewährten Schutz, erschossen ihren Glaubensgenossen in der Thür seines Hauses; aber augenblicklich trat der Bruder des Getöteten an die Stelle. „Ihr habt meinen Bruder ermordet!" rief er, „aber auch ich bezeuge euch, daß der Flüchtling nicht

unter meinem Dache ist und daß ich seinen Aufenthalt nicht weiß." Die wütende Menge glaubte endlich seinen Versicherungen und der bedrohte Mönch war gerettet. Das unglückliche Opfer und sein Bruder waren arme Maultiertreiber. Dieses gewiß seltene Beispiel von Selbstaufopferung erzählt Seetzen, welcher im Jahre 1806 am 25. Mai Ramle besuchte.

Bei Ramle beginnt die Ebene merkbar anzusteigen; sanfte Bodenschwellungen, die letzten Ausläufer des Gebirges, strecken sich weit in die Ebene hinaus. Auf diesen Bodenwellen liegen die Dörfer; kaum erkennt man die aus ungebrannten Lehmziegeln erbauten, nur mit einer einzigen Öffnung versehenen, rasenbedeckten[1]) Würfelformen als menschliche Wohnungen. Man hält sie zunächst für Erd- und Lehmterrassen, bis man die auch dem Rauch zum Austritt dienenden engen Thüren erblickt. Dem feinsandigen und feinerdigen Boden, der bis Ramle herrscht, mischen sich allmählich Kalk und Kieselgerölle bei, welche aus dem nun nahen Gebirge stammen. So einförmig aus der Ferne die Gebirgshänge erschienen, so schluchtenreich und gegliedert stellen sie sich in der Nähe dar. Diese Schluchten, welche auf das deutlichste die ausnagende Kraft des Wassers verraten, sind schon jetzt ausgetrocknet, obgleich der Winter regenreich war. Derselbe Mangel an Bächen findet sich im ganzen Gebirge Judäas, einem Gebiete von weit mehr als 100 Quadratmeilen. Auf der westlichen Seite des Gebirges tritt das Wasser in dauernden Quellbächen erst in der Küstenregion zu Tage.

Auf Vorhöhen des Gebirges liegt, 3–4 Kilom. zur Linken, Yalo, wo einst im Thale Ajalon Sonne und Mond auf Josuas (10, 12) Befehl stille standen. – Sonne und

---

[1]) Solche Wohnungen hatte vielleicht auch David vor Augen, als er sagte: „Wie das Gras auf den Dächern, welches verdorret, ehe man es ausrauft" (Ps. 129, 6).

Mond behielten sogar ihren Schein, als Josua die fürchterliche Unthat an den fünf Königen beging (Vers 24 und folg.). Näher liegt Amwas, vielleicht das Emmaus (Luk. 24, 13), wenn statt 60 zu lesen wäre 160 Feldwege, Stadien. Im Dorfe Latrun zur Rechten der Straße auf einem Hügel finden sich Ruinen einer alten Burg und einer Kirche aus der Zeit der Kreuzfahrer. Die Legende verlegt hierhin die Heimat des begnadigten Schächers. Das Land hebt sich höher empor, stets häufiger erscheinen anstehende Felsen. Nun befinden wir uns unmittelbar am Eingang der Schlucht Wadi-Ali, durch welche die Straße gegen Jerusalem emporsteigt. Die gesamte, mindestens 500 Meter mächtige Schichtenmasse, über welche man von Bab-el-Wadi bis Jerusalem emporsteigt, gehört nach Fraas einem einzigen Horizont des Turons (Kreide) an, der Zone des Ammonites Rhotomagensis. Als bezeichnendste, von ihm gefundene Formen führt der treffliche Forscher an: Pecten gryphæatus, Janira quadricostata, Ammonites Mantelli, A. Rhotomagensis. Vor dem Eintritt in die Gebirgsschlucht liegt die kleine Ansiedlung Bab-el-Wadi („Pforte des Thales"), etwa 300 Meter hoch.

Während hier, halbwegs Jaffa und Jerusalem, den Rossen wieder eine Rast gegönnt wurde, wanderte ich das Ali-Thal hinauf. Die Gehänge bestehen aus deutlich abgeteilten, fast horizontal gelagerten, lichtgrauen Kalksteinbänken. Der durch die Schichtung bedingte treppenförmige Aufbau des Gebirges bildet das bezeichnende Gepräge der Landschaft. Die Schlucht weitet sich zu offenen Gebirgsmulden, welche durch die ringsum laufenden, stufenähnlichen Schichtprofile eine gewisse Ähnlichkeit mit gigantischen Theatern, etwa dem von Argos, erhalten. Diese treppenförmig abgestuften Thalmulden, welche eine breite Zone zwischen dem centralen plateauähnlichen Gebirgsrücken und den zur Ebene Saron sich öffnenden Schluchten

einnehmen, bilden ein eigentümlich wirres Relief. Da weder eine eigentliche Thalsohle, noch fließendes Wasser vorhanden, so ist es nicht leicht, sich der Richtung der vielfach wechselnden Abflußlinien bewußt zu bleiben. Die horizontalen Stufen der Felsbänke, auf denen eine dünne Lage rötlicher Erde ruht, begünstigen den Baumwuchs; so erblickt man viele Ölbäume, denen sich Karroben (Johannisbrotbäume) zugesellen. Eine feinblättrige Strauchvegetation mildert den Eindruck der rauhen Felsflächen; es finden sich Terebinthen, die immergrüne Valoné-Eiche, Rhamnus palinurus, Arbutus unedo (Erdbeerbaum), sowie strauchartige Salvien. Hier und da auch der zu stachligen Büschen aufwachsende wilde Spargel[1]).

Nachdem ich etwa 40 Minuten im Thale aufwärts gewandert, traf ich eine Gruppe prächtiger Bäume (Karroben), „die Bäume des Imam Ali" genannt, welche einer Wasseransammlung ihr Dasein verdanken. In der Nähe liegt eine zerfallene Moschee. Immer ansteigend ist man ganz von nahen Bergen umschlossen. Durch gewundene Thalgründe, auf einer Strecke von 1 Meile, von Bab-el-Wadi etwa 300 Meter empor, erreicht die hier furchtbar schlechte Straße unsern Karyet-el-Enab, Traubenort (auch Abu Ghosch genannt, nach einer noch vor 1–2 Menschenaltern diese Gegend beherrschenden Räuberfamilie) eine wohl ausgeprägte höhere Gebirgsstufe. An dieser altberühmten Stätte, im Alten Testament Kiriath-Jearim genannt, wurde die Bundeslade, nachdem die Philister sie zurückgegeben, 20 Jahre lang aufbewahrt (I. Sam. 7, 2). Die Wohnungen des heutigen Dorfes stellen sich als wilde oberirdische Stein- und Erdhöhlen dar. Zur Rechten des Weges liegen die Trümmer einer merkwürdigen Kirche aus der Kreuzfahrerzeit, welche, von der französischen Regierung angekauft,

---

[1]) Diese Angabe verdanke ich einer gefälligen Mitteilung des um die Kenntnis des Orients hochverdienten Herrn Generalkonsuls Rosen.

hoffentlich einem Wiederaufbau entgegensieht. Die Straße führt hinab und wieder anhaltend empor gegen Kastal, wo man, zurückgewandt, durch die Lücken der Vorberge herrliche Blicke auf die Küstenebene und das Meer gewinnt. Nur 7 Kilom. gegen Nord-Ost entfernt, erhebt sich über dem plateauähnlichen Berggewölbe die Höhe Nebi Schamwil, das Grabheiligtum des Propheten Samuel (914 Meter), einer der höchsten, weitsichtbarsten Punkte Palästinas. Wiederum senkt sich der Weg (etwa 100 Meter) steil hinab in eine mit Reben und wilden Ölbäumen bepflanzte Thalmulde, hebt sich dann in Windungen zum Gebirgsscheitel empor. Dort in jenem Thal soll der „Eichgrund" gewesen sein (I. Sam. 17, 2), wo David, ein Knabe „bräunlich und schön" (ib. 42), mit der Schleuder den Riesen fällte.

Das Land wird rauher und felsig. Unser Gefährt stieß und rüttelte auf der verwahrlosten, holperigen Straße so sehr, daß es schwer war sich verständlich zu machen und kaum möglich zu lesen. Nicht nur in den ältesten Zeiten, als die Philister auf ihren Streitwagen dahinjagten, und als die Bundeslade vom Hochlande in die Küstenebene und wieder zurück gefahren wurde, müssen die Straßen besser gewesen sein, sondern auch noch zu Christi Zeiten, als der Kämmerer der Königin Candaces aus Mohrenland, der nach Jerusalem gekommen war anzubeten, auf der Straße von Jerusalem nach Gaza zurückkehrte. „Er zog wieder heim und saß auf seinem Wagen und las den Propheten Jesaias" (Apostelgesch. 8, 27 u. folg.).

Den letzten bedeutenden Anstieg legten wir zu Fuß zurück. Die Dunkelheit war angebrochen, kaum noch erkannten wir den Weg und bewunderten die Geschicklichkeit des Kutschers, der, nachdem die Plateaufläche erreicht, in schnellem Trabe ohne Licht fuhr. Wir mußten ganz nahe unserm Ziele sein

und immer noch, da wir die Zion-Stadt auf einer ragenden Höhe wähnten, schauten wir vergeblich nach ihren Lichtern aus. Da die heilige Stadt etwa 30—50 Meter unter der hohen Gebirgswölbung, auf deren östlichem Gehänge liegt, so wird sie für den von Jaffa Kommenden erst in unmittelbarer Nähe sichtbar. Die vielgerühmte Höhenlage der Stadt bezieht sich nur auf die sie im Osten, Süd-West und Süden nahe einschließenden engen Thäler. In etwas weiterer Entfernung wird die Stadt fast ringsum von bedeutenderen Höhen überragt, welche ja schon dem königlichen Sänger als Gleichnis dienen: „Um Jerusalem sind Berge und der Herr ist um sein Volk her" (Psalm 125, 2).

Endlich, 10 Stunden nachdem wir Jaffa verlassen, erschienen Lichter, die Lage von Talitha Kumi, des Schnellerschen Waisenhauses, des englischen Missionshauses andeutend. Wir fahren an dem großen russischen Baukomplex vorüber, blicken in offene Werkstätten und Magazine hinein und halten am Jaffathor. Der Wagen bleibt hier zurück, einige Araber bemächtigen sich des Gepäcks und wir durchschreiten, von der Wache nicht behelligt, das Thor. Unser Weg führt 250 Schritte gegen Osten, dann durch die Christenstraße 350 Schritte gegen Norden und wieder 250 Schritte gegen Osten der Via dolorosa folgend zum preußischen Johanniter-Hospiz. Die engen, vielfach überwölbten Straßen, in denen eine, wenn auch bescheidene Beleuchtung nicht fehlt, waren schon stille. Bei den ersten Schritten wurde uns klar, daß das entzückende Gefühl, in Jerusalem zu sein, nicht im geringsten unsere, dem Pflaster zu widmende Achtsamkeit vermindern durfte, wenn wir nicht schweren Schaden leiden wollten. Nur nach wiederholtem Straucheln und schlimmem Ausgleiten auf dem furchtbar unebenen, glatten Pflaster erreichten wir unser Ziel, die Pforte mit dem Johanniter-Kreuz, wo wir durch den Haus-

vater, Herrn Beyer, und seine Gattin in freundlichster Weise aufgenommen und erquickt wurden.

Über einen kleinen, mit schönen Pflanzen geschmückten Gartenhof, in welchem die Rebenblüten lieblichen Duft aushauchten, dann eine Freitreppe hinauf, erreichte ich das Schlafgemach. Trotz aller Ermüdung hielt das Bewußtsein in Jerusalem zu sein den Schlummer noch ferne. Zugleich drängte sich das Kirchenlied in die Erinnerung:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!"

(46.) Jericho, 29. April.

Als ich heute früh auf die kleine Freiterrasse des Hospizes trat, fiel mein erster Blick auf den Ölberg, dessen langer Scheitel, gekrönt mit christlichen und mohammedanischen Heiligtümern, nur etwa 1500 Meter fern sich erhebt. Der lichtgraue Felsenleib des gepriesenen Berges wird nur durch vereinzelte Ölbäume, Feigen- und Karrobenbäume, nur durch spärlichen Anbau bekleidet und geschmückt. Etwas zur Rechten wölbt sich auf dem Plateau des Moria-Berges die schöne Kuppel der Omar-Moschee, des Felsendoms, 500 Meter fern. Der freie Blick gegen Osten wird wesentlich bedingt durch die Thalsenkung, das alte Tyropöon, welche zwischen unserm Standpunkt und dem Moria von Norden nach Süden zieht. Ohne Verzug machte ich mich auf, den Ölberg zu besteigen. Die Straßen Jerusalems durchwandernd, darf man nicht an eine europäische Stadt denken, vielmehr wird man an die Worte des Propheten erinnert: „Ist das die Stadt, von der man sagt, sie sei die allerschönste?" (Klagel. 2, 15.) Eine eigentliche Straßenfaçade hat das orientalische Haus nicht, da kein Blick von außen in dasselbe fallen darf. Hinter den trostlosen, unschönen Mauern möchte man kaum die wohnlichen und freundlichen Heimstätten ahnen, an denen es auch in

der heiligen Stadt nicht ganz fehlt. Die Überwölbung der Straßen gewährt Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen; freilich bedingt sie auch ein Halbdunkel der tunnelähnlichen Räume, deren Reinlichkeit oft einiges zu wünschen läßt.

Der Weg zum Ölberg verläßt die Stadt beim Stephansthor. Um dorthin zu gelangen, folgt man stets der Via dolorosa, zunächst 200 Schritte gegen Osten sanft abwärts steigend, bis man die nach dem nördlichen oder Damaskusthor laufende Straße trifft. Hier befindet man sich in einer von Norden nach Süden neigenden Senkung, dem Tyropöon, ehemals eine tiefe Schlucht, welche Zion und Moria trennte, jetzt durch den Schutt der Jahrtausende bis auf eine sanfte Mulde ausgefüllt. Nachdem man in der zum Damaskusthor führenden Straße 80 Schritte zurückgelegt, erreicht man die Straße Sitti Maryam, welche zunächst wieder etwas ansteigend, 620 Schritte lang, am Stephansthor endet. Der ausgezeichnetste Punkt dieses Wegabschnittes ist der Ecce-Homo-Bogen (Joh. 19, 5). Zur Rechten führen mehrere überwölbte Durchgänge zum Haram-esch-Scherif, dem Moria-Berge. Hier war es, wo Salomo „seine Hände ausbreitete gen Himmel" und die Worte sprach: „Meinest du, daß Gott bei den Menschen auf Erden wohne? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel kann dich nicht versorgen; wie sollte es denn das Haus thun, das ich gebaut habe?" (1. Kön. 8, 27; 2. Chron. 6, 18.) Ich durchschritt eine dieser Gassen und befand mich angesichts jener hochberühmten Stätte, des alten Tempelplatzes, welche an religiöser Bedeutung kaum von einer andern übertroffen wird (1. Mos. 22, 2). Mehrere Gläubige, welche auf dem Platze weilten, hoben ihre Arme abwehrend empor, um mir zu bedeuten, daß ich den heiligen Bezirk nicht betreten dürfe.

Vor diesem Thore war es der Tradition zufolge, wo

„der Mann voll Glaubens und heiligen Geistes“, der Protomartyr Stephanus (36 oder 37 n. Chr.), unter den Steinwürfen einer fanatischen Menge seine edle Seele aushauchte mit den Worten: „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht“ (Apostelgesch. 7, 59). Wir stehen unmittelbar am Rande des steileingesenkten, hier von Norden nach Süden ziehenden Kidronthals. Der Ölberg, ein flachgewölbter, grauer Felsrücken, erhebt sich jetzt nahe vor uns, nur 750 Meter fern. In der Tiefe des Kidronthales fesselt den Blick die halb unterirdische Kirche, welche das Grab Mariä umschließen soll[1]) — und mehr noch der Garten Gethsemane, jetzt mit einer Mauer umschlossen, etwa 200 Meter im Umfang, ausgezeichnet durch uralte Olivenbäume. Diese Stätte in der einsamen Thalsenkung ist eine der bestbeglaubigten der Umgebung Jerusalems, daher wohl von niemandem ohne ehrfurchtsvolle Rührung betreten.

Von Gethsemane stieg ich auf steinigem Pfade in 1/4 Stunde zum Scheitel des Ölberges empor. Überall steht der nackte Kalkfels an, zwischen dessen Schichten viele Lagen und linsenförmige Partieen von bräunlichem Feuerstein oder Flint. Nahe dem Gethsemane-Garten am Wege zum Ölberg wird die Stelle verehrt, an welcher Jesus über Jerusalem weinte (Luk. 19, 41).

Du, dessen Augen flossen,
Sobald sie Zion sahen.

Auf dem langgestreckten Gipfel liegt ein kleines elendes Dörfchen, ein Derwischkloster und die Himmelfahrtskapelle. Über der angeblichen Fußspur des Heilandes wölbt sich ein achteckiges Tempelchen (der Tradition zufolge den Ort der Himmelfahrt bezeichnend), während an der Umfassungsmauer die

---

[1]) Dieser Tradition steht indes die andere, bereits oben erwähnte entgegen, daß die Mutter des Heilandes bei Johannes in Ephesos gelebt, dort gestorben und begraben sein soll, entsprechend Joh. 19, 27.

Gebetsnischen der verschiedenen Konfessionen sind. In unmittelbarer Nähe erhebt sich ein kleines Minareh. Auf enger Wendeltreppe stieg ich zur Galerie empor, von der sich eine überaus großartige Aussicht über Jerusalem und seine Umgebung entfaltet. Anfangs steht man wie betäubt beim Anblick dieser denkwürdigsten Landschaft. Wer trüge nicht von Jugend auf ein bestimmtes Bild derselben in der Seele! — und nun ist doch alles ganz verschieden von unsern Vorstellungen. Während wir die Wirklichkeit uns einzuprägen suchen, drängt sich das Bild unserer Phantasie stets wieder hervor.

Der Ölberg zweigt sich vom Berge Skopus (2—3 Kilometer nördlich vom Damaskusthor) gegen Süd-Ost und Süden ab, mit seinen flachgewölbten Gipfeln 830, 818, 828 Meter erreichend. Der südliche, welcher die Himmelfahrtskapelle trägt, überragt die Tempelfläche auf dem Berge Moria um 85 Meter, den Berg Zion im Süd-West der Stadt um 28 Meter. In der Luftlinie ist der Gipfel des Ölbergs nur 800 Meter von den Mauern Jerusalems entfernt, geschieden durch das 100—150 Meter tiefer liegende Kidronthal. Gegen Nord-West fesselt Nebi-Schamwil (914 Meter) als höchster Punkt des nähern Gesichtskreises den Blick; von dort zieht die flache, steinige Gebirgswölbung als breite Wasserscheide zwischen dem mittelländischen und toten Meere wenige Kilometer jenseits der Stadt nach Süden. In letzterer Richtung hebt sich der centrale Rücken gegen Hebron noch etwas höher empor. Von den langgestreckten Wölbungen unterscheidet sich recht auffallend durch seine Kuppelgestalt der Frankenberg (el Ferdejs), 813 Meter hoch, 13 Kilom. gegen Süden vom Ölberg entfernt. — Ungleich weiter als der westliche ist der östliche Horizont, welcher bis zu den Gebirgen von Peräa (Ammoniter- und Moabiter-Land) reicht.

Der östliche Abhang der centralen Wölbung, welchen wir vom Ölberg bis zum Jordanthal überschauen, ist ein überaus steiniges, wildes, fast ganz unbewohntes Gebirgsland, die Wüste Juda. In zahllosen, unregelmäßigen Wellen senkt sich in jener Richtung das Land. Keine hält durch eine charakteristische Form den Blick fest; kein regelmäßiger Thalzug leitet ihn zur Jordanebene. In dieser Wüste machen sich einige flachwellige Gebirgsebenen bemerkbar, welche in der ersten Frühlingszeit mit grüner Kräuterdecke sich schmücken. Zu Anfang Mai verrät der gleichmäßig graue, über die gesamte Wüste ausgebreitete Farbenton, daß Gras und Kräuter bereits verdorrt sind. Über den stets tiefer hinabsinkenden Wogen der Gebirgswüste erscheint, bald licht-, bald dunkelblau erglänzend, das tote Meer. Der nächste Punkt der sichtbaren Wasserfläche ist über 3 Meilen entfernt; der blaue Spiegel der Salzflut liegt 1220 Meter unter dem Gipfel des Ölbergs. Doch selbst einem geübteren Auge erscheinen zufolge der Durchsichtigkeit der Luft, sowie der großen, über weite Räume einförmigen Gestaltung der Gebirgsflächen Entfernung und Höhe nur etwa halb so groß, als sie in Wahrheit sind. Und so stellt sich das tote Meer fast wie ein blauer Gebirgssee dar. Erst allmählich werden wir uns der großartigen Gestaltung des vor unsern Augen ausgebreiteten Landes bewußt. An den blauen Seespiegel schließt sich gegen Norden die fahle Tiefebene des Jordan, dessen gekrümmter Lauf durch ein bläulich-grünes Band — die durch den Fluß genährte Baumvegetation — bezeichnet wird.

Jenseits dieser tiefsten kontinentalen Senkung der Erde sehen wir wieder ein mächtiges Plateau sich erheben, das Gebirge Peräas, dessen Höhe noch um 100—200 Meter die Hochebene Judäas überragt. Jene Berge zeigen einen dunklen, vorherrschend bräunlichen Farbenton, bedingt durch

die dort sehr verbreiteten basaltischen Massen. In der Morgen- und Mittagsbeleuchtung scheint das ferne Gebirge gleich einer Mauer sich aus der Senkung (Ghôr) des Jordan und des Salzsees zu erheben. Wird es aber von den Strahlen der Abendsonne erleuchtet, so erkennt man, daß jene Gehänge durch mannigfache Thalsysteme gegliedert sind. Einige der höchsten Punkte, welche sich über dem Tafellande erheben, sind die Berge von Salt, von el Al (982 Meter, bei Hesban), der vulkanische Shihan (848 Meter). Bei sehr klarem Wetter soll man sogar den Berg Hor (1328 Meter), 20 Meilen gegen Süden, erblicken können.

Jerusalem selbst liegt auf einem durch die Thäler Kidron und Hinnom nach drei Seiten isolierten Teile der hier gegen Osten sanft geneigten, plateauähnlichen Gebirgswölbung. Dieser Neigung entspricht auch der Schichtenfall. Beide genannten Thäler beginnen in geringer Entfernung nordwestlich der Stadt als flache Mulden, verwandeln sich aber schnell in tiefe, steilwandige Schluchten. Zwischen ihnen zieht in nordsüdlicher Richtung eine flache Thalsenkung, das Tyropöon, welche innerhalb der Stadtfläche selbst ihren Ursprung nimmt. Diese drei vereinigen sich an demselben Punkte, etwas südlich des Dorfs Siloa. Mit ihrem heutigen Mauergürtel umspannt die Stadt eine Fläche von 88½ Hektaren, also nicht ganz $^9/_{10}$ Quadratkilom. Aus dem oben Angedeuteten folgt schon, daß die Stadtfläche keine Ebene ist. Die bezeichnendsten Terrainformen zwischen Hinnom und Kidron sind die durch das Tyropöonthal getrennten Höhen Moria (743 Meter) und Zion (770 Meter), welche indes, gegen Norden unmerkbar in das nördliche Stadtplanum übergehend, lediglich durch die Erosion getrennte Plateauteile darstellen. Wie Zion mit jähem Absturz gegen das Hinnomthal, so fällt Moria gegen das Kidronthal ab.

Felsig und steinig ist nicht nur die Wüste Juda; auch die Umgebung von Jerusalem, soweit wir sie vom Ölberg überschauen, besteht durchaus vorherrschend aus lichtgrauen Fels- und Steinflächen. Der Wüsten-Charakter ist dem allergrößten Teile von Judäa aufgeprägt. Die Armut an Bächen und Quellen (in den Thälern Hinnom und Kidron floß nach regenreichem Winter bereits gegen Ende des April kein Tropfen Wasser mehr), sowie der Mangel an einer fruchtbaren Erdschicht muß jeden schmerzlich überraschen, welcher sich der Lobpreisungen des heiligen Landes in den Schriften des Alten Testaments erinnert. Daß die Fruchtbarkeit sowie die Produktivität des gelobten Landes vor Jahrtausenden größer waren als heute, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Wenn aber die Frage erhoben wird, ob wir zur Voraussetzung wenig bekannter Faktoren (z. B. einer Änderung des Klimas oder gar von Niveauveränderungen) unsere Zuflucht nehmen müssen, oder ob nähere, im Kreise unserer Erfahrung liegende Ursachen zur Erklärung der Veränderung genügen, so möchte letzterer Ansicht der Vorzug zu geben sein.

Ebenso wie die Fruchtbarkeit des Landes an zahllosen Stellen des Alten Testaments bezeugt wird, so wissen wir doch auch, daß es an wasserlosen Wüsten im gelobten Lande schon damals nicht fehlte, daß Quellen als ein großer Schatz angesehen wurden. – Wie heute in Palästina niemand ohne einen Wasserkrug reist, so legte schon Abraham der Hagar einen Wasserkrug auf die Schulter, da „sie hinzog und in der Wüste irre ging bei Ber-Saba“ (1. Mose 21, 14). Da Kaleb vom Stamm Juda seiner Tochter Land zuteilte, sagte sie: „Gieb mir einen Segen; denn du hast mir ein Mittagsland gegeben, gieb mir auch Quellen. Da gab er ihr Quellen“ (Jos. 15, 19). Weitere Andeutungen über die Wasserarmut des Landes finden wir 4. Mos. 20, 19. Auf dem Zug vom

Sinai nach dem gelobten Lande wollte Moses die Israeliten durch das Land der stammverwandten Edomiter führen und ließ dieserhalb dem Edomiter-Könige sagen: „Wir wollen auf der gebahnten Straße ziehen und so wir deines Wassers trinken, wir und unser Vieh, so wollen wir's bezahlen; wir wollen nichts, denn nur zu Fuß hindurchziehen". Daß zu Davids Zeit zwischen Jerusalem und dem Jordanthal bereits eine Wüste war, beweist wohl die Stelle 2. Sam. 15, 23: „Der König (David) ging über den Bach Kidron und alles Volk ging vor auf dem Wege, der zur Wüste führt". Auch unsern Bethlehem gab es wüste Landstriche (1. Sam. 17, 28). Schon in der Patriarchenzeit fehlte es an Wasser, sodaß man zum Graben von Brunnen seine Zuflucht nehmen mußte. Abraham, der zu Gerar, 2 Meilen südlich Ghazza, wohnte, hatte dort durch seine Knechte Brunnen graben lassen, welche später von den Philistern zugeschüttet wurden (1. Mos. 26, 15).

Wenngleich demnach Palästina wohl niemals, wenigstens nicht in historischer Zeit, ein wesentlich anderes Klima besaß, so läßt sich doch kaum bezweifeln, daß das Felsgerüst der Gebirge nicht so nackt dalag, wie es jetzt in Judäa der Fall ist. Ähnliche Veränderungen der natürlichen Beschaffenheit des Landes lehrt ja auch die Geschichte fast des gesamten Nordafrikas, Griechenlands, Syriens, Mesopotamiens etc. Durch Voraussetzung einer Verminderung oder gar eines Verschwindens der Wälder gewinnen wir eine Erklärung für den Wandel der Naturbeschaffenheit jener einst volkreichen, jetzt zum größten Teil menschenleeren Länder. Daß nicht nur in vorgeschichtlicher Zeit, sondern auch noch zur Zeit der Einwanderung der Israeliten in Kanaan der Baumwuchs reichlicher war, glaube ich annehmen zu dürfen. Tritt doch jegliche Kultur in ihren Anfängen als Waldverwüsterin auf! Es muß der Wald fallen, damit die Frucht-

bäume und die goldenen Saaten gedeihen können. Die heilige Schrift erwähnt mehrfach des Waldes, wo man jetzt von einem solchen nicht reden kann. So spricht Josua (17, 15. 18) zu Josephs Söhnen Ephraim und Manasse: „Gehe hinauf in den Wald und haue um daselbst im Lande der Pheresiter" und „das Gebirge soll dein sein, da der Wald ist, den haue um". (Die Pheresiter wohnten im späteren Samarien.) Des Waldes wird ferner gedacht 5. Mose 19, 5; 1. Sam. 14, 25. 26; 22, 5; Jes. 10, 34; Psalm 74, 5; Micha 7, 14. Wenn Josua die Gibeoniter zu Holzhauern (und Wasserträgern) machte (Jos. 9, 21), so muß des Holzes mehr gewesen sein als heute. „Die Herrlichkeit des Waldes soll zu nichte werden" (Jes. 10, 18). „Der dicke Wald wird umgehauen werden" (ib. V. 34).

Daß zu Salomos und Hirams Zeit große Flächen des Libanon ungleich reicher mit Cedern und Tannenholz bedeckt waren (1. Kön. 5, 8) unterliegt keinem Zweifel. Der Bau des Tempels, der phönicische Schiffbau sind Beweis genug. Als Nehemia vom Perserkönige Arthasasthas (Artaxerxes) zu Susa die Erlaubnis erhalten, die zerbrochenen Mauern und die verbrannten Thore Jerusalems wieder aufzubauen, erbat er sich Briefe an den „Holzfürsten des Königs", daß er ihm „Holz gebe zu Balken der Pforten an der Mauer und am Tempel" (Neh. 2, 8). Daß man zu Darius' Zeiten in den Ländern diesseits des Euphrats beim Häuserbau auch Holz verwendete, geht aus einer Strafandrohung jenes judenfreundlichen Königs hervor. Nachdem er seinen Beamten befohlen, aus den königlichen Einkünften die Mittel zum Tempelbau und zu den Opfern der Juden zu gewähren, „damit sie bitten den Gott vom Himmel für des Königs Leben und seiner Kinder", fügt er hinzu: „Welcher Mensch diese Worte verändert, von des Haus soll man einen Balken nehmen und aufrichten und ihn daran hängen" (Esra 6, 10. 11).

Die im Schutz der Wälder teils gebildete, teils durch ihre Wurzeln festgehaltene Erde mußte die reichsten Ernten geben. So gewinnen wir die wesentlichste Bedingung für die ehemalige Fruchtbarkeit des Landes. Kunstvoller Stufenbau hielt die fruchtbare Erde auf den Gehängen zurück. Nach der Zerstörung der Terrassen wurde sie durch wolkenbruchartige Regen fortgeführt. Trotz der Verwüstung, welche dem Lande Juda jetzt aufgeprägt ist, sind dennoch die Elemente der Fruchtbarkeit nicht ganz verloren gegangen. Die rötlichbraune Erde, welche in allen Löchern und Spalten der Kalkfelsen sich sammelt und kleine, aber üppige Pflanzenoasen ernährt, deutet an, wie allmählich durch menschliche Arbeit das Angesicht des Landes wieder gewandelt werden könnte.

In Bezug auf die Geologie von Judäa und insbesondere der Umgebungen von Jerusalem dienen mir als treffliche Führer Osk. Fraas (Aus dem Orient) und L. Lartet (Essai sur la géologie de la Palestine). Den dankenswerten Arbeiten dieser Forscher zufolge liegt die Stadt auf Schichten der obern Kreideformation, welche hier vorherrschend als Rudisten- und Nerineenkalke ausgebildet ist. Von größter Wichtigkeit für die Stadt und ihre alten Bauten ist eine etwa 10 Meter mächtige Schicht von Hippuritenkalk, welche den Lokalnamen Melekeh (der „königliche" Stein) führt. Diese Schichtenmasse, aus weißen, bald halbkrystallinischen, bald kieseligen, bald tuffähnlichen Kalksteinen bestehend, geht ringsum in den die Stadt umgebenden Thälern Hinnom und Kidron zu Tage und hebt sich gegen Nord-West, gegen die sogenannten Königsgräber empor. Im Melekeh sind die zahllosen Katakomben, Felsengräber und Steinbrüche angelegt, die Königsgräber, die Jeremias- und Baumwollengrotte, die Grottenkapelle der Kreuzesfindung, das Gräberfeld Hakeldama. Eine mittlere Schicht des Melekeh von annähernd 1,6 Meter

Mächtigkeit ist als ein milder tuffähnlicher Kalkstein ausgebildet, den Fraas mit dem Gestein des Petersberges bei Mastricht vergleicht. Auf dem Melekeh ruht der sog. Missih, ein „harter", marmorähnlicher Kalkstein, gleichfalls durchschnittlich 10 Meter mächtig, reich an Nerineen (die Spezien N. Mamillae und Schickii wurden nach Funden in diesen Schichten durch Fraas aufgestellt und beschrieben). Der Missih liefert wegen seiner Härte den ausgezeichnetsten Baustein Jerusalems. Aus demselben bestehen die kolossalen Quadern des alten Tempelbaues.

Eine der merkwürdigsten paläontologischen Auffindungen in diesem Nerineenkalk, welche wir Fraas verdanken, betrifft zahlreiche Nummuliten (N. variolaria, N. cretacea). Auf Grund dieser Funde neigt Lartet zu der Ansicht, es handle sich in Judäa (und so auch in Samaria) um wahre Übergangsgebilde («couches de jonction») zwischen Kreide und Tertiär, welcher Ansicht indes Fraas nicht beistimmt. Die marmorähnlichen Kalkschichten des Missih werden überlagert durch eine 4—5 Meter mächtige Schicht von versteinerungsfreiem Plattenkalk. Darüber folgen in großer Mächtigkeit kreideähnliche Kalksteine, die mittleren und oberen Partieen des Ölberges konstituierend und eine sehr große Verbreitung in der Wüste Juda gewinnend. Das Gestein ist bald mild und zerreiblich, bald fest. Der obern Abteilung dieser Schichtenmasse schalten sich Lagen von braunem Flint (Feuerstein) ein. Solche braune, hornsteinähnliche Massen, welche am Westgehänge oder auf dem hohen Gewölbescheitel bei Jerusalem nicht gefunden wurden, zeigen sich zuerst ganz fremdartig zwischen den lichten, weicheren Kalken bei Besteigung des Ölberges. Dies sind die Vorläufer ihrer großartigen, den physiognomischen Charakter der Landschaft mitbedingenden Verbreitung in der Juda-Wüste. Aus den Schichten des

Ölberges, welche gleichfalls in Steinbrüchen aufgeschlossen sind und die Lokalbezeichnung Kakuhleh tragen, führt Fraas eine Anzahl von Ammoniten an, welche für das Senon bezeichnend sind, namentlich A. rusticus, A. Lyelli, A. Goliath (letztere Form erreicht einen Durchmesser von 0,6 Meter).

Um 1½ Uhr brachen wir auf nach Jericho, eine Karawane von 10 Personen, die Reisegesellschaft von Jaffa nebst zwei Dragomanen, einem Schech des Transjordanlandes, sowie einem Neger als Diener. Der Weg von Jerusalem nach Jericho (4 Meilen) durchschneidet die Wüste Juda ihrer ganzen Breite nach. Vom Garten Gethsemane (696 Meter hoch) windet sich der Weg fast horizontal um den südlichen Fuß des Ölberges, nach Bethanien, el Azarye, einem elenden ruinenähnlichen Dorfe am süd-östlichen Fuß des Ölberges, etwa 130 Meter unter seinem Gipfel, nahe dem Ursprung des Wadi-Hod (eines jener während neun Monaten trockenen Rinnsale der Juda-Wüste) gelegen. Zwei Kilom. von Bethanien fern findet sich noch eine spärliche Quelle, von dort ist unser Weg bis zur Jordan-Ebene quellen- und wasserlos. Wir folgen etwa 1 Meile weit dem Wadi-Hod, welches fast ohne jeden Anbau, nur mit einer spärlichen Wüstenvegetation bedeckt, — so nahe der Hauptstadt — den Eindruck vollkommener Verödung hinterläßt. Überall ragen an den niedern Thalgehängen, welche nirgend einer eigentlichen Thalsohle Raum lassen, die wenig gehobenen Schichten der obern Kreide-Etage hervor. Dieselben umschließen bis 0,6 und 1 Meter mächtige Bänke von braunem Flint, welche auf dem weißen Kalkstein- und Mergelboden der Wüstenberge gleich vielfach gekrümmten, dunklen Bändern erscheinen. Leicht verfällt man der Täuschung, daß diese dunklen Bänke die außerordentlichsten Krümmungen, Schleifen und Schlingen bilden; in Wahrheit ist aber ihre Lagerung, namentlich im

westlichen Teil der Wüste, wenig gestört. Es ist eine Folge des tief und unregelmäßig erodierten Reliefs, daß das Ausgehende jener Bänke stark gekrümmte Linien beschreibt, welche indes, wie eine aufmerksamere Betrachtung lehrt, in wenig geneigten Ebenen liegen. Häufig bilden die Flintbänke die Gipfelplatte der Mergelhügel. Werden die weichen unterlagernden Schichten fortgeführt, so bricht auch der Rand der Scheitelplatte ab und metergroße Blöcke von braunem Kieselgestein werden über die weißen Gehänge zerstreut. Aus dem Hod-Thal gelangen wir über einen kleinen Thalscheider in das Wadi-Sidr. Die Sidr-Pflanze der Araber ist Zizyphus Spina Christi. Diese meist strauchartige, selten in baumartiger Größe vorkommende Pflanze gehört zur Familie der Rhamneen. Die Äste bräunlich, die Zweige weiß und glatt, mit zahlreichen, zu je 2 zusammensitzenden, sehr scharfen Dornen bewaffnet. Die Blätter oval, 3—5 Centimeter groß. Die Früchte, von der Größe einer Kirsche, haben einen harten Stein und säuerlichen Geschmack, sind gleich den Jujuben, der Frucht des Z. vulgaris, eine beliebte Speise. Die Dornenkrone soll aus dem Sidr geflochten worden sein. —

Statt der festen Kalksteinschichten, über welche der Weg vom Ölberg und Bethanien herabführte, beginnen jetzt, jene überlagernd, weiße weiche Mergel, zuweilen in reine Thonschichten verändert. Zugleich mit der weicheren Beschaffenheit des Gesteins treten, im Gegensatze zu dem einförmigen herrschenden sanften Fallen der Schichten in der Umgebung von Jerusalem, zahlreiche Schichtenstörungen ein, an denen indes die unterlagernden festen Kalkbänke, welche in mehreren tiefen Erosionsthälern (Wadi-Kilt, mittleres Kidronthal etc.) aufgeschlossen sind, nicht teilnehmen. Bald wird auch das Wadi-Sidr verlassen und, über wüste Hügel hinweg, bei den Trümmern des Khan Hadrur das Wadi-Sulem, welches am

Berge Skopus seinen Ursprung nimmt, erreicht. Hier ändert sich das Relief des Landes. Die weicheren Mergelschichten sind zu einer Menge rundlicher Hügel erodiert; so weit das Auge reicht, könnte man das Land mit einem in Wellenbewegung erstarrten Meere vergleichen. Weiter gegen Süden dehnt sich in diesen weicheren Schichten, offenbar einer großen Mulde derselben entsprechend, eine flachwellige Thalebene aus, welche sich im Frühling mit einer schnell wieder versengten Gras- und Kräuterdecke schmückt. Diese schöne Fläche, ein Weidegrund der Beduinen aus dem Transjordanlande, durchschneidet man auf dem Wege von Mar Saba zur Jordanfurt.

Um so regelloser und wirrer das Hügelland in unserer nächsten Umgebung sich darstellt, desto imponierender gestaltet sich der Rückblick auf den hoch am Horizont emporragenden Ölberg. Der Weg nähert sich dem südlichen Steilrande des Wadi-Kilt, in dessen Tiefe (ca. 60—80 Meter) sich eine großartige Felsgestaltung dem überraschten Auge öffnet. Das Thal, welches mit senkrechten Abstürzen in die unter den Mergeln fast horizontal lagernden, festen Kalkbänke einschneidet, ähnelt in seiner Felsgestaltung vielen Thälern der Trientiner und Venetianer Alpen. Fast noch überraschender als der Blick in den Felsenschlund war das Rauschen eines Baches aus der Tiefe herauf, das erste fließende Wasser auf dem Wege von Jaffa her. Bald sollte indes auch diese schöne grüne Wasserader vertrocknen, — schon jetzt erreichte sie den Jordan nicht — gleich allen in der Wüste Juda entspringenden Quellen. Der Pfad, sehr rauh und felsig, führt nun steil hinab an Burgtrümmern vorbei, welche einst den Weg zum Jordanthal beherrschten. Die Senkung der Gebirgswüste zur Jordanebene endet mit einem Absturz. Der Weg windet sich um eine wilde Höhe, welche, aus der Tiefebene betrachtet,

gleichsam wie ein gewaltiger Thorpfeiler erscheint. Gegenüber, in nördlicher Richtung, erhebt sich als höchster Punkt der Umgebung von Jericho der Berg Karantel (Quarantania).

Die 2 Meilen breite Jordanebene, welche sich nun nebst dem Spiegel des Salzmeers dem Auge darstellt, gewährt einen ungemein öden, einförmigen Anblick. Außer dem schmalen Streifen wildwachsender Bäume, welche durch den Jordan genährt werden, erblickt man Baumpflanzungen um Jericho, deren Wachstum durch die am Fuße des Karantel entspringende Quelle Ain-es-Sultan bedingt wird. Im übrigen ist die weite Ebene fast gänzlich unbebaut. Schon zu Christi Zeit war das Land zwischen Jerusalem und Jericho eine Wüste. Räuber mochten dort ihr Wesen treiben, wie in der Parabel vom barmherzigen Samariter angedeutet ist. Dennoch möchte man glauben, daß die Gegend nicht ganz so wild, nicht ganz so steinig und trostlos war, als der Erlöser, seinen Jüngern voranschreitend (Mark. 10, 32), diese Pfade zog. — Jericho, jetzt Richa genannt, ist nur ein elendes Dorf, dessen Hütten sich unter den Baumpflanzungen der Oase fast verbergen. Der griechische Patriarch von Jerusalem hat sich durch Erbauung eines Gast- und Pilgerhauses in Jericho ein wesentliches Verdienst erworben. Wir trafen dort bereits eine englische Reisegesellschaft (Cook). Indes sorgte die fromme Wirtin, eine Russin, nach besten Kräften für uns; besonders unser junger Glarner Freund hatte sich ihrer wahrhaft mütterlichen Sorgfalt zu erfreuen, da sich herausgestellt, daß sein Bruder in derselben russischen Stadt etabliert sei, welche die Russin als Pilgerin verlassen, um hier im heiligen Lande zu leben. Eine Glutatmosphäre ruhte über Jericho; abends 10 Uhr zeigte das Thermometer noch 30° C.

(47.) Mar Saba, 30. April.

Licht und Dunkel stritten noch um die Herrschaft. Der Himmel rötete sich über den Bergen der Belka (dem Plateaulande der Ammoniter), als ich aus dem Pilgerhause trat. Über die kleine fruchtbare Oase hinaus erblickt man die Jordanwüste, den wie verzaubert daliegenden Salzsee, die Berge ohne menschliche Wohnung. Kaum möchte es in den weiten Mittelmeerländern ein Gebiet geben, dem in gleicher Weise das Gepräge der Öde, des Todesschweigens aufgedrückt ist wie den Umgebungen des toten Meeres. Und doch welcher Ereignisse Zeugen waren diese Berge, diese Wüste und das Salzmeer! Der Berg Nebo ragt $3^1/_2$ Meilen fern über der langgestreckten Höhenlinie des östlichen Horizonts empor. Wie Aron auf dem Berge Hor, so starb Moses auf Nebo, nachdem die Verkündung ihm geworden: „Du sollst das Land dir gegenüber sehen, aber du sollst nicht hineinkommen. Stirb auf dem Berge, wenn du hinaufgekommen bist" (5. Mos. 32, 50. 52). Damals war Jericho eine ansehnliche Stadt, reich an Gold und Silber, sowie an kostbaren babylonischen Gewändern. Zufolge der grauenvollen Kriegführung jener Zeit erschlugen die Israeliten im eigentlichen Wortsinne alles Lebendige, mit Ausnahme der Rahab und ihres Hauses (Jos. 6, 19. 21; 7, 21). Trotz des über die Stadt ausgesprochenen Fluches wurde sie wieder aufgebaut; durch Pompejus auf seinem Zuge von Skythopolis nach Jerusalem wieder zerstört, prächtiger durch Herodes den Großen hergestellt und mit Palästen und Theatern geschmückt. Wegen ihres tropischen Klimas wählte er die Stadt zu seiner Winterresidenz. Sie war von den herrlichsten Pflanzungen umgeben, unter denen die Balsambäume besonders berühmt waren. Der Wüterich starb in Jericho.

Drei Jahrzehnte später berührte der Heiland auf seiner

letzten Reise nach Jerusalem die „Palmenstadt“. Einige seiner ergreifendsten Reden und Handlungen haben hier und in der nächsten Umgebung ihren Schauplatz. Auf dem Wege von Jericho war es, wo die Kindlein zu ihm gebracht wurden, „daß er die Hände auf sie lege“ (Matth. 19, 13). Hier trat der reiche Jüngling zu ihm. Er ist namen- und ruhmlos geblieben. Wäre er nachgefolgt, wie viele Kirchen und Dome würden ihm geweiht sein! Salome bat hier um besondere Vorrechte für ihre Söhne. Die beiden Blinden schrieen den Erlöser an: „Erbarme dich unser!“ Jericho war eine Zollstätte zwischen Judäa und Peräa, Zollinspektor war der kleine Zachäus (Luk. 19, 4).

Um 5 Uhr setzte sich unsere Karawane gegen die Jordanfurt (el Helu), 1½ Meile fern, in Bewegung. Soweit der segensreiche Einfluß der Quelle reicht auch die fruchtbare Oase, welche indes sowohl in Bezug auf Anbau als auf Ausdehnung nur noch ein geringer Überrest dessen ist, was sie früher war, als Josephus sie mit begeisterten Worten schilderte: „Ich zweifle daran, daß man auf der ganzen Erde ein anderes Land treffe, welches man mit dem von Jericho vergleichen könnte, indem sowohl alles Gesäte als Gepflanzte sich hier auf eine unglaubliche Art vermehrt“. Josephus, welcher die Ausdehnung der Oase auf 70 Stadien (1⅖ Meile) in der Länge und 20 in der Breite angiebt, rühmt ferner die reizenden Gärten voll fruchttragender Palmen und Balsambäume, Cypressen und Myrobalanen. Indes wie die von Herodes errichteten Paläste und Tempel keine Spur zurückgelassen haben, so sind auch die Palmen und die Balsambäume (Opobalsamum) verschwunden. Auch die untere Jordanebene, soweit sie nicht durch den Fluß selbst oder den Bach von Jericho (die Quelle des Elisa) bewässert wird, war schon zu Josephi Zeit ohne Anbau und unfruchtbar, die Luft brennend und Krankheiten erzeugend (s. Neumann:

Die heilige Stadt und deren Bewohner S. 47). In der Oase von Jericho wachsen außer Feigen- und Granatbäumen namentlich zwei Arten von Zizyphus, Z. Spina Christi (Sidr) und Z. Lotus (Nabek), ferner Balanites Aegyptiaca (der Sakum). Der letztgenannte Baum ist in seinem allgemeinen Aussehen dem Ölbaum sehr ähnlich. Die ausgebreitete Krone besteht aus geraden dünnen Ästen, welche, gleich dem Stamm, bis 6 Centimeter lange Stacheln tragen. Die Blätter, 2–2½ Centimeter lang, halb so breit, lichtgrün, eiförmig, sitzen zu je zwei an einem ganz kurzen Stiel. Aus den kurzgestielten Steinfrüchten, welche großen Oliven ähneln, wird ein grünliches Öl, das Sakum- oder Zachäus-Öl, bereitet, dessen Wirkung, wenn bei rheumatischen Leiden eingerieben, sehr gerühmt wird. Obgleich ich die „Jerichorose", Anastatica hierochuntica, eine Crucifere, nicht selbst fand, so darf ich sie doch hier nicht unerwähnt lassen. Nach Seetzen (Reisen II, S. 238) findet sich diese interessante, von den Beduinen Keff Mérjem „Hand Marias" genannte Pflanze vereinzelt, rings um das tote Meer, an unfruchtbaren Stellen. Die kurzen, steifen, krummen Äste, welche graue Blättchen tragen, breiten sich strahlenförmig auf dem Boden aus. Die Blüten sind denen der Radieschen (Raphanus sativus) ähnlich. Nach dem Reifen der Samen stirbt die Pflanze ab, die trockenen Äste krümmen sich auf- und einwärts, eine Art Kugel bildend, welche von der Wurzel getrennt, durch den Wind fortgeführt, vom Wüstensand bedeckt, den keimfähigen Samen bewahrt. Nach dem Hinzutritt von Feuchtigkeit nehmen die Zweiglein wieder ihre ursprüngliche Lage an, die Samengefäße bersten, der Same fällt heraus und keimt. Die Behauptung, daß die Pflanze selbst wieder belebt werde, beruht indes auf einem Irrtum (Lynch, Bericht über die Expedition nach dem Jordan und dem toten Meere, S. 321, Anhang).

Die Grenzen der Oase von Jericho gegen die sie ringsumgebende Wüste sind nicht scharf, die Bäume werden niedriger, strauchähnlich, sie weichen mehr und mehr den Wüstenpflanzen.

Als wir aus den Baumpflanzungen heraustraten, gewannen wir, da Jericho 270 Meter unter dem Mittelmeer, etwa 110 Meter über der Jordanfurt el Helu und 120 Meter über dem toten Meer liegt, eine weite Aussicht über das Ghôr und die es umschließenden Gebirge. Ein rotglühender Dunst schien über den östlichen Bergen zu lagern, den nahen Aufgang der Sonne verkündend, deren erste Strahlen jetzt den Gipfel des grottenreichen Berges Karantel erleuchteten. Die fromme Legende läßt Christum auf diesem Berge versucht werden (Matth. 4, 8), wobei Zweiflern in der That die Bemerkung gestattet ist, daß die Versuchung: „Dies alles will ich dir geben", wenig verlockend sein konnte, da das vom Karantel aus dem leiblichen Auge sichtbare Land durchaus vorherrschend Wüste ist und auch zu Christi Zeit bereits war. Die Höhlen und Felsenklüfte des Karantel waren in spätern Jahrhunderten und bis auf die Neuzeit der Aufenthaltsort verirrter Einsiedler. Gegen Norden wird der Karn Sartabe (310 Meter über dem Meer, 610 Meter über der Jordanebene) sichtbar, ein fast isolierter, dem westlichen Thalgehänge vorgelagerter Berg. Gleich einem dunkelblauen Spiegel dehnt gegen Süden der See unübersehbar sich aus. Die bis zu 1000 Meter Höhe emporsteigenden Gebirge des Ostjordanlandes lassen weit fortsetzende horizontale Schichtprofile erkennen. Die Jordanebene senkt sich von beiden Thalseiten sehr allmählich gegen die Mitte, in welcher der Fluß sein vielgekrümmtes Bett eingeschnitten hat. Der Boden der Ebene besteht aus weißen, geschichteten Mergeln. Die Senkung zum Jordan geschieht nicht ganz gleichmäßig; es tritt vielmehr

etwa halbwegs zwischen Jericho und dem Flusse eine 10 bis 15 Meter hohe, nord-südlich streichende Stufe deutlich hervor. Dieser Terrainabschnitt wird durch eine große Zahl von weißen Hügeln bezeichnet, in welche die höhere Terrasse sich auflöst, um dann zu verschwinden und gegen den Jordanlauf hin einer etwas tiefer liegenden jüngern Bildung Raum zu geben. Auch diese setzt sich zunächst in ganz allmählicher Senkung fort, endet dann aber gleichfalls, in isolierte Plateauteile und Hügel übergehend, nahe dem jetzigen Überschwemmungsgebiet des Flusses. Große Strecken der Thon- und Mergelflächen sind im Sommer mit einer weißen Salzkruste bedeckt, die Vegetation verschwindet ganz; die von den glühenden Sonnenstrahlen ausgedörrte Erde bietet einen abschreckenden Anblick dar.

Nur sehr schmal ist der Vegetationsstreifen, welcher dem Jordan sein Dasein verdankt. Hier wachsen strauchartige Akazien, Weiden, Pappeln, Tamarisken. Der Fluß strömt mit starkem Fall in einer 3—4 Meter tiefen Rinne dahin, deren meist vertikale Wände durch gelbliche Lehmmassen gebildet werden. Diese Ufer bedingen, daß der Fluß, welcher aus dem See Kinereth (Gennezaret) vollkommen hell und klar austritt, in seinem Unterlaufe trübe und fast schlammig ist. Seinen höchsten Stand zeigt der Fluß zur Erntezeit, d. h. Ende April und Anfang Mai (Jos. 3, 15; Jes. Sirach 24, 36), wenn die gewaltigen Schneemassen des Hermon schmelzen. In den spätern Sommer- und Herbstmonaten kann man fast überall den Jordan durchwaten. Bei el Helu machten wir eine kurze Rast, da einige Freunde auf das Bad im Jordan, welches namentlich nach den Vorstellungen der griechischen Pilger eine sündenreinigende Kraft besitzt, nicht verzichten wollten. Das jenseitige Ufer erstreckt sich gleich öde, trostlos, unbebaut und unbewohnt gegen die wüsten Berge von Moab hin. Und dennoch übt gerade dieser Land-

strich nebst dem Mündungsgebiet des Jordan eine besondere Anziehungskraft auf uns aus als Schauplatz der Wirksamkeit Johannes des Täufers. In der Jordanwüste tragen zwei Klosterruinen in der trostlosesten Umgebung den Namen des Täufers. Hier lebte und taufte „der Prediger in der Wüste“, zu welchem „hinausging das ganze jüdische Land und die von Jerusalem“ (Mark. 1, 5); für letztere ein Wüstenweg von 7 starken Wegstunden. Der gewaltige Bußprediger, dessen Haupt im Palast des Herodes Antipas zu Machärus (Mkaur; 1158 Meter über dem toten Meer) fiel — wie sehr stimmen seine Worte und seine Gestalt, wie sie in der Vorstellung der Menschen sich befestigt hat, zu dieser ernsten harten Natur, so ganz verschieden von der schönen Umgebung des Galiläer Meeres!

Auch der Erlöser betrat den östlichen Teil der untern Jordanebene. Vor den Verfolgungen der Juden, die ihn „abermals zu greifen suchten, entwich“ er „und zog von Jerusalem wieder jenseits des Jordan an den Ort, da Johannes vorhin getauft hatte, und blieb allda“ (Joh. 10, 40); bis er auf die Trauerkunde vom Tode Lazari zurück nach Bethanien eilte. Angesichts des toten Meeres sprach der Heiland die Worte: „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein[1]) an seinen Hals gehängt und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist“ (Matth. 18, 6). Wegen des hohen Volumgewichtes der concentrierten Salzlauge des toten Meeres sinkt nämlich der menschliche Körper in demselben nicht unter. Von der Surt el Helu hatten wir in südwestlicher Richtung noch 1 Meile zum toten Meer über fast ganz pflanzenlose Salzthonflächen (nur eine rötliche Flechte

[1]) Damals kannte man in Palästina nur Handmühlen.

fristet in den Senkungen ihr ephemeres Dasein), welche im Sommer sich mit einer dünnen, weißschimmernden Salzdecke bekleiden. Um 9 Uhr erreichten wir die nordwestliche Bucht des Sees, wo eine kleine Insel dem Ufer vorliegt, die bei niederm Wasserstande mit dem Lande vereinigt, ein kleines Vorgebirge bildet. Das steinige Ufer ist hier sehr flach, mit Kalkgeröllen bedeckt, zwischen denen ich einige Stücke von Asphalt (Judenpech) fand. Dies Erdpech bildet Imprägnationen in den Kalk- und Mergelschichten der Kreideformation, welche die Umgebungen und ohne Zweifel auch das Bett des Sees bilden. An manchen Orten dringt dies Erdpech als eine plastische, erstarrende Masse aus den Felsen hervor, so namentlich zufolge Lartets Angabe am südwestlichen Ende des Sees, im Wadi-Mahawat, am Berge Usdum, welch' letzterer den Namen Sodom bis auf unsere Tage bewahrt hat. Durchaus nicht unglaubwürdig sind die aus älterer und neuerer Zeit stammenden Angaben, daß sich zuweilen, namentlich nach Stürmen, größere Massen von Asphalt auf dem Meere schwimmend zeigen. Dies soll besonders nach den Erdbeben der Jahre 1834 und 1837 geschehen sein. Weniger glücklich als in betreff des Judenpechs war ich in Auffindung des Schwefels. Wer gedächte nicht an diesen Gestaden des Schwefel- und Feuerregens von Sodom und Gomorra, der als ein heilsames Schreckbild durch Jahrtausende dem israelitischen Volke von allen Propheten vorgehalten wurde! (5. Mos. 29, 23; Psalm 11, 16; Jes. 13, 19; Jer. 50, 40; Hosea 11, 8; Amos 4, 11; Luk. 17, 29; 2. Petr. 2, 6.)

Wenngleich der Naturforscher von einem Schwefelregen sich keine Vorstellung bilden kann, so war, angesichts der Überlieferung, das Vorkommen dieses schon im höchsten Altertum bekannten Minerals nahe dem Schauplatz jenes Schreckensereignisses kaum zweifelhaft. Auf Anregung von Prof. Fraas

forschte Herr Schneller aus Jerusalem nach der Lagerstätte und fand sie in den zerrissenen, das Jordanthal einschließenden Terrassen, nahe der Mündung. Die nuß- bis eigroßen, in Schichten der Kreideformation eingeschlossenen Stücke werden nach der Zerstörung des Gesteins als Geschiebe dem Meere zugeführt. Ähnliche Vorkommnisse mögen sich auch an andern Punkten der Umgebung finden. Das Salz bildet nicht nur die concentrierte Lauge des Sees, es setzt auch am Berge Usdum ganze Gebirgsmassen zusammen. Dieser berühmte Berg (6 Kilom. lang von Norden nach Süden, 1 Kilom. breit, etwa 100 Meter hoch) besteht nach Lartet aus einer nicht weniger als 20 Meter mächtigen Bank von reinem Steinsalz, überlagert durch horizontale Schichten von salz- und gipsführendem Thon, welche ihrerseits als Decke eine Schichtmasse des ringsum die Gebirge zusammensetzenden, feuersteinführenden Kreidekalksteins tragen. Die vertikalen Abstürze der Salzmasse sind zu pfeiler- und nadelförmigen Gestalten verwittert und aufgelöst, unter denen namentlich eine (ca. 40 engl. Fuß hoch) die Aufmerksamkeit Lynchs, des verdienstvollen amerikanischen Erforschers des toten Meeres, erweckte. Das könnte die Salzsäule der heil. Legende sein (Mos. 19, 26), welche auch Josephus versichert gesehen zu haben.

Gewiß ist, daß die pflanzenlosen, salzhaltigen Thon- und Mergelflächen, welche sich im Ghôr, namentlich gegen Norden und Süden, ausdehnen, dem See, von dem sie einst überflutet waren, ihren Salzgehalt verdanken. Hierdurch wird ein früherer höherer Wasserstand und weit größere Ausdehnung des Sees bewiesen. Während derselbe jetzt 10 Meilen lang, $2^1/_2$ Meilen breit ist (übrigens nach Jahreszeit und Wasserstand gegen Norden und mehr noch gegen Süden schwankend), muß er einst sich bis Beisan (Skythopolis) im Norden und

bis in die Nähe des Berges Hor im Süden erstreckt haben. Diese ehemalige größere Ausdehnung der Salzflut wird auch durch die von Fraas und Lartet entdeckten alten Geröllbänke und Küstenlinien bewiesen, welche bis 100 Meter über dem See sich finden. Die Entstehung des toten Meeres in historischer Zeit ist demnach nicht anzunehmen. Welches Ereignis der dichtenden Sage, wie sie in den geheiligten Schriften der Israeliten überliefert worden ist, zu Grunde liegt, möchte jetzt kaum zu bestimmen sein. – Während in den weiten Mittelmeerländern jetzt kaum ein Gebiet sich findet, dem das Gepräge der Öde, des Todesschweigens in ähnlicher Weise aufgedrückt ist wie der Umgebung des toten Meeres, so soll ehemals das Land „wasserreich, wie ein Garten des Herrn, gleichwie Ägypten, gewesen sein“ (1. Mos. 13, 10). Siddim hieß das Thal, „da nun das Salzmeer ist“ (1. Mos. 14, 3). Dort fand die Schlacht zwischen den vier Königen mit fünfen statt (1. Mos. 14, 9). Wir erhalten in der Schrift nicht nur die Schilderung der großen Katastrophe, welche, als unmittelbare Wirkung des göttlichen Zornes angesehen, wie keine andere ähnlicher Art einen erziehenden Einfluß auf das Volk Israel, ja auf die Menschheit gehabt hat, sondern auch den Bericht über eine Beobachtung aus weiter Ferne, welche der ganzen Darstellung ein erhöhtes Interesse giebt. Wir lesen (1. Mos. 19, 27. 28), daß Abraham, der unfern Hebron im Haine Mamre wohnte, sich früh morgens aufmachte und, das Angesicht gegen Sodom und Gomorra gewandt, alles Land der Gegend überschaute; „und siehe, da ging ein Rauch auf vom Lande, wie ein Rauch vom Ofen“.

Die Annahme eines vulkanischen Ereignisses im engern Sinn zur Erklärung der Katastrophe möchte kaum gestattet sein, da im Thal Siddim am Südende des toten Meeres keine vulkanischen Gesteine sich finden; – wohl aber dürfen

wir an pseudovulkanische Eruptionen denken. „Und das Thal Siddim war voll von Quellen von Erdharz.“ In der That haben Siddim und Usdum in ihrer geologischen Bildung große Ähnlichkeit mit andern Gebieten, wie z. B. Baku am kaspischen Meer, welche durch pseudovulkanische Eruptionen berühmt sind. Daß „die Städte, die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war“, „umgekehrt“ wurde, deutet auf eines jener furchtbaren Erdbeben, wie sie ja Syrien und Palästina oftmals heimgesucht haben. Nur schwer macht sich das arme Menschengeschlecht von dem Glauben los, gewisse Naturereignisse als Strafmittel Gottes anzusehen, wenngleich Christus ausdrücklich verneint, daß „die achtzehn, auf welche der Turm von Siloa fiel, schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen“ (Luk. 13, 4).

Der See zeigte heute bei wolkenlosem Himmel eine herrlich blaue Farbe, Temperatur des Wassers 22°. Zahlreiche gebleichte, mit einer dünnen Salzrinde bedeckte Baumstämme liegen am Ufer, sie werden durch den Jordan in den See geführt. Großartig und wild ist der Anblick der 400 bis 500 Meter steil zum See abstürzenden Berge Juda. Auch hier ist die Schichtung deutlich ausgesprochen, fast horizontal mit einigen sanften Wellenlinien. Die Schichten diesseits und jenseits des Sees scheinen sich zu entsprechen. Der von den Steilabstürzen eingeschlossene, vom See teilweise eingenommene Abgrund ist offenbar durch die Senkung des fehlenden Gebirgsteiles entstanden. Über dieser tiefsten Depression der Erde ruhte eine Glutatmosphäre. Wie gewöhnlich war die Luft über dem Salzsee von geringerer Durchsichtigkeit. Die wunderbar große, dämonische Landschaft, von Licht und Glut erfüllt, schien der Erde entrückt.

Um die Tragfähigkeit der concentrierten Salzlauge kennen

zu lernen, schwamm ich im See und machte dabei die Erfahrung, daß, wenngleich ein Untersinken in dem Wasser nicht möglich, doch auch das Schwimmen nicht geringe Schwierigkeiten darbietet, da die Füße durch die schwere Lauge stets zur Oberfläche emporgehoben werden. Die glühende Sonne auf dem unbedeckten Haupte, der blendende Lichtschein der toten Wasserfläche ringsum gestatteten ein nur kurzes Verweilen. Große Vorsicht ist geboten, um die Lauge aus Mund oder Augen fern zu halten, in denen sie eine brennende, schmerzliche Empfindung verursacht. Der Geschmack des Wassers ist äußerst widerwärtig zufolge eines bedeutenden Gehalts an Chlormagnesium. Die chemische Zusammensetzung der Lauge schwankt sehr je nach dem Ort, der Tiefe und der Jahreszeit, in welcher die Probe genommen. Als normal kann wohl die folgende von Terreil in Paris für eine Probe aus 200 Meter Tiefe, 5 engl. Meilen östlich vom Ras Seschkah, ermittelte Mischung gelten. 1000 Teile Wasser (spec. Gewicht 1,23) ergaben 271,61 Teile Salze, und zwar Chlor 170,42; Brom 4,38; Schwefelsäure 0,46; Natrium 25,11; Magnesium 42,01; Calcium 4,22; Kalium 4,50. Der Überschuß der Salze gegen die Summe der bestimmten Bestandteile beruht zum Teil in der Anwesenheit kleiner Mengen von Kohlensäure, Ammoniak, Thonerde, Eisen, Kieselsäure, welche nicht bestimmt wurden. Bemerkenswert ist der bedeutende Gehalt an Brom, welcher beweist, daß das Meer seinen Salzgehalt nicht etwa durch Auslaugung von Steinsalzmassen, wie diejenige von Usdum, erhalten haben kann.

Ein Vergleich der Lauge mit dem Wasser des Jordan oder dem des Mittelmeers beweist, daß der See auch nicht lediglich durch eine Verdampfung dieser letztern Gewässer entstanden ist. Eine nähere Verwandtschaft besteht hingegen mit dem Wasser der Thermen von Tiberias und vielleicht auch

mit denen in der Umgebung und, wie Lartet vermutet, auch auf dem Grunde des toten Meeres emporbrechenden Quellen. Der Erwähnung nicht unwert erscheint es, daß die Depression des toten Meeres, 394 Meter unter dem Mittelmeer, erst so spät erkannt wurde. Obgleich man vom Nebi Schamwil beide Meere erblickt, so hatten weder die Alten noch die Kreuzfahrer eine Ahnung von dieser einzigartigen Tieflage des Salzsees. Selbst im Tagebuche Seetzens (Teil I, S. 425) findet sich die Bemerkung: „Es wäre interessant, die Höhe des Spiegels des toten Meeres über dem Mittelmeer zu wissen" (1806). Die Entdeckung geschah 1837 selbständig durch die englischen Reisenden Moore und Beek, sowie durch G. H. v. Schubert (s. Fraas, das tote Meer, ein Vortrag, S. 6).

Wir verließen nun das öde Gestade des toten Meeres (das Bahr Lut der Araber) und näherten uns der westlichen Gebirgskette, welche bis zum Vorgebirge (Ras) Feschka deutlich vor uns lag. Die Farbe dieser etwa 4—500 Meter steil zum See abstürzenden Berge ist dunkelbraun. Die Schichtung, deutlich ausgesprochen, ist fast horizontal, mit einigen sanften Wellenlinien. In alten Beschreibungen liest man wohl die Fabel, daß kein Vogel das tote Meer überfliegen könne. An diese Sage wurden wir erinnert, als wir hoch über uns einen Schwarm Vögel erblickten. Sie flogen in sehr großer Höhe, ungemein dicht gedrängt. Kreise ziehend, erschienen sie bald als leuchtende, bald als dunkle Punkte, zwischen diesen beiden Wahrnehmungen lag stets ein Moment, in welchem die Segler der Lüfte selbst guten Augen fast gänzlich entschwanden. Eine Erkennung der Vögel in dieser Entfernung wäre wohl selbst für Vogelkenner schwierig gewesen. Der Dragoman behauptete, es seien Störche. — Daß die Ufer des Sees überaus arm an Vögeln, ist leicht begreiflich, da die gesättigte Salzlauge ohne organisches Leben ist.

Mar Saba, unser Tagesziel, war 25 Kilom. entfernt. Der Weg führt vom Nord-West-Ende des Sees über die vegetationslose, mit Salz-Efflorescenzen bedeckte Ebene gegen West-Nord-West. Nach etwa 3 Kilom. erreicht man eine aus dünngeschichteten weißen Mergeln bestehende Terrasse, hier etwa 30 Meter hoch, einen alten Stand des Seespiegels bezeichnend. Zahllose braune Flintstücke liegen umher, sie stammen von zerstörten Bänken, welche den Kreidemergeln eingelagert sind. In die weichen Mergelschichten, welche die ersten Vorhöhen des Gebirges bilden, sind durch die Winterbäche tiefe, steilwandige Schluchten eingeschnitten. Am südwestlichen Rande einer solchen ca. 40 Meter tiefen, gewundenen Erosionsrinne führte der Pfad hin. Sehr deutlich war hier wahrzunehmen, wie der konvexen Seite der Thalkrümmung stets der Steilabsturz, der konkaven Seite ein etwas flacheres Gehänge entspricht. Die Oberfläche der Mergelhügel besteht gewöhnlich aus einer schwer zerstörbaren braunen Flintbank, welche, zerbrechend, das weiße Gehänge mit braunen Kieselfragmenten überstreut. Diese Flintlagen, welche sowohl den weichen Mergeln als den festeren Kalkbänken eingeschaltet sind, lassen die Schichtenlage überall auf das deutlichste erkennen. Sie ist vorherrschend horizontal; stark gestörte Schichten fehlen nicht, sie sind aber nur von beschränkter Ausdehnung und stehen vielleicht im Zusammenhang mit den supponierten großen Verwerfungen, welche die Bergwüste Juda durchziehen, als deren tiefste der Steilabsturz gegen das tote Meer und das Ghôr zu betrachten ist.

Anhaltend und steil steigen wir nun etwa 300—400 Meter empor, bis wir den durch tiefe Thaleinschnitte zerstückten Rand der welligen Gebirgsebene erreichen. In den Thalfurchen stehen feste horizontale Kalkschichten an, über deren treppenähnliche Profile die Winterbäche in Kaskaden

herabstürzen. Gegen Nord, auf ansehnlicher Höhe wird ein kleines Heiligtum, Nebi Musa, sichtbar, wo die Moslemin, zufolge einer irrigen Überlieferung, das Grab Moses (5. Mos. 34, 6) verehren. Im Thalriß steht hier der unter dem Namen Mosesstein bekannte, von Beduinen als Brennmaterial, von den Bethlehemitern als Material ihrer Kunstindustrie benutzte bituminöse Kalkstein an. Dieser Stinkstein ist an der verwitternden Oberfläche lichtgrau, von einem gewöhnlichen dichten Kalkstein nicht zu unterscheiden. Zerschlägt man ihn, so zeigt sich die stark, nicht unangenehm riechende Bruchfläche von tief schwarzer Farbe. Nach verschiedenen Analysen beträgt der Bitumengehalt des Mosessteins $13^{1}/_{2}$ (Hewston) bis 25 Proz. (Hitchcock). Lartet beobachtete in diesem Gesteine Seeigelstacheln, Ostreen und Inoceramen, Schuppen von Beryx und zahlreiche mikroskopische Foraminiferen. — Durch die Schlucht, in welcher der Mosesstein ansteht, aufwärts wandernd, erreicht man eine etwa 5 Kilom. ausgedehnte, flachwellige Ebene, auf welcher im Februar und März die Beduinen Zelte errichten und ihre Herden weiden. Zu Ende April war die Vegetationsdecke bereits versengt, die Ebene verlassen.

Der Weg hebt sich, nachdem man die wellige Ebene durchschritten, wieder stärker am Süd-Gehänge einer wilden, steinigen Höhe, des Djebel Djamum, empor. Hier, $3^{1}/_{2}$ Stunden vom toten Meere entfernt, sollte nach der Versicherung unserer Begleiter, inmitten der brennenden Wüste eine Quelle, sowie einige schattige Bäume sich finden, welche uns eine erquickende Rast hoffen ließen. Doch welch' schmerzliche Enttäuschung wartete unser, als wir um 1 Uhr den Ort erreichten! Statt der Quelle fanden wir ein Wasserloch mit einer dicken grünen Schicht schwimmender Pflanzen bedeckt. Dieser Tümpel war durch Sprengung eines Bassins von

6 Meter Durchmesser im weißen Kalkfels gewonnen worden. Wir seihten dies Wasser, das einzige in meilenweiter Runde, durch ein Tuch und tranken es, nicht ohne Widerstreben, mit etwas Cognak gemischt. Unsere Rast war nur kurz, da ein Verweilen auf der weißen Felsfläche unter den brennenden Sonnenstrahlen keine Erquickung bot. Weiter führte unser Pfad über rauhe Höhen von Mergel und Kalkstein mit eingelagerten Bänken von gelblichbraunem Flint. Durch die Lücken der Berge erblickten wir den blauen Spiegel des toten Meeres und die Jordanebene. Auf- und niedersteigend erreichten wir das schon jetzt gänzlich wasserlose Kidronthal, in der Mitte seines Laufs von Jerusalem zum toten Meer, nahe der Stelle, wo es seine ost-süd-östliche Richtung auf etwa 3 Kilom. Länge in eine süd-süd-östliche ändert.

Mit dieser Wendung ist ein plötzlicher, sehr auffallender Wechsel der Thalgestaltung verbunden. Das Thal wird zu einem sich schnell bis 150, ja 200 Meter vertiefenden Felsenriß, an dessen vertikalen Wänden die horizontalen Profillinien der Kalkschichten hinlaufen. An diesem unnahbaren Absturze ist auf einer Strecke von etwa 2 Kilom. ein mit Brustwehr versehener Weg ausgesprengt, bisher das einzige Werk dieser Art in Palästina. Mit den kompakten Kalkschichten wechseln weniger feste und lockere Bänke, welche, stellenweise fortgeführt, Veranlassung zur Höhlenbildung boten. Nachdem die Felsennische mit einer kleinen Mauer zum Teil geschlossen, war die Wohnhöhle fertig. Solcher Höhlen giebt es hunderte, ja tausende im Kidronthal, viele oft übereinander an den fast senkrechten, nur auf schmalen Felsbändern erreichbaren Thalwänden. Wohl nur an wenigen andern Punkten der Erde boten sich für Weltentsagung und Askese so zahlreiche Zufluchtsstätten dar als im Kidronthal. In diesen Höhlen, über der grausigen Felsschlucht, inmitten der

Juda-Wüste lebten und duldeten schon vor und zu Christi Zeit die Essener, von welchen uns Caj. Plinius Secundus in seiner Hist. Nat. V, 17 folgende merkwürdige Schilderung giebt: Esseni — — gens sola et in toto orbe præter ceteras mira sina ulla femina, omni Venere abdicata, sine pecunia, socia palmarum. In diem ex æquo convenarum turba renascitur, large frequentantibus, quos vita fessos ad mores eorum fortunae fluctus agitat. Itaque sæculorum milia incredibile dictu gens æterna est, in qua nemo nascitur, tam fecunda illis aliorum vitae pœnitentia est.[1]) Sie flohen den Tempeldienst mit seinen Opfern und das gesamte orthodox-jüdische Wesen. Jesaias selbst war ihre Leuchte. „Was soll mir die Menge eurer Opfer", hatte der Herr zu ihm gesagt, „ich bin satt der Brandopfer von Widdern — und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke. Wenn ihr herein kommt zu erscheinen vor mir, wer fordert solches von euren Händen. — Das Rauchwerk ist mir ein Greuel" (Jes. 1, 11 fg. Micha 6, 6. 7). Läuterung und Buße, Demut und Erkenntnis Gottes, wie alle Propheten sie gelehrt, war ihres Lebens Ziel und Inhalt (Jes. 1, 16; Hos. 6, 6).

Wer könnte verkennen, daß auch der gewaltige Prediger in der Wüste einer ähnlichen Geistesrichtung folgte. Diese Höhlen des Kidronthales waren die Zufluchtsorte der Weltflüchtigen. Hatte doch schon Jesaias gesagt: „Gehe hin in den Felsen!" „Da wird man in der Felsen Höhlen gehen

[1]) Ein einzigartiges und von allen Völkern der Erde verschiedenes Volk, ohne Frauen, ohne weiblichen Verkehr, ohne Geld, unter Palmen wohnend. Sie ergänzen sich täglich gleichmäßig durch zahlreiche Zuzügler, da es eine Masse solcher giebt, welche des Lebens überdrüssig, durch die Wogen des Schicksals der Lebensweise jener zugeführt werden. Es ist demnach, so unglaublich es auch erscheint, durch tausend Jahrhunderte ein ewiges Volk, obgleich niemand in demselben geboren wird. So fruchtbar ist für jene die Lebensentsagung anderer.

und in der Erde Klüfte vor der Furcht des Herrn und vor seiner herrlichen Majestät" (Jes. 2, 10. 19). Den Essenern folgten christliche Anachoreten, welche zu tausenden in dieser Wüste, in diesen Steinlöchern ihr entsagungsvolles Leben hinbrachten. — Bei einer Wegwendung erblickten wir nicht ohne höchste Überraschung das Felsenkloster „Mar Saba" (191 Meter über dem Meer, 582 über dem toten Meer). Es zieht an dieser Stelle von dem noch etwa 300 Meter höher aufsteigenden großwelligen Plateau der Juda-Wüste eine Schlucht in östlicher Richtung zum Kidronthal hinab. Dieselbe endet etwa 60 Meter über der Thalsohle mittelst jäh abstürzender Felsen. Hier ist nun durch großartige Aufmauerungen Raum für eine Kirche gewonnen, während zugleich die Schlucht in ihrem obern Teile durch eine Quermauer, sowie durch zwei mächtige, auf der Höhe des Plateaus erbaute Türme vollkommen abgeschlossen ist. Die Klosterzellen sind in dem lebendigen Fels ausgehöhlt, unter ihnen auch die Grotte, in welcher der heilige Sabas aus Kappadocien als Einsiedler lebte und 94jährig 532 starb.

Da das Kloster unter dem mittlern Niveau der welligen Hochebene am Gehänge der Schlucht liegt, so ist sein Gesichtskreis ganz nahe begrenzt. Gegen Norden wie gegen Süden entzieht sich das Kidronthal durch scharfe Windungen dem Auge, gegen Osten erhebt sich die jenseitige Felswand nur etwa 500 Meter fern. Die gähnende Tiefe des Kidronthales, wasserlos, pflanzenlos, deren Stille in der Nacht nur durch das Geheul der Schakale unterbrochen wird, hinterläßt im Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck. Die Kalkschichten von Mar Saba gehören wesentlich derselben Abteilung der Kreide an, wie die Schichten von Jerusalem und dem Ölberge, nämlich dem Hippuritenkalk. Über die Lagerung der Schichten zwischen Jerusalem und dem toten Meere sind die

Ansichten von Fraas und von Lartet etwas verschieden. Während der letztere eine wellenförmige Schichtenlage annimmt und in den stufenweisen Bodensenkungen gegen das tote Meer hin steilgeneigte Sattelwölbungen erblickt, glaubt Fraas, daß die Schichten durchaus vorherrschend eine horizontale Lage behaupten und die Abstufungen gegen das Ghôr durch Abbrüche und Verwerfungen bedingt sind. Auf gepflastertem, steil abwärts führendem Wege näherten wir uns der Klosterpforte. Wir klopften und uns wurde aufgethan. Das Empfehlungsschreiben des griechischen Patriarchen Jerotheo zu Jerusalem verschaffte uns gastliche Aufnahme.

Der Fremdenbruder, ein Rumäne aus Hermannstadt, des Deutschen kundig, führte uns in den als Herberge dienenden, ansehnlichen, überwölbten Raum. San Saba ist ein ganz merkwürdiges Aggregat von Bauten, eine Klosterfestung ohne gleichen. Während für die schöne große Kirche durch Unterbauten Platz gewonnen, liegen die Wohnhöhlen zum größten Teil im lebendigen Fels und sind nur mit einer Stirnmauer geschlossen. Die Südseite der Kirche verbirgt sich fast hinter 5 kolossalen treppenförmigen Stützmauern, welche nach dem Erdbeben von 1837 aufgeführt wurden, um den Zusammenbruch des Bauwerks zu verhindern. Die Kirche ist dem heil. Sabas geweiht; sein Grab wird in einem 8seitigen Kuppelbau inmitten der kleinen Terrasse vor der Kirche verehrt. Der Sarkophag ist indes leer, da die Venetianer, wie die Gebeine des Lazarus aus Kition (Larnaka), so auch die sterblichen Reste des großen Anachoreten in ihre Lagunenstadt entführten. Man geleitete uns in die Höhle, wo der heilige Sabas mit einem Löwen zusammen gelebt, dessen Wildheit sich durch des Heiligen Frommsinn und Gebet in Sanftmut verwandelte. Daß die Menschen in ihrer Wildheit und Blutgier weniger erbarmungsvoll sind, beweisen Schreckensscenen,

welche die Ermordung der Klosterbrüder durch Perser und Türken darstellen. Einige Minuten hörten wir dem Gesang der Mönche zu, genossen dann bis zum Dunkelwerden auf den flachen Dächern und Plattformen den wunderbaren Anblick der Umgebung.

Die Felsschlucht des Kidron lag schon in dunklem Schatten, während die Plateau-Kanten noch von der Sonne beleuchtet waren. An glühender Felswand erhebt sich eine Palme, der Legende nach vom heil. Sabas gepflanzt. Auf einen Felsrand haben die Mönche etwas Erde getragen und ein ganz kleines Gärtchen angelegt; neben einem Ölbaum, einer Terebinthe, einer Karrobe bewunderte ich eine Staude (Tulipifera vom Mönch genannt), deren große gelbe Blüten rote Staubgefäße besitzen. Alle Bewohner des Klosters, welche wir zu Gesicht bekamen, hatten ein mageres, dürftiges Aussehen, ohne Zweifel infolge der äußerst asketischen Lebensweise, welche sie führen. Wie berichtet wurde, essen sie niemals Fleisch; Eier und Butter sind nur dreimal im Jahre gestattet. Fast noch bedauerlicher wie diese Entsagungen ist das Übermaß der religiösen Übungen, welche, wie man mir versicherte, die Klosterregeln auferlegen. Dem Gebet und den geistlichen Übungen müssen täglich 10 Stunden gewidmet werden und von diesen fallen 6 auf die Zeit von Mitternacht bis zum Morgen. Glücklicherweise sind wir, nach unserm schweren Reisetage, in keiner Weise an die Klosterregeln gebunden. —

Dragoman und Klosterbruder wetteiferten in Dienstwilligkeit, uns Nachtmahl und Lager zu bereiten. Nach dem Mahle traten wir nochmals hinaus, um die Felslandschaft im letzten Schimmer des Tages zu betrachten. Kaum erspähten wir noch die allgemeinen Felskonturen des Kidronthals. Und wie fern und dunkel erscheint uns jene ganze Geistesrichtung, welche einst diese Wüsten, diese Höhlen mit Einsiedlern be-

völkerte! Welche Phantasie könnte sich ausmalen, was sie empfunden, gelitten, wie sie gestorben! Wer dürfte trotz ihrer Verirrungen eine Geistesart unterschätzen, welche mit der des Täufers verwandte Züge trägt, ja welche zu dem tiefsten Wesen des Christentums ein Element geliehen! —

(48.) Jerusalem, 1. Mai.

Dem heißen Tage von Jericho war eine kühle Nacht gefolgt. In der Morgenfrühe war es so frisch, daß ich um mich zu erwärmen fast den ganzen Weg nach Bethlehem zu Fuß wanderte. Wir stiegen sogleich steil empor, sodaß bald die Klosterfestung tief unter uns lag und eine weite Aussicht über die Wüste Juda sich öffnete, eine Landschaft von abstoßender Rauheit und Wildheit. Gegen die Tiefe des Ghôr und die Fluten des Salzsees begrenzt sich die Juda-Wüste durch einen hohen schroffen Absturz, dann hebt sie sich gleich großen Wogen empor. Einem Wellenthal oder einer Mulde entspricht die Ebene mit den Spuren der Beduinenlager, welche wir gestern durchschritten. Nicht so felsig wie das centrale Plateaugebirge bei Jerusalem, bietet die Oberfläche der Wüste vorherrschend sanfte Formen dar, aus kalkarmen Mergelthonen mit braunen Flintlagen bestehend. In diese wellige Hochebene, deren unfruchtbarer Boden in zahlreichen flachen Schründen zu Tage liegt, schneiden, den unterlagernden festeren Kalkstein entblößend, jene spaltenähnlichen Thalschluchten ein, an deren mauerähnlichen Wänden die Profillinien fast horizontal hinziehen, so Wadi-Kilt, so jener Teil des Kidronthals, wo Mar Saba liegt. Das Kloster selbst war unsern Blicken schon entzogen, nur die beiden Festungstürme, welche die hier zum Kidron abstürzende Schlucht verteidigen, sind noch sichtbar. In der Ferne erglänzt das tote Meer, dessen blauer Spiegel durch die höchsten Erhebungen der Küstenterrasse

drei- oder vierfach geteilt erscheint. Dahinter zieht die lange hohe Profillinie des Moabiterlandes, in der Morgenbeleuchtung scheinbar mit einer ungegliederten hohen Stufe zum Meere abstürzend.

Von Mar Saba emporsteigend, bleiben bald die pittoresken Felswände zurück, man wandert über weichere Mergel, welche sanftere Terrainformen bedingen. Gegen Bethlehem verschwinden indes die Mergel wieder mehr und kompakte lichtgraue Hippuritenkalke bilden das flachwellige Relief des centralen hohen Gewölbescheitels. Weiterhin wird der Boden allmählich fruchtbarer, wir durchschritten nahe ihrem Ursprungsgebiet mehrere Thäler, welche in südlicher Richtung zum toten Meere ziehen. Hier wohnen in Zelten etwa 150 Beduinenfamilien, welche Ackerbau treiben. Aus hunderten von Kehlen, klein und groß, tönte uns der von bezeichnender Handbewegung begleitete Ruf „Bakschisch“ entgegen. Die Beduinenfrauen zeigen gleich den mohammedanischen Bäuerinnen ihr Gesicht unverhüllt; sie helfen den Männern fleißig bei der Feldarbeit. Die Ansiedlungen an der Grenze der Wüste Juda stellen Übergänge vom Nomadenleben zur Seßhaftigkeit dar, welche in diesen Ländern namentlich durch die Kultur der Baumpflanzungen bedingt wird. Indes, wenn auch die Beduinen bei Bethlehem den weitaus größten Teil des Jahres seßhaft sind, so vertauschen sie doch das Zelt nicht mit einer festen Wohnung, um nicht, so wurde berichtet, dem Militärdienst zu verfallen, welcher auf der türkischen, resp. mohammedanischen Bevölkerung als eine überaus drückende, ja erdrückende Last ruht. Der türkische Soldat, meist verheiratet, muß sechs oder mehr Jahre bei der Fahne bleiben, ohne Nachricht von den Seinigen, denn weder er noch die Frau können schreiben. Dieser schwere Kriegsdienst ist, selbst von den blutigen Opfern der Schlachten abgesehen, eine der Ur-

sachen des Rückgangs der herrschenden Rasse. Die Christen, vom Militärdienst befreit, sind statt dessen zu einer Steuer verpflichtet, welche indes nicht der einzelne zahlt, sondern die Gemeinden.

Vor uns erhoben sich nun die schönen, mit Getreidefluren und Baumpflanzungen bedeckten Gehänge von Bet Sahur („Dorf der Hirten", Luk. 2, 8) und von Bethlehem, welche an Fruchtbarkeit kaum von einer andern Gegend in Judäa übertroffen werden. Zahlreiche Wachttürme stehen in den Feldern, in denen früher zur Erntezeit Bewaffnete saßen, um den Segen der Fluren gegen die räuberischen Beduinen zu verteidigen, die allezeit zu ernten liebten, wo sie nicht gesäet. Die Umgebung Bethlehems, „des Brotdorfs", erscheint gleich einem Garten, zumal den aus der Juda-Wüste Kommenden. — Wer könnte diese Fluren betrachten, ohne der guten Schwiegertochter, der Ruth, zu gedenken, die „unter den Garben, den Schnittern nach" Ähren auflas! Nicht fern von hier muß auch ihr Urenkel David die Schafe gehütet haben. Es mag wohl eine Freude gewesen sein, „den bräunlichen Knaben mit schönen Augen und von guter Gestalt" zu erblicken, als Samuel sein Ölhorn über ihn ausgoß (1. Sam. 16, 12. 13). — Bethlehem, 772 Meter (also in gleicher Höhe wie der südwestliche Teil von Jerusalem, Zion), auf zwei durch eine geringe Senkung verbundenen Bodenwölbungen ruhend, ist ein ansehnlicher, wohlhabender christlicher Ort mit etwa 6000 Einwohnern. Jene Hügel lehnen sich an den breiten Centralrücken, auf welchem der Weg von Jerusalem nach Hebron führt. Der westliche Horizont wird durch die mit Fluren und Ölbaumpflanzungen bedeckten, sanft ansteigenden Gehänge gebildet, auf denen der Flecken Bet-Djala sich ausbreitet. Gegen Süd-Ost wird der Blick durch die regelmäßige runde Kuppe des Frankenberges (Herodium)

gefesselt. Gegen Norden reicht der Blick nur bis zu einer sanften Bodenwelle, auf der das Kloster Mar Elias liegt. Jerusalem bleibt verborgen. Die Tiefe des Ghôr in der Gegend der Jordanfurt ist sichtbar, nicht aber das tote Meer, wenngleich eine buschbestandene Fläche am Jordan gewöhnlich dafür gehalten wird.

Wir erreichten die Stadt, von dem nur 1/4 Meile entfernten Bet Sahur emporsteigend, in der Nähe der berühmten Marien- oder Geburtskirche. Die nähere Umgebung derselben ist, wie ein großer Teil Bethlehems, ruinenähnlich. Zahlreiche Neubauten beweisen indes, daß die Stadt keineswegs im Rückgang begriffen ist, wie die vielfach äußerst verwahrlosten Häuser glauben machen könnten. Man baut in Bethlehem, wie überhaupt in Palästina, sehr unsolid, sodaß kein Winter, d. h. keine Regenzeit vorübergeht, ohne Einsturz einiger Häuser, wobei leider zuweilen Menschen ihr Leben verlieren, so im vorigen Winter ein Vater nebst seinen vier Kindern. Die Außenseite der Geburtskirche, eine der ehrwürdigsten und ältesten der Christenheit, entbehrt fast jedes architektonischen Schmuckes. Weder Kuppel noch Turm bezeichnet das anscheinend wirre Bau-Aggregat als ein Gotteshaus. Durch eine schmale, ganz niedrige (1 1/3 Meter h.) Pforte (in dieser Weise vermauert zur Verhinderung der früher von den Mohammedanern durch Hineintreiben von Vieh zuweilen geübten Entweihungen der Kirche) betraten wir tief gebückt das Innere des Domes und wurden durch die Schönheit des Baues in hohem Grade überrascht. Leider trennt eine Mauer das Langschiff, eine von 44 Säulen in 4 Reihen getragene Basilika, vom Querschiff und der Apsis. Jenes Langschiff wird jetzt nicht zum Gottesdienst benutzt. Knaben spielten in diesem prächtigen Raume, dessen aus rötlich-weißgeflecktem Marmor gehauene, mit korinthischen Kapitälen geschmückte

Säulen[1]) eine hohe mosaikbekleidete Wand tragen. Querschiff und Apsis gehören den Griechen, wenngleich die Armenier und Lateiner auch hier teils ausschließlichen, teils Mitbesitz von Altären haben. Den letztern gehört außerdem die kleine, dem Querschiff angebaute Katharinenkirche, zu welcher man aus dem nördlichen Flügel des Querschiffs gelangt. In diesem Teile der Kirche sieht man noch die Kugelspuren, Zeugen der blutigen Kämpfe der verschiedenen christlichen Konfessionen an heiligster Stätte. Die Wiederkehr ähnlicher Vorgänge wird nur durch türkische Soldaten verhindert, welche Tag und Nacht in der Geburtskirche über den Frieden zwischen Griechen, Lateinern und Armeniern wachen, — 2600 Jahre, nachdem Jesaias verkündete: „Friede, Friede den Fernen und den Nahen, spricht der Herr, ich will sie heilen" (Jes. 57, 19), fast 19 Jahrhunderte, nachdem die Engel verkündeten: „Friede auf Erden"! (Luk. 2, 14.)

Wir stiegen hinab in die Geburtsgrotte, eine natürliche Höhle, durch Kunst in eine Kapelle von ungefähr 12 Meter Länge, 3,75 Meter Breite, 3 Meter Höhe umgestaltet. Dieser Raum ist auf das reichste geschmückt und durch 32 ewige Lampen erhellt. Unter dem Altar, der in einer Chornische steht, ist dem Marmorboden ein Stern aus edlem Metall eingefügt, ihn umgeben die Worte: «Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est». In die Benutzung dieses Altars teilen sich Griechen und Armenier, während es den Lateinern nur am Weihnachtstage gestattet ist, an dieser Stelle Messe zu lesen, was begreiflicher Weise von Rom als eine unerträgliche Zurücksetzung empfunden wird. Ein kleinerer Altar

[1]) Diese Säulen, aus gleichem Stein, sowie von gleicher Höhe und Umfang, stammen offenbar nicht von alten Tempeln, wie die Säulen der meisten anderen ältesten Kirchen. Sie wurden vielmehr für diesen Geburtsdom gehauen und zwar in der Nähe von Bethlehem.

schief gegenüber der Geburtsstätte ist dafür ausschließliches Eigentum der römischen Kirche. Es war gerade Gottesdienst der Armenier. Die celebrierenden Priester trugen prächtige goldene Kronen. Zunächst dem Altar standen oder knieten 12 Knaben, in sehr bunte Gewänder gekleidet; sie begleiteten die Funktionen mit ihrem helltönenden Gesang, warfen sich dann auf kleine, vor ihnen liegende Teppiche in die Kniee. Hinter ihnen standen 3 oder 4 Männer mit langen Gewändern, welche mit 6—8 Frauen die kleine Versammlung bildeten. Während der heiligen Handlung wurde ein so reichlicher Gebrauch von Weihrauch gemacht, daß man die prachtvollen Gold- und Silberstickereien, Geschenke Rußlands, mit denen die Grottenkirche und namentlich der Chor geschmückt sind, kaum wahrnehmen konnte.

Von der Westseite der Geburtskapelle zweigt ein schmaler Gang ab, welcher zu vier Kammern führt. In einer derselben ist das Grab des h. Hieronymus, welcher 420 in Bethlehem starb. Der große Kirchenvater kam etwa 50jährig hierhin und verbrachte die letzten 34 Jahre seines Lebens in einer nahe der heiligen Geburtsstätte aus dem Felsen gehauenen Zelle. In dieser soll er, was freilich wenig wahrscheinlich, die Vulgata verfaßt haben. Seine Schülerin, die edle römische Matrone Paula, nebst ihrer Tochter Eustochium, wurden in diesen unterirdischen Kammern beigesetzt. Auch Eusebius Grab ist an dieser Stätte geblieben, obgleich Hieronymus ihn des Arianismus beschuldigte und ein Konzil seine Lehren verdammte. — Obschon ein Ort, der mindestens seit 17 Jahrhunderten als die Geburtsstätte Christi verehrt und von Millionen und Millionen Menschen durch ihre Gebete geheiligt wurde, gewiß in jedem eine religiöse Bewegung hervorruft, so ist es doch angesichts der biblischen Erzählung (Luk. 2, 7) recht schwer, der Tradition Glauben zu schenken. Die Höhle,

durch Kunst sehr erweitert, ist ganz unterirdisch, 13 resp. 16 Treppenstufen führen zu ihr hinab. Wie sollen wir uns, selbst auch wenn „sie sonst keinen Raum in der Herberge hatten", „Maria und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegend", würdig vorstellen, – davon ganz zu schweigen, daß wir vergeblich nach einem für die Haustiere praktikablen Zugang zu dieser Höhle suchen. Wie es sich nun auch mit dieser Grotten-Tradition verhalte, ja sogar ob der Erlöser wirklich in Bethlehem, wie es der Prophet Micha (5, 1) zu verkündigen schien, oder in Nazareth geboren ist, sehr großes Gewicht scheint weder Philippus, als er den Kämmerer der Königin Candaces (Apostelgesch. 8, 26—39), noch Petrus, als er den Hauptmann Cornelius taufte (Apostelgesch. 10, 36–48) auf jenen Punkt gelegt zu haben. In den Worten Petri zumal finden wir offenbar die Summe des alten frommen Christenglaubens niedergelegt.

Als wir aus der Kirche traten, umringten uns dienstbereite Bethlehemiter, welche uns teils ihre Industrie-Erzeugnisse, teils ihre Führerdienste anboten. Wurden wir schon überrascht durch die Wohlgestalt dieser Menschen, welche durch ihre farbenreiche orientalische Tracht sehr gehoben wird, so erstaunten wir noch mehr, als einige derselben ganz fertig deutsch, alle wenigstens französisch oder italienisch redeten, Sprachen, welche sie auf ihren Handelsreisen erlernen. Die Männer bedecken das Haupt mit einem Turban, welcher aus einem gelben, roten oder grünen Baumwollen- oder Seidenstoff gewunden ist. Das lange lichte Gewand wird durch einen buntgestreiften Gürtel zusammengehalten. Die Frauen tragen eine hohe Kopfbedeckung, über der ein weißes Tuch kapuzenähnlich geschlagen wird. Ihr Schmuck besteht namentlich aus Schnüren von Silbermünzen, welche teils um den Hals, teils an der Kopfbedeckung getragen werden. Noch stolzer als mit diesem

Silberschmuck schreiten die hochgewachsenen Frauen in den Straßen Bethlehems einher, wenn ihre lieben kleinen, meist äußerst dürftig bekleideten Sprößlinge rittlings auf ihrer Schulter sitzen. Ich fürchtete anfangs, diese kleinen nacktbeinigen Bethlehemiter müßten von ihrer stolzen Höhe herabstürzen oder rutschen. Doch bewundernswert sicher wissen sie sich auf der mütterlichen Schulter zu behaupten. Berühmt in ganz Palästina durch Wohlgestalt und Schönheit sind die Bethlehemiter; ihr Ursprung soll auf eine europäische Kolonie aus der Zeit der Kreuzfahrer zurückzuführen sein, die sich später mit arabisch-christlichen Elementen mischte. Auch durch Klugheit und Thätigkeit zeichnet sich die Bevölkerung aus, welche jetzt, nachdem Ibrahim Pascha (1834), mit den Christen verbündet, den mohammedanischen Stadtteil zusammenschießen und seine Glaubensgenossen austreiben ließ, fast ausschließlich aus Christen besteht.

Ich ließ mich zum evangelischen Missionshause führen; im Betsaal waren etwa 40—50 einheimische evangelische Christen versammelt, unter ihnen auch die Waisenkinder der Missionsanstalt. Die Predigt des würdigen Missionars, Prediger Müller, blieb mir zwar unverständlich, da sie in arabischer Sprache gehalten wurde; um so mehr konnte ich mich aber von der andächtigen Stimmung der Zuhörer (fast alle in orientalischer Tracht) überzeugen. Als die kleine arabisch-evangelische Gemeinde sich entfernt, luden Herr Pastor Müller und seine treffliche Gattin mich zu einem freundschaftlichen Imbiß ein, was ich mit Dank annahm. So lernte ich diese guten, im Dienste des Christentums und der Humanität mit großer Selbstentsagung thätigen Menschen etwas näher kennen und wurde mit Hochachtung für sie und ihr Streben erfüllt. Herr Pfarrer Müller, jetzt im Dienst des Jerusalem-Vereins zu Berlin thätig, hat je 8 Jahre in Nazareth, Jeru-

salem und nun schon ebenso lange in Bethlehem gewirkt. Sehr interessant waren mir namentlich die Mitteilungen über seine Beziehungen zu den Beduinen der Judäa-Wüste. Unter den Hausgenossen der Missionsanstalt befinden sich auch zwei Beduinensöhne, welche von ihren Vätern vertrauensvoll Herrn Müller übergeben wurden, um sie an allem Unterricht und so auch am Gottesdienst teilnehmen zu lassen, mit dem einzigen Vorbehalt, sie nicht zu taufen. Einer der in der Mission erzogenen Wüstensöhne hat jetzt eine Schule inmitten der Wanderzelte seiner Volksgenossen eröffnet. „Diese verlassenen Menschen", so äußerte Herr Müller, „sind der Hülfe von christlichen Europäern sehr bedürftig. Sich selbst überlassen, sind sie zu ohnmächtig, sich leiblich und geistig emporzuschwingen zu ihrem wahren Lebenszweck." Über die Aussichten der christlichen und humanitären Bestrebungen im gelobten Lande äußerte sich der würdige Geistliche durchaus nicht hoffnungslos. „Bis jetzt", so etwa sagte er, „ist hier zwar noch ein harter Boden, der aber nach und nach lockerer und für das Evangelium empfänglicher wird. Wenn einmal der Geist aus der Höhe ausgegossen, welch' ein herrliches Land wird es dann werden!"

Außer der Schule für die Kinder der kleinen evangelischen Gemeinde, resp. für die Waisenkinder, ist mit der Mission auch eine arabische Elementarschule verbunden. Dort werden über hundert Knaben und Mädchen teils durch Herrn Müller, teils durch einen arabischen Lehrer unterrichtet. Unter den anwesenden Kindern zogen namentlich zwei erblindete, mit vorgedrängtem Augapfel, meine Aufmerksamkeit auf sich. Schon etwas mehr herangewachsen als die andern, überragten sie mit ihrem jammervollen Antlitz ihre Genossen. Können die Armen auch an dem eigentlichen Unterricht nur wenig teilnehmen, so rettet sie doch diese Schule vor dem

Versinken in Geistesnacht. – Man hört ja oftmals über die Bestrebungen der Mission geringschätzende Urteile, wer aber aus dem geblendeten Angesicht der Ärmsten, aus den Augen der Waisen- und der Wüstenkinder die Dankbarkeit gegen die von der Mission empfangenen Wohlthaten gelesen, der wird schwerlich solchem, meist aus unvollkommener Kenntnis entspringendem Urteile zustimmen können.

Bethlehem ist der Sitz einer Kunstindustrie, deren Erzeugnisse ehemals meist durch Vermittlung des Franziskanerklosters San Salvatore in Jerusalem nach Europa gelangten, während sie jetzt direkt von reisenden Händlern vertrieben werden. Ich wurde überrascht durch die Schönheit der Reliefarbeiten in Perlmutter, in bituminösem Schiefer (Mosesstein), Asphalt, sowie in mancherlei Holz und Horn. Rosenkränze werden aus harten Fruchtkernen gefertigt. Das Rohmaterial zu diesen Gegenständen bringen die Beduinen, teils von der Küste des roten Meeres und aus Arabien, teils aus dem Ghôr und von Nebi Musa. – Unter den neuen Bauten zu Bethlehem ist ein großes Klostergebäude erwähnenswert, welches, von einer französischen Dame gegründet, noch nicht ganz vollendet ist. Dieselbe beabsichtigt nach dessen Fertigstellung darin ihr Leben zu beschließen. – Mit dem Versprechen eines nochmaligen Besuches verließ ich das freundliche Missionshaus, von der ganzen Missionsfamilie (5 eigene Kinder mußte Herr Müller in heiliger Erde bestatten; der einzig Überlebende besucht ein deutsches Gymnasium) bis zur Pforte des Perivolos geleitet.

Da Bethlehem auf einer vom breiten centralen Landrücken gegen Osten auslaufenden sanften Wölbung liegt, gegen Norden und Süden durch Thalsenkungen begrenzt, so führt der Weg zunächst auf dieser Wölbung hin und erreicht die direkte Straße Jerusalem-Hebron. Vor uns liegt am sanften

Gehänge Bet Djala inmitten eines ausgedehnten Olivenwaldes. Gleich den Fluren von Bethlehem zeichnen sich diejenigen von Bet Djala durch sorgsamen Anbau aus. Der Wegschwemmung der verwitterten Bodenschicht wird durch Planierung der Felder und Terrassenbau vorgebeugt. Reichster Erfolg hat den Fleiß belohnt. Hier erkennt man, daß der Segen der Fruchtbarkeit nicht gänzlich von Judäa gewichen ist. Was in den Gemarkungen jener beiden fast rein christlichen Flecken geschehen, das ist in vielen andern Gegenden des Landes möglich. Ja selbst mitten in der Wüste wird man zuweilen durch die schönste rote Erde überrascht. Der Weg nach Jerusalem (1 Meile), welcher sich nur sehr wenig hebt und senkt, führt stets nahe der Höhenlinie des breiten Centralrückens hin und zwar bis zum griechischen Eliaskloster (3 Kilom. von Bethlehem) am obersten Gehänge der östlich neigenden Thalmulden mit freiem Ausblick nach den Moabiterbergen. Jenseits des genannten Klosters, wo man der heiligen Stadt ansichtig wird, durchschreitet man eine ca. 4 Kilom. lange, 2 Kilom. breite Ebene, auf der sich herrliche Weizenfluren ausdehnen.

Halbwegs des Eliasklosters erreicht man das Grab der Rahel. Juden, Christen und Mohammedaner beten gleichermaßen an dieser Stätte, ein erfreuliches Zeichen, daß im Menschenherzen heilige Gefühle wohnen, welche alle Trennungen der Konfessionen und Religionen überbrücken. Sie alle verehren hier das Andenken der großen Stammesmutter, die bei der Geburt Benjamins starb. Der kleine Bau, an und für sich nicht bemerkenswert, wurde durch Sir Moses Montefiore für die Juden erworben und in seiner jetzigen Form hergestellt. Die Verehrung gilt nicht nur der Mutter von Joseph und Benjamin, sie gilt vor allem auch der Mutter, die bei der Geburt ihr Leben ließ. Die Sterbende wurde mit den Worten getröstet: „Fürchte dich nicht, diesen Sohn

wirst du haben"! (1. Mos. 35, 17.) „Fürchte dich nicht, denn du hast einen jungen Sohn!" riefen auch die Frauen der Schwiegertochter Elis zu, als sie im Kindbett starb (1. Sam. 4, 20). Giebt es ein rührenderes Zeugnis für die Mutterliebe!

Beim Eliaskloster führt der Weg eine kleine Höhe hinan und nun stellte sich uns, noch eine Stunde fern, Jerusalem dar, auf dem breiten Berggewölbe ruhend, keineswegs in jener dominièrenden Lage, wie man sie sich von der Zionstadt gewöhnlich vorstellt. Erst wenn man nahe herangekommen, erblickt man die Thäler Hinnom und Kidron, durch welche das Stadtplateau gegen Süd-West, Süden und Osten eine scharfe topographische Grenze erhält. Die wohlbestellte Gebirgsebene, auf der wir uns jetzt Jerusalem nähern, ist die alte Ebene Rephaim. Während zur Linken sich sanfte Höhen erheben, auf denen inmitten ausgedehnter Olivenhaine mehrere Dörfer liegen, wird zur Rechten die Ebene durch niedrige Felshöhen begrenzt. Auf diesem hohen Gefilde, welches den Berg Moria nicht unbedeutend überragt, fand die große siegreiche Schlacht Davids gegen die Philister statt. Jene waren hinaufgezogen aus ihrer Tiefebene mit ihren hölzernen Götzenbildern; David stieg empor aus seiner Burg (2. Sam. 5, 17–19; 1. Chron. 15, 12), schlug sie und verbrannte die Götzen.

Die Hügelreihe zur Rechten endet am Hinnomthal mit einer steil abstürzenden Kuppe, dem Berge des bösen Rats, 777 Meter hoch, wo der Legende zufolge Kaiphas mit den Juden über die Tötung Jesu beriet. Wir stehen hier 34 Meter über der Tempelfläche Moria und blicken hinab in das enge Hinnomthal, in welchem sich eine lange Reihe von Felsgräbern hinzieht. Dort in der Tiefe liegt auch, nahe der Einmündung des Hinnom- in das Kidronthal, der sog. Blutacker, Hakeldama, an der Seite des alten Thophet. Auf jener „Brand-

stätte" fanden zur Zeit, als Solon den Athenern weise Gesetze gab, gräßliche Menschenopfer statt. Durch Jeremia Mund sprach Jehova: „Der Glaube ist untergegangen; die Kinder Judas bauen die Altäre Thophets im Thale Ben-Hinnom, daß sie ihre Söhne und Töchter verbrennen, welches ich nie geboten" (Jer. 7, 28. 31). Etwa ein Menschenalter zuvor hatte sogar ein jüdischer König (Manasse) seinen eigenen Sohn auf dem Holzstoß geopfert.

Nachdem ich wieder auf die Straße zurückgekehrt, lag eine freundliche Ansiedlung vor mir, ein sauberes, wohlgebautes, anscheinend wohlhabendes europäisches Dorf, inmitten der orientalischen Welt; es ist die Tempelkolonie in der Ebene Rephaim, 1/4 Stunde süd-süd-westlich des Jaffathors gelegen. Hier befindet sich jetzt der Mittelpunkt der vier Tempelkolonien (Jaffa, Sarona, Haïfa, Rephaim), welche durch den Bischof Herrn Christian Hoffmann gegründet wurden und noch geleitet werden. Es sind vorzugsweise Württemberger, welche zu engerer Glaubensgemeinschaft um Herrn Hoffmann sich zusammengeschlossen haben. Von der Überzeugung geleitet, daß die christlichen Kirchen ihre Aufgaben nicht gelöst haben und einer Reform bedürftig seien — eine Ansicht, welche auch wohl außerhalb der Tempelgemeinde vielfach geteilt wird — erstreben sie eine Sammlung des „Volkes Gottes" in Palästina. Während durch kulturelle Arbeiten dem gelobten Lande aufgeholfen werden soll, erhofft man zugleich, daß von der Tempelgemeinde aus ein neues christliches Leben über den Erdkreis sich verbreiten werde. Nach hartem Kampfe gegen natürliche und soziale Hindernisse, nach schmerzlichsten, dem Klima gebrachten Opfern scheinen jetzt die Kolonien einer bessern und gesicherten Zukunft entgegenzugehen. Leider sind in der auf engere Glaubensgemeinschaft gegründeten Vereinigung religiöse Zwistigkeiten

ausgebrochen, welche den Bestand der Gemeinde als solcher zu erschüttern drohen. Der geistvolle Bischof Hoffmann soll in seinem rastlosen Glaubensleben zu Ansichten gelangt sein, welche, in der Zeitschrift „Warte" zum Ausdruck gelangt, große Beunruhigung hervorgebracht haben. Wenn die Andeutungen, welche mir von verschiedenen Templern gemacht wurden, richtig sind, so handelt es sich um Ansichten, welche dem unitarischen Christentum nicht ganz ferne stehen. Um so mehr beklage ich es, den Herrn Bischof, der im Interesse der von ihm vertretenen Sache nach Amerika sich begeben hatte, nicht persönlich kennen gelernt zu haben.

Der nächste Bau, welcher nun meinen Blick auf sich zog, während ich in den obern Teil des Hinnomthales hinabstieg, war das große jüdische Hospiz, welches 20 Freiwohnungen, jede mit 2 Zimmern und einer Küche, enthält. Es ist dieses eine der Schöpfungen des schon vorhin erwähnten großen Menschenfreundes Baron Moses Montefiore, welcher, unterstützt von seiner Gemahlin Lady Judith, sein ganzes Leben dem Wohlthun, der Verbesserung der Lage seiner Nebenmenschen und zumal Glaubensgenossen widmete. 1875 machte der edle Greis in seinem 92. Lebensjahre die letzte seiner zahlreichen (8) Pilgerfahrten nach dem heil. Lande, um sich von dem Erfolg seiner Stiftungen und der Lage seiner Glaubensgenossen zu überzeugen. – Von dem über 100 Meter langen, einstöckigen, wenig tiefen Hospize aus blickt man über das Hinnomthal nach dem Zionhügel und dem stattlichen, mit zahlreichen Türmen bewehrten Mauergürtel der heil. Stadt. Mein Weg führte am Becken des sog. Sultanteichs, jetzt eine schöne ebene Weizenflur, vorbei und stieg dann zum Jaffathor hinan.

Gegen Abend traf ich im Johanniterhospiz ein, wo ich die Freude hatte, die Reisegefährten wieder zu finden, welche

nach einem nur kurzen Aufenthalt in Bethlehem zurückgekehrt waren. Ich lernte im Hospize als neu angekommenen Gast Herrn Meyersohn kennen, welcher, wenn ich nicht irre, im Dienst der Londoner «Society for promoting Christianity among the Jews» thätig sein wird. Der in Berlin ausgebildete, gewiß nur durch religiöse Begeisterung geleitete Missionar wird indes, so fürchte ich, in Jerusalem ein überaus hartes, unfruchtbares Arbeitsfeld finden. Die Engländer haben bereits ungeheure Geldopfer für die Judenmission in Palästina aufgewendet, anfangs, als man große Konzessionen dem jüdischen Bewußtsein machte, nicht ohne anscheinenden Erfolg. Später aber, als die Missionare an Stelle des Scheins eine strengere Prüfung eintreten ließen, verminderte sich die Zahl der Bekehrungen, umsomehr, da später die armen unglücklichen Juden von ihren Glaubensgenossen genügende Unterstützungen erhielten. Nach glaubwürdigen Zeugnissen soll übrigens die englische Gesellschaft sehr viel Unfrieden und Unglück in jüdische Familien gebracht haben. Nachdem früher im gelobten Lande nur zwischen den christlichen Konfessionen religiöser Streit und Unfrieden bestand, wird nun auch der Friede der Juden gestört. Unvergessen ist ein Ringen um die Leiche eines auf dem Totenbette wieder zum Judentum zurückgekehrten Proselyten. Sie wurde im Kampfe zwischen protestantischen Engländern und den Juden mehrmals zwischen dem Thal Josaphat und dem heiligen Berge Zion, wo die englische Mission und ihr Friedhof sich befinden, hin- und hergeschleppt, bis der Pascha gebot, sie auf neutralem Grunde einzusenken (so berichtet Titus Tobler).

Nirgend hängen die Juden unter Leitung bewährter Rabbiner so fest an ihren Überlieferungen und sind neuen religiösen Ideen so abgeneigt als in Jerusalem. Nirgend auch dürfen sie sich mit größerer Berechtigung als eben hier,

trotz aller Armut, als das auserwählte Volk fühlen, dessen religiöse und sittliche Ideen, einst ihr nationales Eigentum, jetzt die wesentlichste Grundlage des religiösen Lebens der Kulturvölker geworden sind.

(49.) Jerusalem, 2. Mai.

Einige Morgenstunden wurden einer Wanderung nach Bethanien gewidmet, auf welcher ich zunächst wieder den Garten Gethsemane besuchte und vom Franziskaner-Bruder mit einer Menge schöner Blumen beschenkt wurde. Der prächtige Strauß steht vor mir, könnte ich nur die Blumen von jener heiligen Stätte, frisch und duftend wie sie sind, der senden, deren Gedanken so gerne in Gethsemane weilen. — Die Fernsicht vom Ölberg über die Wüste Juda nach dem toten Meer gewährte nun noch ein weit höheres Interesse als bei der ersten Anwesenheit, da ich den Reiseweg der letzten Tage durch die öden Thäler und über die wilden Höhen verfolgen konnte. Dann wandte ich mich gegen Bethanien, ein elendes, ruinenhaftes Dorf. Auf dem Wege dorthin führte mich ein armes Weib zu einem isolierten großen Kalkblock, der durch aneinander gereihte, linsenförmige Flintpartieen die Aufmerksamkeit erweckte. Auch an diesem Stein schien nach den Andeutungen der Frau irgend ein Ereignis der heiligen Geschichte fixiert zu sein, ohne daß es mir gelang, etwas Näheres zu erfahren. In Bethanien zeigt man das Haus Lazari und seiner Schwestern Maria und Martha, sowie das Grab, an welchem Christus die Worte sprach: „Lazare, komm' heraus!" Der Heimweg führte über die jüdische Begräbnisstätte am West-Gehänge des Ölbergs, wo so mancher fromme Israelit, den die Sehnsucht nach dem Lande der Väter hierhin trieb, den Frieden fand, welchen das irdische Leben ihm versagte.

Die Juden senken ihre Toten nur in Tücher gehüllt,

ohne Särge, in die wenig tiefe Gruft. Johannes (19, 40) bezeugt, daß dies die alte jüdische Begräbnisweise war. Bei dieser Bestattungsart, sowie der Beisetzung der Toten in Höhlen, welche man nur durch einen vorgelegten Stein schloß, lag die Vorstellung einer „Auferstehung des Fleisches" näher, als wenn die Toten in schwere Steinsarkophage gebettet oder gar verbrannt worden wären. Wer könnte ferner leugnen, daß die Auferstehung des Fleisches leichter zu glauben, wenn die bei dem trockenen palästinensischen Klima unverwesten Leichen der teuren Toten in einer Felskammer ruhen, nur durch einen vorgerollten Stein von uns geschieden, als es bei unserer Bestattungsweise und in unserm Klima der Fall ist! Unter den schrecklichen Wirkungen der Erdbeben, durch welche das gelobte Land in alter und neuerer Zeit oft furchtbar litt, mochte wohl keine ergreifender sein, als wenn die Gräber sich öffneten, sei es durch Abrutschungen an den steilen Gehängen, sei es durch Fortrollen der Verschlußsteine. Wenn der Evangelist schreibt: „Die Erde erbebte, die Felsen zerrissen und die Gräber thaten sich auf" (Matth. 27, 52), so deutete er gewiß auf Vorgänge hin, welche nicht außerhalb der Vorstellung und Erfahrung der Juden lagen, wie es bei uns im allgemeinen der Fall.

Steil ins Kidronthal hinabgestiegen, besuchte ich die Grabmäler des Zacharias, Jacobi des Gerechten, sowie Absalons Denkmal. Wieder führt der Pfad empor zur mohammedanischen Begräbnisstätte, welche sich längs der 500 Meter langen Ostmauer von Moria hinzieht. Auch die Mohammedaner bestatten ihre Toten ohne Särge (wo sollte auch in Palästina das Holz zu beschaffen sein); aber sie tragen den Leichnam in einem schönen, der Moschee gehörigen Sarge zur Gruft. Im Wetteifer drängt man sich, die Leiche zu tragen, da der Koran versichert, 40 Schritte eine Leiche auf den

Schultern zu tragen, erwirke Vergebung einer schweren Sünde. Gleich den Juden glauben die Mohammedaner an eine Auferstehung des Fleisches, ein Glaube, welcher ihnen durch den Koran gewährleistet ist. — Ich durchschritt nun wieder das Stephansthor und folgte der Via dolorosa bis zur Grabeskirche, welche Golgotha, die Gruft des Erlösers und die so genannte Kreuzfindungsstätte umfaßt.

„Sein Kreuz tragend, ging er hinaus an den Platz, Schädelstätte genannt, auf hebräisch Golgotha" (Joh. 19, 17). — „Der Platz war nahe bei der Stadt, wo Jesus gekreuzigt wurde" (Joh. 19, 20). — „Es war aber ein Garten an dem Orte, wo er gekreuzigt ward, und in dem Garten ein neues Grab, in das noch nie jemand gelegt war. Da hinein nun legten sie Jesum wegen des Rüsttages der Juden, weil das Grab in der Nähe war" (Joh. 19, 41. 42). „Es liefen aber die beiden miteinander und der andere Jünger lief voraus, schneller als Petrus und kam zuerst an das Grab und blickte hinein und sieht die Leintücher da liegen, hinein ging er jedoch nicht. Da kommt Simon Petrus hinter ihm und trat in das Grab hinein" (20, 4—6). „Und er (Joseph von Arimathäa) legte ihn in sein neues Grab, welches er in einen Felsen hatte hauen lassen" (Matth. 27, 60). — Wo auch immer das Richthaus, das Prätorium lag, ob, wie die Überlieferung glaubt, am nord-westlichen Ende des Haram an der Stelle der heutigen Kaserne, oder auf einem der westlichen Hügel in der Oberstadt: jedenfalls dürfen wir annehmen, daß der Schmerzensweg vom „Hochpflaster", Gabbatha, nach Golgotha die Stadt nahe ihrem nord-westlichen Ende verließ. In dem Garten des frommen, reichen Ratsherrn von Arimathäa, welcher in unmittelbarer Nähe von Golgotha lag, ragte eine Felsenklippe auf, wie solche auch jetzt noch überall in der Umgebung der Stadt hervortreten. Dort hatte der auf das

Reich Gottes wartende „Jünger Jesu" sein Grab aushauen lassen.

Die Grabeskirche liegt jetzt innerhalb der Stadt, 300 Meter vom Jaffathor entfernt, inmitten eines Gewirres von Gassen. Die Unebenheiten des Bodens, der Grabfelsen, der schädelförmige Hügel, alles ist fast ausgeebnet unter kolossalen Trümmermassen. Bei aller Verehrung der heiligen Überlieferungen wird schwerlich ein evangelischer Christ ohne schmerzliche Enttäuschung die Grabeskirche verlassen. Ich rede nicht von den orientalischen Formen des Christentums, dem Bilder- und Steindienst, der sklavischen und doch willkürlichen Lokalisierung jedes kleinsten Zuges der biblischen Erzählung; — mehr wie dies schmerzt es uns, nichts mehr erblicken zu können von der natürlichen Beschaffenheit dieses ewig denkwürdigen, thränenwerten Ortes. Die ehrwürdige Kirche ist ein unregelmäßiger Komplex von Heiligtümern der verschiedensten Art, ca. 60 Meter von Norden nach Süden, 70 von Osten nach Westen messend. Eine größere, prachtvolle Kuppel (ca. 20 Meter im Durchmesser) überwölbt die Kapelle des heiligen Grabes, östlich davon liegt, mit dem Kaiserbogen sich gegen die Grabrotunde öffnend, „das Katholikon", der griechische Dom, mit einer kleineren Kuppel. Südlich vom Chor der Griechenkirche liegen, 4½ Meter über dem Boden der Kirche, die als Golgotha oder Calvarienstätte bezeichneten Kapellen der Kreuzeserhöhung und der Kreuzesannagelung. Ost-süd-östlich vom Griechenchor befindet sich 7—8 Meter unter dem Kirchenboden die Helenakapelle, von der man noch 3 Meter tiefer zur Kreuzfindungskapelle niedersteigt. Die Entfernung der Calvaria (Calvaria, die lateinische Übersetzung von Golgotha, bedeutet Schädel, Hirnschale) vom Grabe beträgt ca. 33 Meter in west-nord-westlicher Richtung, diejenige der Fundstätte des Kreuzes von Calvaria ungefähr

30 Meter gegen Osten. Der Griechendom wird als die Stelle des Gartens Josephi von Arimathäa angesehen. Zu jenen drei Hauptheiligtümern der Grabeskirche kommen noch zahlreiche andere von weniger hoher Bedeutung hinzu.

Anstehenden Fels erblickt man nur im tiefsten Teil der Kreuzfindungskapelle, sowie am westlichen Rande der Grabrotunde, wo man aus der Kapelle der Syrer in alte Felskammern hinabsteigt, und an der Kreuzesstelle der Calvaria (deren natürliche Form als schädelähnliche Wölbung indes in keiner Weise mehr erkennbar ist), endlich in einer Krypta der Kreuzigungskapelle, wo der Felsenspalt gezeigt wird (Matth. 27, 52). — Es scheint kein zwingender Grund vorzuliegen an der Authenticität der seit 15 Jahrhunderten als Kreuzigungs- und Grabstätte Christi verehrten Orte zu zweifeln. Was würde man aber darum geben, wenn man das Felsengrab noch in seiner natürlichen Form erblicken und mit Petrus und Johannes hineingehen könnte! Der Grabfels ist entweder ganz überbaut oder weggesprengt worden, um dem säulengeschmückten, aus zwei kleinen, durch eine sehr niedere Thür verbundenen Räumen, der sog. Engels- und der Grabkapelle, bestehenden Marmorbau zu weichen. Um aus der Engelskapelle in das „Allerheiligste" zu gelangen, mußte ich durchaus mit Rücksicht auf fromme Mitchristen auf den Knieen rutschen, recht ungewohnt und schwierig für einen evangelischen Christen. In dem marmornen, 2 Meter langen und fast ebenso breiten Grabgemach steht rechter Hand oder gegen Norden, fast die Hälfte der Bodenfläche einnehmend, der altarförmige Totenschrein, darüber an der Wand befestigt ein weißes Marmorrelief, die Auferstehung darstellend. Inmitten der religiösen Erregung, des Weinens und Betens vieler frommer Pilger, deren weitaus größte Zahl Rußland sendet, ist es nicht leicht, vollkommene Fassung zu bewahren.

Es ist ein leeres Grab, dem Zeugnis der Evangelien zufolge leer bereits nach dem ersten Tage. „Er ist nicht hier, er ist auferstanden" (Matth. 28, 6; Luk. 24, 6; Mark. 16, 6). Wie jedes Wort der Schrift im heiligen Lande eine erhöhte Bedeutung gewinnt, so auch die Antwort des Engels: „Er ist nicht hier". Was hilft es, die ewigen Geschehnisse an den Stein zu binden, nach Ellen und Fuß die Punkte zu bestimmen, wo alles sich ereignete! „Er ist nicht hier", nicht in dem wütenden Kampf der Kirchen, welche sich in den Besitz der Grabesheiligtümer teilen, der Griechen, Armenier, der Lateiner und Syrer (Maroniten), der Kopten, der Abyssinier. —

Ach, daß von dieser Leidensstätte Versöhnung und Friede ausgingen in gemeinsamer Liebe zu dem „Menschenfreund, dem Heiligen, dem Gerechten", der hier „das Haupt neigte und verschied"! (Joh. 19, 30.)

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn,
O Haupt, zum Spott umwunden
Mit einer Dornenkron,
O Haupt, sonst schön gekrönet
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber gar verhöhnet,
Gegrüßest seist du mir!

Die höchste Erregung, ja wie berichtet wird, eine an Wahnsinn grenzende Extase, herrscht am Samstag vor den griechischen Ostern in der Grabeskirche, wenn das heilige Feuer, dem Glauben der Orientalen zufolge, vom Himmel fällt und von dem in der Grabkapelle verweilenden griechischen Patriarchen durch zwei Öffnungen der Engelskapelle der fanatisch erregten Menge dargereicht wird. Auch der armenische Patriarch hat sich wohl angemaßt, das heilige Feuer vom Himmel erbitten zu wollen. Er vermochte aber

nichts. Nur der griechische Patriarch, oder auch sein Vikar, der Bischof von Karrak, vermag es. Es dauert oft lange; — schnell ging es, als Ibrahim Pascha, der Christenfreund, dem Wunder beiwohnte. An dieses große Hauptwunder der Grabeskirche will freilich kein Lateiner glauben. Dafür rächen sich die Griechen, indem sie nicht an das Wunder des heiligen Januarius glauben. Das ging auch schnell, wenn der König Ferdinand dabei war. Das Wunder des heiligen Feuers, nach welchem der Patriarch von Jerusalem den Namen „Lichtbischof", Motthrân el nûr, führt, sollte man nicht so sehr bespötteln, wie es von den abendländischen Christen geschieht; denn es beruht auf einer uralten heiligen Vorstellung. „Da Salomo ausgebetet hatte, fiel ein Feuer vom Himmel" (2. Chron. 7, 1). Früher, als noch am Eingange zum heiligen Grabe mohammedanische Wächter mit Geißeln standen und von den Eintretenden reichlichen Tribut erhoben, wurde — so heißt es — der Lichtbischof und seine Assistenten von der Wache untersucht, ob sie nicht etwa Licht bei sich führten. Die drei Konfessionen, welche in der Grabeskirche von hervorragender Bedeutung sind, verhalten sich also sehr verschieden zum Lichtwunder; die Lateiner sind ungläubig, können es demnach auch nicht erbitten; die Armenier sind durchaus gläubig und nehmen das Feuer mit höchster Inbrunst von den Griechen entgegen, selbst aber haben sie es nie erflehen können. Nur auf die Gebete der Griechen fällt es herab, wie zu Salomos Zeiten. Sicherm Vernehmen nach wollte einer der letzten Patriarchen das Wunder abstellen, doch das Bedürfnis des Volkes war so groß, seine Haltung so drohend, daß durchaus das Wunder wieder bewerkstelligt werden mußte, trotz der Gefahr, welche dasselbe in Folge des Gedränges der Menschen und deren furchtbarer Aufregung für die Anwesenden mit sich bringt.

Schrecklich war das Unglück bei der Lichtfeier 1834, welches über 300 Menschen das Leben kostete. Die Kirche war Kopf an Kopf mit Menschen gefüllt; auch Ibrahim Pascha wohnte dem Wunder bei, welches in gewohnter Weise vor sich ging. Da stürzten, durch Rauch und Hitze ohnmächtig, einige Menschen von einer obern Galerie herab; die Menge geriet in Unruhe; Angst und panischer Schrecken ergriff sie. Nach dem Ausgang drängend, wurden die unglücklichen Menschen ein Opfer der Todesangst. Es wird nicht ohne Interesse sein, einige Worte eines Augenzeugen bei diesem entsetzlichen Ereignis mitzuteilen. Rob. Curzon, welcher im Gefolge Ibrahims der Feier beiwohnte, erzählt, daß der Pascha, nachdem das Wunder geschehen, aufbrach, um sich zu entfernen. Seine zahlreichen Leibwächter machten mit äußerster Gewalt ein Spalier durch die dichten Volksmassen. Nach kurzer Zögerung folgten seine Begleiter, mit ihnen Curzon, denen Soldaten den Weg bahnten. „Ich kam bis an den Ort, wo die heilige Jungfrau bei der Kreuzigung stand, da sah ich eine Anzahl Menschen übereinander liegen, soweit hin als ich nach der Thüre blicken konnte. So gut ich vermochte, wählte ich meinen Weg hindurch, bis sie so hoch lagen, daß wirklich ein großer Haufen von Körpern da war, auf den ich trat. Da fiel mir plötzlich auf, daß sie alle tot seien. Dies hatte ich anfangs nicht bemerkt, denn ich glaubte, sie seien durch die Feier nur sehr ermüdet (sie waren während der Nacht zuvor bereits in der Kirche) und hätten sich dort niedergelegt, um auszuruhen. Viele waren durch Erstickung ganz schwarz geworden und weiter vorwärts lagen andere ganz voll Blut und mit dem Gehirn und den Eingeweiden der im Gedränge unter den Füßen Zertretenen bedeckt. Am Portal dauerte das Gedränge noch fort; jedermann that sein Äußerstes um zu entkommen. Alle, welche in dem furcht-

baren Gewirre zu Boden fielen, wurden augenblicklich totgetreten. Der Kampf war so verzweifelt und wütend, daß die Pilger, von Entsetzen ergriffen, zuletzt mehr darauf bedacht schienen, einander umzubringen als sich zu retten.

In dem Teile der Kirche zwischen dem Salbungsstein und dem Thore (10 Meter lang, 4 Meter breit) lagen die Toten bis 5 Fuß hoch geschichtet; auch der Salbungsstein war mit Leichen bedeckt. Beim Wegschaffen der Opfer fand man viele aufrecht stehend. Die Schildwache in der Nähe der Kirchthüre wurde mit geschultertem Gewehre aufrecht gefunden, tot, bis zum Haupte von Leichen umgeben.

An manchen Stätten Jerusalems und seiner Umgebung, welche den Christen heilig gelten, verrichten auch die Mohammedaner Gebete, niemals betet aber ein Moslim am Grabe Christi, wie es doch an der angeblichen Himmelfahrtsstätte geschieht. Es beruht dies auf der seltsamen Vorstellung der Mohammedaner, Christus sei nicht gestorben, sondern unmittelbar gen Himmel gehoben worden. Der Gekreuzigte sei vielmehr Judas gewesen, welcher den gerechten Lohn für seinen Verrat erlitten, nachdem Gott ihm die physische Gestalt des Heiligen verliehen. – Wie den Mohammedanern Christi Tod als eine Mythe gilt, so halten auch wohl viele Christen jegliche Offenbarung Gottes für Mythus und Wahn. Ein wenig Nachdenken, etwas Studium und Erfahrung lehren indes, daß, wenn die Gottheit sich nie und nirgend in Menschen und durch Menschen geoffenbart, dann auch die Liebe, die Tugend nur Irrtum und Wahn wären. Dies letztere aber zu glauben wird manchem schwer. –

Von der Grabeskirche wandte ich mich nach dem Hospital der Diakonissen, wo ich die ehrwürdige Schwester Reinholde Hildebrandt kennen lernte. Hingebende Menschenliebe, fern von allen Bekehrungsabsichten bethätigt sich, wie in den

Häusern zu Smyrna und Berut, so auch in diesem Krankenhause. Die in Jerusalem herrschenden Krankheiten sind vor allem Fieber, einige Formen von Haut-, Leber-, Darm- und Magenleiden, Augenkrankheiten. Die Leiden der Atmungsorgane treten hingegen zurück im Vergleiche zu den Verheerungen, welche sie in Europa bewirken. Lungentuberkulose ist in Jerusalem eine höchst seltene Erscheinung. Dr. Bernh. Neumann berichtet, „daß die Landeseinwohner und die eingewanderten Europäer nie daran erkranken; ja manche der letzteren, welche mit allen Zeichen der Lungenschwindsucht aus dem Norden hierher gekommen, von dieser Krankheit genesen, wenn dieselbe noch nicht in das letzte Stadium getreten ist". Geisteskrankheiten sind äußerst selten, Delirium tremens unbekannt, Selbstmord ist unerhört. Syphilis kommt nur in ganz vereinzelten Fällen durch Verschleppung aus den Küstenstädten vor. — Epilepsie wird vom Volke noch immer wie vor Jahrtausenden (Matth. 17, 15; Mark. 9, 18; Luk. 9, 39) einer Besessenheit durch böse Geister zugeschrieben; man wendet sich deshalb bei diesem Leiden nicht an den Arzt, sondern an die Geistlichen.

In dem Mädchen-Waisenhause Talitha-Kumi üben gleichfalls Kaiserswerter Diakonissen eine überaus segensreiche Thätigkeit aus. Dort hatte ich das Glück, die greise ehrwürdige Schwester Charlotte Pilz kennen zu lernen. Gegen 100 arabische Mädchen, darunter auch einige mohammedanische, werden in dem schönen, fast 1½ Kilom. nordwestlich vom Jaffathore liegenden Hause erzogen und unterrichtet. Die vorstehende Schwester erzählte von der schmerzlichen Erfahrung, welche die Anstalt mit anscheinend gänzlich verlassenen, mohammedanischen Kindern mehrfach gemacht. In vielen Jahren bekümmere sich kein Verwandter, kein Vormund um sie; den Verlassenen scheint christliche Freiheit und Gesittung

gesichert. Wären aber die Betreffenden herangewachsen, so fände sich stets jemand, der irgend welche Ansprüche geltend mache (ein heiratsfähiges Mädchen stellt für die Angehörigen einen Geldeswert dar). Sie werden vor den Kadi oder Pascha beschieden und dort zuweilen, trotz ihres entschiedenen Willens der christlichen Freiheit treu zu bleiben, ohne weiteres verheiratet.

(50.) Jerusalem, 3. Mai.

Heute Morgen besuchte ich in Begleitung der Reisegefährten von Jericho, geführt vom Kavaß des amerikanischen Konsulats, das Haram esch-Scherif (das edle Heiligtum), welches die Scheitelfläche des Berges Moria einnimmt. An religiöser Bedeutung ist keine Stätte auf dem weiten Erdenrunde dieser gleich. Über der einstigen Tempelarea erheben sich als hervorragendste Gebäude der „Felsendom" Kubbet-es-Sachra, gewöhnlich Omar-Moschee genannt, und die Aksa- („entfernteste") Moschee; erstere nahe der Mitte, die Aksa am Südrande des ca. 480 Meter langen, 270 resp. 300 Meter breiten, fast rechteckigen Platzes. Ob Jude, ob Christ, ob Moslim, wer könnte diesen Platz ohne tiefe Bewegung erschauen und betreten! Auch von dieser Stätte gilt wie vom Horeb (2. Mos. 3, 5) und von Jericho (Jos. 5, 15) das Wort: „Der Ort, da du aufstehest, ist ein heiliges Land". Vor drei Jahrtausenden stiegen ein Vater und ein einziger Sohn diesen Berg Moria hinauf zum Opfer. „Mein Vater, siehe, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Schaf zum Brandopfer?" „Mein Sohn, Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer" (1. Mos. 22, 7. 8). — Hier war die Tenne Arafnas, des Jebusiters, welche David kaufte, um einen Altar daselbst zu bauen und so das Volk mit Gott zu versöhnen (2. Sam. 24, 25). Auf dieser selben Stätte baute Salomo den Tempel. Hier errichtete er die eherne Kanzel, trat hinauf, fiel nieder auf

seine Kniee vor der ganzen Gemeinde Israel, breitete seine Hände aus gen Himmel und segnete sein Volk. Der König weihte das Heiligtum mit jenen merkwürdigen, unvergänglichen Worten (1. Kön. 8, 15 – 61; 2. Chron. 6, 14 – 42), denen wenig hinzuzufügen war für alle Zeiten. Welch' ein die ganze Menschheit umfassender Geist spricht aus dieser, königlichen Predigt: „Wenn auch ein Fremder, der nicht deines Volkes Israel ist, kommt aus fernem Land um deines Namens willen, daß er bete vor diesem Hause, so wollest du hören im Himmel und thun alles, darum der Fremde dich anruft, auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen erkennen!"

Wir wissen auch, daß der salomonische Tempel und seine Hallen ein Lieblingsaufenthalt Jesu war. Als zwölfjähriger Knabe saß er dort „mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte und sie fragte" (Luk. 2, 46). Bei seiner letzten Anwesenheit in Jerusalem sprach er hier mit hinreißender Beredsamkeit („wie nie ein Mensch geredet"), „wen da dürstet, der komme zu mir". Noch in seinen letzten Lebenstagen wandelte er in der „Halle Salomos" (Joh. 10, 23). – Auch die erste christliche Gemeinde hielt den jüdischen Tempel heilig und war „täglich und stets bei einander einmütig im Tempel" (Apostelgesch. 2, 46). – Vierzig Jahre nach Christi Tod war der Tempelberg Schauplatz einer der schrecklichsten Tragödien der Weltgeschichte. Im Jahre 66 erhob sich Palästina gegen die Bedrückung des römischen Statthalters. Erst nach vierjährigem Kampfe konnte der Aufstand durch die Einnahme und die Zerstörung Jerusalems bezwungen werden. Im April 70 begann Titus vom Berge Skopus den Angriff auf die Stadt. Nach den blutigsten und greuelvollsten Kämpfen wurde Moria genommen und am 10. August der Tempel verbrannt. Es war derselbe, noch heute von den Juden der

schmerz- und trauervollsten Erinnerung gewidmete Tag des Monats Ab, an welchem 656 Jahre zuvor Nebukadnezar den Tempel zerstörte. Der später wegen seiner Güte gepriesene Titus verleugnete den besiegten Juden gegenüber jede Menschlichkeit. Die um Erbarmen flehenden Priester ließ der Kaisersohn mit den Worten: „Priester müssen mit ihrem Tempel untergehen", zum Tode führen. Das grauenvolle Kämpfen und Schlachten dauerte noch vier Wochen fort. Erst am 7. September fiel auch Zion. Wer die Geschichte der Belagerung und Zerstörung Jerusalems durch Titus sich vergegenwärtigt, wie sie Josephus uns überliefert, kann nicht ohne Grauen das Denkmal in Rom betrachten, welches den Triumph des Titus verherrlicht.

Der Tempel und Jerusalem lagen nun in Trümmern, bis der Kaiser Älius Hadrianus 135 auf seinen großen Reisen Palästina besuchte und die Stadt Davids als römische Kolonie «Aelia Capitolina» wieder aufzubauen befahl. Ein Jupitertempel erhob sich auf Moria, ein Venusheiligtum über dem Grabe des Erlösers. Bei Todesstrafe war es den Juden nach dem blutig unterdrückten Aufstand Bar-Kochbas verboten, die Stadt zu betreten. Die letzten Regierungsjahre Hadrians waren für die Juden noch schrecklicher als die Zeiten unter Titus, denn handelte es sich damals um die politische Vernichtung der Juden, so war die hadrianische Verfolgung gegen ihren Glauben gerichtet. Unter den ungezählten jüdischen Martyrern dieser Zeit ragt Ben Akiba hervor. Bis auf Konstantin, also etwa während zweier Jahrhunderte, wurde auf Moria heidnischer Kultus geübt. Der Überlieferung zufolge fand der siegreiche Kalif Omar 637 den Tempelplatz mit Schutt und Trümmern bedeckt. Nach der herrschenden Ansicht baute der omaiyadische Kalif Abd-el-Melik 691 den Felsendom, wenngleich eine Inschrift den

Kalif el-Mamun als den Erbauer der Kuppel nennt. Der hochverdiente Prof. Sepp sucht freilich die Ansicht zu begründen, daß die Sachra ein justinianischer Kirchenbau sei. Doch scheint der Beweis für diese Behauptung noch nicht vollständig erbracht zu sein. Die Tempelarea wurde nun eines der größten Heiligtümer des Islam. Ein Gebet am heiligen Fels, hatte schon Mohammed gesagt, wirke so viel wie tausend Gebete an anderer Stätte. 462 Jahre lang herrschte der Islam im heiligen Bezirke, da erschien, 7. Juni 1099, das Heer der Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse, Robert von der Normandie, Robert von Flandern u. a. vor der Stadt, welche am 15. Juli gestürmt wurde. Viele Tausend Mohammedaner suchten Zuflucht im Felsendom und im heiligen Bezirk, wurden aber erbarmungslos niedergemetzelt, während Omar die christlichen Bewohner milde behandelt hatte. Gegen Ende des 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wechselte mehrfach die Herrschaft zwischen dem Kreuze und dem Halbmond, wenngleich letzterer von den Moscheen Sachra und Aksa bereits schon seit längerer Zeit wieder gestrahlt, bis 1244 die aus Chiwa hervorbrechenden Charesmier die Stadt einnahmen.

Den Christen war der Eintritt in den ganzen heiligen Bezirk bis vor einigen Jahrzehnten verwehrt. Trotz seines brennenden Verlangens schreckte Seetzen vor dem Entdecktwerden und der Alternative, Moslim oder tot, zurück. Jetzt ist der Zutritt sowohl zum Haram als auch zu beiden Moscheen in Begleitung eines Kavassen auch Christen gegen Bezahlung einer gewissen Summe gestattet, welche sich bei unserer Gesellschaft von 6 Personen für jeden auf 3 Fr. bezifferte. Unsere Führung war etwas schnell; die Erinnerung an die welthistorische Bedeutung dieser Stätte erschwerte bei nur einmaligem Besuche die Beobachtung der Einzelheiten, sodaß ich

auf eine eingehende Beschreibung verzichte, um so mehr, da in trefflichen Werken, vor allem in demjenigen von Sepp, „Jerusalem und das heilige Land", sowie in Comte de Vogüé's «Le Temple de Jérusalem» diese Gebäude genau geschildert wurden. Nur wenige Bemerkungen mögen hier eine Stelle finden.

Das gesamte Haram gewährt mit den beiden Domen, den schönen hohen freistehenden Arkaden, zahlreichen kleinen Bauen, sowie den Cypressen und andern Bäumen, welche unregelmäßig sich auf der Fläche erheben, trotz aller blutigen Erinnerungen einen friedlich wohlthuenden Anblick. Die Sachra ist ein achtseitiger Bau (jede Seite ca. 20 Meter lang), über dessen Mitte sich eine hochgewölbte Kuppel (ca. 20 Meter Durchmesser, ca. 30 Meter hoch) erhebt. Die durch je 7 Fenster, resp. Nischen, belebten 8 äußern Wandflächen des Oktogon sind wie auch die cylindrische Trommel der Kuppel sehr schön durch farbige (blaue, grüne, weiße) Porzellanplatten geschmückt. Man war mit der Ausbesserung dieser Fayence-Bekleidung beschäftigt, — und dies ist die einzige Restauration, welche ich im ganzen türkischen Reiche an irgend einem öffentlichen Gebäude von weltlichem oder kirchlichem Charakter erblickte. Das Oktogon besitzt ein flaches Dach. Kein Minareh steht bei der Sachra.

Das Innere des Felsendoms erweckt die verschiedenartigsten Empfindungen. Während der Doppelkreis der Pfeiler und Säulen, einst ein Schmuck des Jupitertempels, sowie die herrliche Kuppel das Auge entzücken, erregt der Anblick des 2—3 Meter hohen, fast die ganze von der Kuppel überwölbte Fläche einnehmenden Felsens ein gewisses Grauen, indem er gleich einer Verkörperung uralter heidnischer Vorstellungen und heidnischen Götzendienstes erscheint. Nächst dem schwarzen Stein der Kaba zu Mekka ist die Sachra

auf Moria, ein unförmlicher Kalkfelsen, 18 resp. 13 Meter lang und breit, das größte islamitische Heiligtum. Um diesen unschönen Fels, den eine Purpurdecke überspannt, hat sich ein Gewebe von Sagen gebildet. Nach jüdischer Tradition stand auf diesem von den Juden Eben Schetiah genannten Fels, welcher identisch mit der Tenne Arafnas des Jebusiters (2. Sam. 24, 18) oder Arnans (1. Chron. 22, 18; 2. Chron. 3, 1) sein soll, die Bundeslade, inmitten des Tempels. Wenn in der That der Stein schon im jüdischen Heiligtum dieselbe Bedeutung hatte wie im heutigen Dome, so konnte Christus bei den berühmten, auf der Reise nach Cäsarea Philippi gesprochenen Worten (Matth. 16, 18) wohl an den Schetiah denken. Nachdem die Moslim unter Omar von der Tempelstätte Besitz genommen, wuchs die Legendenbildung und die Verehrung dieses Steines ins außerordentliche. Von diesem Fels soll Mohammed in den Himmel gehoben worden sein; damals sowie zu Omars Zeit soll der Stein gesprochen haben. Hier wird das jüngste Gericht stattfinden und der Thron Gottes aufgerichtet werden. – Der Kavaß, welcher fließend englisch sprach, zeigte uns zum Beweise, daß der Stein gesprochen (ein Bild und Gleichnis, welches die Mohammedaner, wie fast alle ihre religiösen Vorstellungen, aus dem Judentum genommen haben; Hab. 3, 11; Luk. 19, 40), ein zungenartiges Gebilde an demselben. Wir stiegen hinab, wo der überhängende Fels sich zu einer Höhle wölbt. Die Beobachtung war hier nur in beschränktem Maße gestattet, sodaß ein Zweifel an der von den Moslim behaupteten Thatsache bleibt, der ganze ungeheure Fels schwebe ohne Unterlage. Die Vorstellung des Schwebens, der Befreiung von der Schwerkraft, als Folge vollendeter Heiligkeit kehrt ja auch vielfach in christlichen Vorstellungen wieder.

Bemerkenswerter als die Legenden, welche die Sachra

betreffen, sind die Inschriften, Goldbuchstaben auf blauem Band, welche zugleich mit wunderschönen Arabesken sich über die Arkaden des peripherischen oktogonalen Schiffes ziehen. Es sind Koranverse, welche sich an die Christen wenden. Diese benutzten (1229—1244) zur Zeit Friedrichs II. zusammen mit den Mohammedanern den Felsendom zum Gottesdienst. Der interessanteste unter diesen gegen die Christen gerichteten Sätzen lautet wie folgt: „O ihr, die ihr schriftliche Offenbarungen erhalten habt, überhebt euch nicht mit eurer Religion und sagt von Gott nur Wahrhaftiges aus; der Messias Jesus ist nur Sohn der Maria, der Gesandte Gottes und sein Wort, das er in Maria gelegt hat; so glaubt denn an Gott und seinen Gesandten und behauptet nicht, es seien drei". Ebenso richten sich die andern Koransprüche vorzugsweise gegen das trinitarische Christentum, dessen bezeichnendes Dogma (kaum vereinbar mit den lautern Bibeltexten: Mark. 12, 29; Joh. 5, 44; Joh. 17, 3; 1. Kor. 15, 28; 1. Tim. 2, 5; Jak. 2, 19) wohl nicht ohne Einfluß auf das Emporkommen des Islam gewesen.

Der Felsendom erschien den Kreuzfahrern mit Recht als das wunderbarste Bauwerk des heiligen Landes. Das Templum Domini wurde das Symbol der Tempelritter und in ihr Wappen aufgenommen. Von der Sachra wandten wir uns ca. 130 Meter südlich zur Aksa, einer siebenschiffigen prachtvollen Basilika, deren ursprüngliche Anlage von Justinian herrührt, ca. 82 Meter lang, ca. 60 Meter breit, Chor und Langschiff gegen Süden gerichtet. Die beiden äußern, niedrigen Schiffe sind später hinzugefügt worden, um die Kreuzesform zu verdecken. Auch die Aksa besitzt eine Kuppel. Neben der Gebetsnische (Mihrab) zeigen die Moslim verehrungsvoll eine Fußspur Jesu. Großes Interesse verdienen auch die Unterbauten in diesem südlichen Teile des Haram, welche,

von großer Ausdehnung, erst teilweise erforscht zu sein scheinen. Wir besuchten die Unterkirche der Aksa und stiegen dann hinab zu den kolossalen von etwa 100 Pfeilern getragenen halbunterirdischen Gewölben, welche als „Ställe Salomos" bekannt sind. In der That soll an der Südostseite des Moria-Berges der Palast Salomos gestanden haben. Zur Zeit des Königreichs Jerusalem dienten diese Räume zu Stallungen; die Kanten der Pfeiler sind durchbohrt, um die Halftern daran zu binden. Das ganze Haram wird von frommen Juden nicht betreten, aus Furcht die Stätte ihres Allerheiligsten zu entweihen; sie berühren nur die äußere Mauer beim „Klageplatz der Juden", an der Westseite, nahe der Südwestecke des Bezirks. Dorthin lenkte ich jetzt meine Schritte. Durch ein Gewirre kleiner elender Gassen mußte ich meinen Weg suchen. Im Judenquartier, welches dem Klageplatz nahe liegt, wurde mir auf deutsche Fragen mehrfach Bescheid gethan. Die Juden tragen farbenreiche orientalische Kleidung, meist zwei Haarlocken an den Schläfen gleich den polnischen Juden. Da man in Jerusalem vielfach um eine Gabe angesprochen wird, so bat ich einen begegnenden Israeliten mir ein größeres Geldstück zu wechseln. Er trug das Kupfer in einem Säckel, entnahm das Silber einem gürtelähnlichen Beutel, den er unter seinem Gewande trug. Auch zu Christi Zeit trug man das Geld im Gürtel (Matth. 10, 9). Wohl niemand wird am Klageplatz (Kothel Hamanaabi) verweilen, ohne durch Haltung, Blick und Stimme der Betenden ergriffen und gerührt zu werden. Vor den 3—4 Meter großen Riesenquadern der Mauer, welche hier wahrscheinlich noch aus Salomos Zeit stammt, erblickt man die in Schmerz und Klage Versunkenen, teils auf den Knieen, teils das Haupt gegen die riesigen Werkstücke gelehnt. Zu keiner Tagesstunde verstummt hier Gebet und Klagelied. Jahrhunderte hindurch war den Juden jede

Annäherung an Jerusalem und zumal an die Mauern des Moriaberges verwehrt. Später durften sie an einem einzigen Tage, jenem verhängnisvollen 9. Ab (10. August), nach der heiligen Stadt kommen und mit ihren Thränen die äußere Mauer des Heiligtums benetzen.

Seit der türkischen Herrschaft ist ihnen gegen eine bestimmte jährliche Abgabe die Betretung des Klageplatzes gewährleistet. Dann tönt das Lied: „Die Krone unseres Hauptes ist abgefallen, o wehe, daß wir so gesündigt haben" (Klagel. 5, 16). „Wie lange noch, o Gott? Herr, wie lange willst du meiner so gar vergessen?" (Ps. 13, 2.) – Wer könnte diesem Volke seine Teilnahme, ihrer Vergangenheit Bewunderung versagen! Bei den Juden Jerusalems, welche sich durch strenge entsagungsvolle Frömmigkeit auszeichnen, lebt die Hoffnung auf eine Wiederaufrichtung des Davidischen Reiches fort. Die Geschichte des auserwählten Volkes ist zu wunderbar, sie bietet zu außerordentliche Beispiele der Wiedergeburt und Neugestaltung dar, als daß jener Glaube nicht begreiflich wäre. Oftmals waren „die Mauern Jerusalems zerbrochen, ihre Thore mit Feuer verbrannt"; „die übrigen von dem Gefängnis in großem Unglück und Schmach" (Neh. 1, 3). Schon vor 2500 Jahren wurden die „Bauleute" verhöhnt: „Was machen die ohnmächtigen Juden"; „werden sie die Steine lebendig machen, welche Staubhaufen und verbrannt sind?" (Neh. 4, 2.) Sie hofften aber nicht vergeblich auf die Erfüllung der Weissagung: „Die Wüsten sollen wieder gebauet werden" (Hes. 36, 35). „Das Land war verheeret und jetzt ist es wie ein Lustgarten, die Städte waren zerstöret, öde und zerrissen und stehen nun fest gebaut". „Ich will euch aus den Heiden holen und aus allen Ländern versammeln und wieder in euer Land führen" (Hes. 36, 24).

Der 137. Psalm: „An den Wassern zu Babel saßen wir

und weinten, wenn wir an Zion gedachten", wird mit tiefster Trauer in allen Synagogen am verhängnisvollen Tage der Tempelzerstörung gesungen. – Angesichts der gramgebeugten Gestalten an der Klagemauer tritt uns das Schicksal des jüdischen Volkes vor die Seele. Wie sehr verleugneten die Christen Petri mildes, verzeihendes Wort an dieselben Juden, welche Christum gekreuzigt: „Liebe Brüder, ich weiß, daß ihr es durch Unwissenheit gethan habt, wie auch eure Obersten. Gott aber, was er durch den Mund aller seiner Propheten zuvor verkündigt hat, wie Christus leiden sollte, hat es also erfüllt" (Apostelgesch. 3, 17. 18). – Infolge des Hatti Scherif von Gülhané genießen die Juden in Palästina und so auch im gesamten türkischen Reiche jetzt gleiche politische Rechte wie die christlichen und mohammedanischen Unterthanen der Pforte. Im Stadtrat von Jerusalem sitzt neben vier durch das Los gewählten Mohammedanern und drei durch die Klostervorstände bestimmten Christen auch ein Jude, welcher vom Oberrabbiner zu dieser Würde ernannt wird. Gleich den übrigen Religionsgenossenschaften erfreuen sich auch die Juden einer gewissen Autonomie auf dem Gebiete der Rechtsprechung.

Dem Glauben der orthodoxen Juden an ihre Zurückführung in das Land ihrer Väter, der sich vorzugsweise auf die Weissagungen Jesaias 49, 22. 23; 60, 3. 4. 5; 66, 20 stützt, kommt das großartige, von vielen der edelsten Juden beifällig aufgenommene Projekt Laur. Oliphants entgegen, den zwischen den Flüssen Jabbok (Zerka) und Arnon (Modjib) liegenden Teil des Ostjordanlandes, ein Gebiet von etwa 85 Quadratmeilen, (für ca. 20 Millionen Mark) anzukaufen und dorthin eine Auswanderung namentlich der ärmern Juden aus den slavischen Ländern zu leiten. Jenes Land, das alte Gilead, ist ein bis 1000 Meter hohes Plateau, vorzüglich zum Ackerbau geeignet, jetzt sehr spärlich und fast nur von No-

maden bewohnt. Der Plan Oliphants umfaßt zugleich eine Eisenbahn, welche von Haifa an den See von Tiberias, von dort im Jordanthal hinunter die Gilead-Kolonie erreichen würde. Für Jerusalem, welches jetzt ohne genügende eigene Erwerbsmittel, nur durch die fremden Gaben und Unterstützungen vor zunehmender Verarmung bewahrt wird, würde das Emporkommen eines produktiven Hinterlandes von größter Bedeutung sein. Dies Projekt hat nicht zur unbedingten Voraussetzung, daß die Juden sämtlich mit eigenen Armen das Feld bebauen. Als Landbesitzern würde ihnen die Arbeitskraft der syro-arabischen Bevölkerung zu Hülfe kommen. Es würde dann sogar die kühne Weissagung des Jesaias (61, 5) sich erfüllen: „Fremde werden stehen und eure Herden weiden und Ausländer eure Ackerleute und Weingärtner sein!" — Dr. B. Neumann giebt die Zahl seiner Glaubensgenossen in Jerusalem zu 13,000 an, davon sind 7000 spanisch-redende Sephardim, Abkömmlinge der aus Spanien unter Ferdinand dem Katholischen vertriebenen Juden, und 6000 deutsch-redende Aschkenasim, welche vorzugsweise aus den germanischen und slavischen Ländern stammen. Nur in einigen wenigen andern Orten des heiligen Landes giebt es Juden, so in Safed 8000, Tiberias 2500, Hebron 800, Jaffa 600, Haifa 1000. So ergiebt sich die jüdische Bevölkerung des Landes auf etwa 26,000 Seelen.

Vom Klageplatz an der salomonischen Mauer begab ich mich zu Herrn Pfarrer Reinicke, welchem ich für einige Mitteilungen aus seinen mehrjährigen Erfahrungen in Jerusalem zu Dank verpflichtet bleibe. So berichtete er über die erst in den letzten Jahren erfolgte Lokalisierung eines biblischen Ereignisses. Das fromme Verlangen der Gläubigen, vor allem der griechischen Kirche, die heiligen Geschichten sich zu

veranschaulichen, erheischt gebieterisch, daß jeder kleinste Zug der Erzählungen an eine bestimmte Stelle gebunden wird. Diese Ortsbestimmungen lassen sich zuweilen auf irgend eine Frage oder Äußerung von Reisenden zurückführen. Von einer Lokalisierung der jüngsten Tage, welche noch kaum fixiert ist, bis zu manchen durch die höchste Autorität der Kirchen gewährleisteten heiligen Orten giebt es zahllose Übergänge. Der Widerstreit der Kirchen tritt auch auf diesem Gebiete scharf hervor, selbst da wo die Bestimmung der heiligen Stätte vor der Kirchentrennung stattfand. Thatsache und Ort der durch Wunder beglaubigten Kreuzesfindung ist von beiden großen Kirchen sanktioniert. Nun beharren aber die Griechen bei der Behauptung, daß in der ihnen gehörigen Hälfte der Grotte das wahre wunderwirkende Kreuz Christi, in der lateinischen Hälfte lediglich die Schächerkreuze gelegen hätten.

Angesichts dieser an Felsen, Grotten und Mauern gebundenen Gottesverehrung im heil. Lande, wer sehnte sich nicht nach der neuen johanneischen Stadt, welche der Apostel auf Patmos schaute: Καὶ ναὸν οὐκ εἶδον ἐν αὐτῇ· ὁ γὰρ κύριος ὁ θεὸς ὁ παντοκράτωρ ναὸς αὐτῆς, καὶ τὸ ἀρνίον (Off. 21, 22). Da aber die goldene Stadt mit den Perlenthoren noch nicht erschienen ist, so zollt dem deutschen Kaiser die evangelische Christenheit Dank für den nun begonnenen Bau eines evangelischen Gotteshauses auf der Ruinenstätte der ehrwürdigen Kirche Maria Latina im Muristan. — Nicht sehr hoffnungsvoll scheint Herr Pfarrer Reinicke auf die Zukunft des Landes in sozialer und religiöser Hinsicht zu blicken. Alle Anstrengungen, alle Opfer der Europäer vermöchten — so glaube ich ihn verstanden zu haben — den Niedergang des Landes nur etwas zu verlangsamen oder aufzuhalten, nicht aber ihn zu verhindern. In der That ist speziell Jerusalem von Ver-

armung bedroht; fern vom Meere und von jeder größeren Handelsstraße, umgeben einerseits von Wüsten, andererseits von einem felsigen Gebirgslande mit spärlicher, bedürfnisloser, armseliger Bevölkerung ist die Stadt fast ohne Handel. Die Fabriken beschränken sich auf einige Seifensiedereien. Wesentlichste Erwerbsquelle bilden die Pilgerscharen (jetzt indes zum weitaus größten Teil aus armen Russen bestehend) und deren Einkäufe von heiligen Gegenständen. – Die größere Zahl der römischen Christen wird durch das Kloster San Salvatore unterstützt; etwa die Hälfte der Juden lebt von den Gaben ihrer europäischen Glaubensgenossen. So ist die materielle Lage der heiligen Stadt beinahe trostlos. – Der Nachmittag wurde in Begleitung des Herrn Leutzinger einem nochmaligen Besuche Bethlehems und des Herrn Prediger Müller gewidmet. Der Eindruck seines segensreichen, wahrhaft christlichen Wirkens in Haus und Schule trug wesentlich dazu bei, uns die Erinnerung an Bethlehem teuer zu machen. Herr Prediger Müller begleitete uns bei einem wiederholten Besuche der Geburtskirche. Auf dem Wege dorthin sahen wir schon diesjährigen Weizen aus der Oase von Jericho. In die Kirche getreten, erinnerte Herr Müller, auf die Kugelspuren weisend, an Matth. 21, 13. Als wir in das Missionshaus zurückgekehrt waren, zeigte er mir ein sehr poröses Stück basaltischer Lava vom westlichen Ufer des toten Meeres, eine erwähnenswerte Angabe, wie mir scheint, da bisher nur in den Gebirgen der Ostseite vulkanische Gesteine bekannt sind. Nachdem wir noch eine Tempelfamilie besucht, kehrten wir an einem wundervoll schönen Abend nach der heiligen Stadt zurück. Herrlich leuchtete der sternbesäte Himmel über dem Gebirge Juda; so schaute ihn auch der königliche Sänger, als er dichtete: „Du breitest aus den Himmel wie einen Teppich" (Ps. 104, 2).

(51.) Ramallah, 4. Mai.

Die wenigen, heute noch in Jerusalem vergönnten Stunden wurden einem Besuche der verschiedenen Stadtteile, der Umwanderung eines Teiles des Mauergürtels, endlich den Vorbereitungen zur Abreise gewidmet. Vieles, vieles von großem Interesse mußte leider unbesucht und ungesehen bleiben, da die Abreise keinen Aufschub litt. Um 3 Uhr brach ich auf mit dem Dragoman Emanuel Elias (welchen ich, wie auch Giovanni Auad, beider Adressen im Johanniter Hospiz zu erfragen, auf das wärmste empfehlen kann) und mit einem Mukari (Vetturin), der die Reittiere, zwei Pferde und einen Esel, zu besorgen hat. Elias verpflichtet sich, mich in 11tägiger Reise nach Berut zu geleiten, sämtliche Ausgaben für Kost, Unterkunft, Trinkgelder, Remuneration in den Klöstern etc. zu bestreiten für täglich 30 Fr. Die Pferde am Zügel führend, schritten wir durch die Straße des Säulenthors, Tarik-Bab-el-Amud, zum gleichnamigen Thore, von den Franken Damaskusthor genannt (400 Meter gerade gegen Norden vom Hospiz entfernt). Es ist das schönste der heiligen Stadt, eine Art von Thorburg, nicht unähnlich unsern mittelalterlichen Bauten, doch mit reicherem, an maurische Architektur erinnernden Steinschmuck. In seltsamem zweifach gekrümmtem Bogenschnitt sind die Werksteine der Thorwölbung in einander gefügt.

Die Straße, zu deren Seiten Felsengräber und Höhlen liegen, beginnt sogleich furchtbar steinig. Zwischen den losen Kalkgeröllen müssen Menschen und Tiere sorgfältig jeden Schritt wählen. Nachdem wir eine sanfte Bodensenkung gekreuzt, steigen wir eine flache Wölbung empor und stehen über der Mulde des obern von Westen nach Osten ziehenden Kidronthales, welches sich $1^1/_2$ Kilom. weiter gegen Osten rechtwinklig umbiegt und in ein enges tiefes Erosionsthal

verwandelt. Während die Gehänge mit Olivenwäldern bedeckt sind, dehnen sich schöne Weizenfluren in der breiten Thalsohle aus. Ein stattlicher Bau, die Villa eines türkischen Effendi, liegt am Wege. Nun steigen wir etwa 90 Meter empor und erreichen den sanftgewölbten Rücken des Skopus, von wo man etwa 100 Meter über Moria, 70 Meter über Zion stehend, eine herrliche Aussicht auf Jerusalem gewinnt. Zwischen dem centralen Rücken zur Rechten und dem felsigen Zuge des Ölbergs zur Linken liegt Jerusalem auf einem etwas tieferen, gegen Osten, Süden und Westen scharf abgesonderten Teil des Plateaus. Sehr deutlich stellt sich vom Skopus der Höhenunterschied der Osthälfte (Moria 743 und Bezeta 748 Meter) und der Westhälfte (Zion 770 und Akra 780 Meter) der heiligen Stadt dar. Höher noch steigen zur Rechten des herrlichen Stadtbildes die umfangreichen russischen Bauten empor, deren Kathedrale sowie die Grabeskirche und der Felsendom die dominierenden Kuppeln der Stadt tragen. Das Heiligtum („el Kuds") entzog sich nun meinen Blicken, um nur noch bei Ramallah und Bire am fernen Horizont zu erscheinen.

Wie das Relief, so ist auch die geologische Bildung des Landes von außerordentlicher Einförmigkeit. Der Weg führt auf dem hohen Gewölbescheitel hin oder entfernt sich nur wenig von demselben, zuweilen in die obern, sehr flachen Thalmulden hinabsteigend, welche bald zum Mittelmeer, bald zum Jordan ziehen. Das Land ist im allgemeinen öde und steinig. Diese felsige Beschaffenheit der Hochfläche schließt indes nicht aus, daß dort, wo die Verwitterungsprodukte vor der Fortschwemmung geschützt werden, eine große Fruchtbarkeit sich zeigt. So erblickt man inmitten der Steinwüsten kleine Oasen, mit Weizenfluren bedeckt. Auf diesem plateauähnlichen Gebirge bilden selbst relativ geringe Erhebungen

weit sichtbare Landmarken, z. B. Nebi Schamwil (das alte Mizpa), welches die mittlere Höhe des Gebirgsrückens kaum 100—150 Meter überragt. Man erblickt keine andere Felsart als den Kalkstein der nähern Umgebung von Jerusalem. Seine Schichten liegen horizontal oder bilden sanfte Wölbungen. Auffallend verschieden wirkt die Verwitterung auf die Kalkfelsen und -Blöcke. Zuweilen wird das Gestein gleichmäßig angenagt, häufiger macht die Verwitterung den Stein löcherig, ja bisweilen vollkommen schwammähnlich. Die Ursache dieser Verschiedenartigkeit des Angriffes ist an dem unverwitterten Gestein nicht unmittelbar wahrzunehmen. Es mögen teils chemische Abweichungen, teils unerkennbare organische Reste sein, welche eine so verschiedene Verwitterungsweise bedingen. Kleine Bitterspat-Rhomboëder werden häufig in den Höhlungen des Gesteins wahrgenommen.

Acht Kilom. fern vom Damaskusthor blieb zur Rechten auf einer kleinen Höhe das armselige Dörfchen Ram, das alte Rama, welches Baesa, der König von Israel, als Grenzfestung baute, „damit er Assa, dem Könige Judas, wehrte aus- und einzugehen" (1. König. 15, 17; 2. Chron. 16, 1). Nahe dem heutigen Reiseziel schloß ich mich einem einsamen Reiter an; es war Herr Missionar Zeller, welcher zur Einsegnung einer Ehe nach Ramallah sich begab. Der Ort, früher von gemischter Bevölkerung, ist jetzt nur von Christen bewohnt, welche vorzugsweise dem evangelischen, sowie dem orthodoxen Bekenntnis angehören. Der Vorsteher dieser Gemeinde ist ein im Dienste der englischen Missionsgesellschaft arbeitender Holländer, Herr Neuland. Auch eine römische Mission wurde hier durch den Patriarchen Valerga gegründet; doch scheint um dieselbe eine Gemeinde sich noch nicht gebildet zu haben. Bei Don Giovanni Sarena, Pater Präsident im katholischen Missionshause (Casa nuova), fand ich zuvorkommende

Aufnahme. Die Sonne sank gerade unter „im großen Meer" (Jos. 15, 12), als ich wieder ins Freie trat um Herrn Neuland und Herrn Zeller zu besuchen. Bei der hohen Lage von Ramallah, am westlichen Rande des Scheitelplateaus, breiteten sich weithin vor meinem Blick das schluchtenreiche Gehänge und die Küstenebenen Sephela und Saron aus. Von einem ähnlichen Standpunkte schaute auch wohl David das Land, als er dichtete: „Die Berge gehen hoch hervor und die Breiten setzen sich herunter zum Ort, den du ihnen gegründet hast" (Ps. 104, 8). Ramle und Lydda, obgleich 4 Meilen fern, schienen ganz nahe zu liegen; selbst Jaffa (6½ Meilen) war bei der Klarheit der Luft mit seinen Baum-Paradiesen, den gelben Dünen und der weißen Brandung deutlich zu erkennen.

Das evangelische Missionshaus, wo Frau Neuland mich mit einer Tasse trefflichen Thees erquickte, füllte sich bald mit Besuchern, Verwandten und Freunden des Brautpaars. Die Männer in farbenreichem, mit einem bunten Shawl gegürtetem Gewand und Turban grüßten Herrn Zeller, Herrn Neuland und auch mich in der ehrerbietigsten Weise; manche küßten unsere Hände. Einige, namentlich der arabische Lehrer, sind des Italienischen mächtig. Bald erschien auch der Bräutigam, ein ganz junger Mann, angeblich von 16 Jahren. In neuem rotem Kleide, mit prächtigem, aus roten und gelben Stoffen gewundenem Turban schaute er fröhlich umher wie ein junger König. Im Dorf war freudige Bewegung, es wurden sogar einige Versuche künstlicher Beleuchtung gemacht. Ein des Italienischen mächtiger, evangelischer Araber geleitete mich zu meinem Quartier zurück und berichtete von der erfreulichen Änderung des Verhältnisses der Christen von Ramallah zu den Mohammedanern im Nachbardorfe Bire seit dem letzten russisch-türkischen Kriege. Zuvor wären in Bire Schimpfworte, ja Steine nach den Christen geschleudert worden,

jetzt aber könnten nicht nur die Franken, sondern auch die einheimischen Christen ohne jede Gefahr vor Beschimpfung durch die mohammedanischen Dörfer gehen. Nicht nur die gewonnene Erkenntnis von der Übermacht christlicher Staaten hat diese Besserung bewirkt, auch edlere Motive tragen dazu bei. Viele tausend Mohammedaner wurden in russischer Gefangenschaft mit großer Menschenfreundlichkeit behandelt; hierdurch sind, da der Mohammedaner dem Gefühle der Dankbarkeit auch Andersgläubigen gegenüber keineswegs unzugänglich ist, in weiten Kreisen Vorurteile und Fanatismus gegen die Christen gemindert worden.

Die Abendunterhaltung des Herrn Pater Sarena bot nicht geringes Interesse dar. Geboren in Ramallah, erhielt er zu Bet Djala, in dem durch Valerga gegründeten theologischen Seminar seine Ausbildung als Geistlicher. In das neue Missionshaus seines Heimatdorfes gesandt, ist er mit Hingebung und Klugheit thätig, die Interessen der römisch-katholischen Kirche inmitten der überwiegenden Zahl der evangelischen und orthodoxen Christen zu vertreten. Wenn viele Glaubensboten wie Herr Sarena zu Bet Djala gebildet werden, so kann es der römischen Kirche in Syrien an Propaganda nicht fehlen. Eine gewisse milde Gesinnung gegen die Griechen, eine Betonung der gemeinsamen Glaubensbasis kontrastieren wohlthuend gegen die meist von katholischen Priestern im Orient über die Griechen gefällten Urteile. Unbeschadet dem freundlichen Verhältnis zu Herrn Neuland, wußte Herr Sarena die vorgeblichen Schwächen des Protestantismus mit großer Schärfe ans Licht zu ziehen. Ein neues Testament erblickend rief er aus: „Mit Stellen aus diesem Buche kann man die verschiedenartigsten Lehren stützen und beweisen“.

(52.) Nabulus (Sichem), 5. Mai.

In heiliger Morgenfrühe fiel mein erster Blick auf das Meer, „das so groß und weit ist“ (Ps. 104, 25). Mit Gesang zog eine Prozession evangelischer Christen zur Kirche, einem schmucklosen Bau von Würfelform. Die Mauern überragen das flache Deckengewölbe und so erscheinen für unser Auge solche Bauten gleichsam unfertig und ungeschlossen. In der Kirche sah ich mich umgeben von den arabischen Glaubensgenossen in orientalischer Tracht, unter denen ich mich etwas fremdartig fühlte. Da erschien auch das Brautpaar; der junge Bräutigam, mehr glücklich als feierlich, in seinem roten Hochzeitskleid und dem mächtigen rotgelben Turban. Die Braut, vom Scheitel bis zu den Füßen in ein schweres, Gesicht und Gestalt gänzlich verbergendes Gewand gekleidet, konnte ihren Weg nicht selbst sehen, sondern wurde von den Brautführerinnen geleitet oder vielmehr geschoben, was ziemlich lächerlich aussah. Erst nach der Einsegnung und dem Ringwechsel entschleiert sich die Braut und geht auch ohne Schleier aus der Kirche. Sie erhält – so wurde berichtet – keine Ausstattung, keine Mitgift; der Bräutigam verehrt ihr Kleider, Schmuck, rüstet alles zu, beschenkt auch den Schwiegervater; – doch ein Kauf der Frauen, wie bei den Mohammedanern, findet bei den syrischen Christen nicht statt. In erfrischender Kühle wanderte ich über das sanft ansteigende Berggewölbe nach Bire (2 Kilom. fern, 780 Meter hoch); das ganz mohammedanische Dorf unterscheidet sich auch in seinem baulichen Äußern nicht zum Vorteil von Ramallah. Die Wohnungen nur mit einer einzigen, als Thür, Fenster und Rauchfang dienenden Öffnung, tragen eine dicke Erdschicht, welche zuweilen ein kleines Getreidefeld darstellt.

Eine jetzt in Trümmern liegende christliche Kirche bezeichnet die Stelle, wo die Eltern Christi den 12jährigen Sohn

vermißten (Luk. 2, 43). Es sind bis hierhin 4 Wegestunden von Jerusalem; vielleicht erscheint der Vorwurf nicht ganz unbegründet, daß sie es an Obhut etwas fehlen ließen. Welche Herzensangst mögen sie empfunden haben, bis sie, erst am 3. Tage, den teuren Sohn wieder in den Armen hielten! — Bire liegt in der hohen Ursprungsmulde des zum Ghôr ziehenden Suwenitthales. Die breiten horizontalen Kalksteinbänke, welche die Felsumgebung bilden, zeigen an einzelnen Stellen Lücken, wie wenn der Fels dort ein- oder weggebrochen wäre. Solche Flächen, mit roter, fruchtbarer Erde bedeckt, tragen smaragdne Weizen- oder Gerstenfluren, Oasen zwischen den Felsen. Zuweilen lösen sich die Kalksteinbänke in kolossale, rechteckige Blöcke auf, welche über große Strecken ($^1/_4$—$^1/_2$ Kilom.) in annähernd regelmäßiger Lagerung verbreitet, auf das deutlichste beweisen, daß sie noch in situ sich befinden. Die Blöcke, 2—3 Meter groß, durch fußbreite Klüfte getrennt, bilden höchst eigentümliche Felsgebilde, deren starres Relief ganz seltsam zu den benachbarten schönen Fluren absticht. — Die Landschaft wird freundlicher, wir durchziehen die schöne, wohlbebaute Thalmulde von Beitin (Bethel), in dessen Nähe, auf dem Gebirge Ephraim, die Prophetin Debora unter Palmen wohnte und die Kinder Israel richtete (Richt. 4, 4). Jetzt wachsen keine Palmen mehr weder hier noch in der Wüste Juda. An das einst reiche Volksleben auf diesem jetzt sehr spärlich bewohnten und bebauten Lande gemahnen neben Bethel die Namen Mukhmas (einst Mikmash) und Bire (Beeroth). Welches Bild von Wohlfahrt mögen diese Thäler und welligen Hochebenen dargeboten haben, als Debora richtete, als „Juda und Israel sicher wohnten, ein jeder unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum!" (1. König. 4, 25.)

In den Weizen- und Gerstenfluren sind Männer und Frauen eifrig mit dem Ausjäten des Unkrauts beschäftigt,

wobei sie oft einen eigentümlichen, monotonen Gesang ertönen lassen. Der leichte Pflug furcht den Boden nur bis zu geringer Tiefe und läßt viele Unkrautwurzeln unberührt zurück. Das Ausjäten des Unkrautes bildete, wie heute, so auch gewiß schon zu Christi Zeit, einen wesentlichen Teil der Feldarbeit (Matth. 13, 40). Das herrliche Gleichnis (Matth. 13, 24—30) scheint aber nicht wie die andern der Wirklichkeit entnommen, denn man läßt nicht Weizen und Unkraut „miteinander wachsen bis zur Ernte". — Von der Fruchtbarkeit der Kulturoasen werden überraschende Thatsachen mitgeteilt; daß aus einem Weizenkorn 20—24 und mehr körnerreiche Halme entsprießen, soll nicht ganz selten beobachtet werden. Von diesen Halmen entkeimt freilich nur ein einziger dem Samenkorn, die übrigen entspringen der Wurzel jenes ersten Halms. Unser Pfad führte nun eine Höhe empor, von der eine weite Aussicht nach Norden sich öffnete: über dem Gebirge Samarias erblickte ich hier zum ersten Male den Hermon (Djebel-esch-Schêch). Indem wir allmählich hinabsteigen, befinden wir uns wieder auf der Westseite der hohen centralen Wölbung in dem verzweigten Quellgebiet des 1 Meile nördlich von Jaffa mündenden Audjeflusses. Der rauhe Felscharakter des Gebirges von Juda schwindet allmählich und weicht der mildern Natur Samarias. Zahlreichere Thäler zerschneiden den hohen Kamm, dessen plateauähnliche Form verschwindet, um sich in ein Gewirre von Höhen und Thalschluchten zu verwandeln. Die Thäler selbst breiten sich, je mehr man sich Nabulus (Sichem) nähert, zu Ebenen von hoher Fruchtbarkeit aus. Die Berggehänge und Thalschluchten sind mit den schönsten Baumpflanzungen bedeckt. Oftmals wechseln mit den fruchtbarsten Thalgründen felsige Hügel, mit denen der Charakter Judäas zurückkehrt.

Einen schönen Anblick gewährt das auf einer schildförmigen

Höhe liegende Dorf Yebrud; ringsum von einem fruchtbaren Thal umgeben, darüber ein Kranz von Hügeln mit Ölbäumen bedeckt. Auch in den Thalgründen stellen sich jetzt herrliche Baumpflanzungen, Feigen-, Mandel- und Ölbäume ein. Die Feldsteine werden teils zu Wällen aufgetürmt, teils in den Weg geworfen, der auf weite Strecken gänzlich mit großen rollenden Kalkblöcken hoch angefüllt ist. Mein Roß hat eine furchtbar harte Gangart, so daß nach einer halben Stunde die Schenkel zu schmerzen beginnen. Noch ein halbe Stunde ertrage ich den wachsenden Schmerz, dann bewege ich mich, zunächst wie gelähmt den Boden berührend, eine Stunde zu Fuß vorwärts, bis immer wiederholtes Stolpern und Gleiten über die rollenden Steine mich veranlaßt, wieder zu Pferd zu steigen, wo bald die erste Qual von neuem beginnt. Werde ich diese durch einige erhabene Eindrücke gemilderte Leiden bis Berut erdulden können?

Ein Gemäuer auf einer Höhe zur Linken, Kasr-Berdawil, bewahrt den Namen des Königs Balduin von Jerusalem. Nun wieder etwas bergab in das Räuberthal (Wadi el Haramiye); am Wege erblickt man die Umfassungsmauer eines mittelalterlichen Kastells, jetzt das schönste Weizenfeld umschließend. In den die Thalgehänge bildenden Kalkschichten öffnen sich aus alter und uraltester Zeit zahlreiche Höhlengräber, deren Decke zuweilen mit einer rohen Säule gestützt. Alle sind leer; vielen werden bestimmte Namen beigelegt, doch ohne andere Bürgschaft als schwankende Tradition. Aus einer Felswand zur Linken rinnt die Räuberquelle, den Stein mit grünem Pflanzenteppich bekleidend. Der Pfad führt auf und nieder durch gewundene Thalgründe hin. Die Kalksteinschichten sind hier in Form gigantischer Treppen gelagert, welche durch mühevollen Fleiß der Bewohner teils geebnet, teils abgestuft in schöne Kulturterrassen verwandelt, mit

Feigen-, Mandelbäumen und Reben bepflanzt sind. Zuweilen glaubt man die Fundamente von Riesenbauten zu sehen, eine durch die regelmäßige Zerklüftung der Schichten bewirkte Täuschung. Nahe Sindjil, dessen Umgebung auf das fleißigste angebaut, verließen wir den geraden Weg nach Nabulus und wandten uns über einen flachen Thalscheider nach Seilun, dem alten Silo. Durch Vereinigung mehrerer Thäler gewinnt die Landschaft einigen Reiz, obgleich die nähere Umgebung wenig bebaut, fast öde. Wir lagerten unter einem prächtigen Baum, dessen Wurzeln weithin über Mauertrümmer wuchern, dessen breite Krone einen willkommenen Schatten inmitten der Sonnenglut gewährt. Ein greiser Wanderer ruhte schon dort, ein anderer kam hinzu, mit uns die einzigen Menschen, soweit das Auge reichte, an dieser welthistorischen Stätte.

Nach Silo verlegte Josua von Gilgal aus (zwischen Jericho und der Jordanfurt) den Mittelpunkt des religiösen und politischen Lebens der Juden. Von Silo aus wurden die nördlichen Länder Samaria und Galiläa erkundet, vielleicht auch eine Karte davon entworfen („die Männer durchzogen das Land und beschrieben es auf einem Brief", Jos. 18, 9), verlost und erobert. Später wurde von den Kindern Benjamin, um ihren Stamm wieder zu erbauen, an den Töchtern Silos eine Art „Raub der Sabinerinnen" vollführt, welcher gleichfalls mit Vergebung und Friede endete (Richt. 21, 21). Nach Silo zum Heiligtum und zum Priester Eli pilgerte vor etwa 2970 Jahren die kinderlose Hanna und ihr Gatte, der vergeblich sein Weib mit den Worten zu trösten suchte: „Bin ich dir nicht mehr denn zehn Söhne?" (1. Sam. 1, 8). Hanna that hier ein großes Gelübde, daß der „von dem Herrn Erbetene", „Samuel", ein Verlobter Gottes sein und keine Scheere auf sein Haupt kommen sollte. Noch heute tragen die mohammedanischen Heiligen, die sog. Santu, welche

bettelnd die Straßen durchziehen, lange Haare. Zu Silo starb 98jährig Eli, 1070, nachdem er 40 Jahre Israel gerichtet, infolge der Schreckensnachricht, daß die Bundeslade in der großen Schlacht gegen die Philister verloren. In den Thälern und auf den Höhen von Silo wuchs heran als ein Diener Gottes und Elis der jugendliche Samuel; auch er „nahm zu und war angenehm bei dem Herrn und bei den Menschen" (1. Sam. 2, 26). Der große Prophet, der dem Volke Könige gab und einen König vom Throne stürzte, verließ später die Stadt und wohnte in Ramath. So sank Silo dahin und war schon zu Jeremia Zeit ein Bild des Fluches (Jer. 26, 6).

Unmittelbar neben unserm Lagerplatze erhebt sich, von Mauertrümmern umgeben, ein verfallener Bau, eine aus uralten großen Werkstücken aufgeführte, vielleicht auf ältesten Fundamenten ruhende Moschee, deren Basis 10 Meter im Quadrat mißt. Ich kroch durch die zweifache, fast ganz mit Steintrümmern erfüllte Thoröffnung bis in den innern überwölbten Raum. Die Gewölbe ruhen auf zwei uralten Säulen, deren Kapitäle, eines dem korinthischen, das andere dem jonischen Stile sich nähernd, offenbar auf die niedrigen dicken Säulen nicht passen. Letztere bestehen wie der ganze Bau aus Kalkstein und sind stark verwittert, da durch die eingestürzten Gewölbe dem Wind und Wetter der Zugang geöffnet. — Noch trennt uns ein Berggewirr, durch welches der steinige Pfad bald über felsige Höhen, bald durch Thalschluchten hinführt, von der herrlichen Fruchtebene Machna, welche sich von Nabulus 5 Kilom. gegen Süden ausdehnt. Zunächst folgten wir einer Thalschlucht gegen Westen, um wieder die Hauptstraße, unfern des zerstörten Khan Lubban, zu erreichen. In der Nähe des Dorfes Lubban, des alten Libona (Richt. 21, 19), liegt im Thal ein tiefer Schöpfbrunnen, zu welchem

die Frauen des Dorfes niederstiegen, jede mit einem großen irdenen Krug auf dem Haupt, einen Ledereimer und einen langen, aus Aloëfasern geflochtenen Strick in der Hand. Das Leben der palästinensischen Bauern ist hart und schwer. Ein seltsamer Gegensatz herrscht zwischen den felsigen, nur spärlich bewachsenen Höhen und den fruchtbaren Thalebenen, wenngleich auch diese meist voller Steine. Die schönsten Weizen- und Gerstenfluren sprießen zuweilen auf steinbesäten Flächen, welche in unsern Breiten gewiß ohne Kulturen sein würden. Bevor wir zur Ebene niedersteigen, sind noch zwei Höhen zu überschreiten. Da stellt sich dem Blick, welcher lange in engen Schluchten gebannt war, der hochberühmte Berg Garisim, 865 Meter hoch, dar (hinter welchem sich der Ebal noch verbirgt); auch die Berge des Ebene Jesreel, sowie der Hermon erscheinen am fernen Horizont. Über rauhe Kalkfelsen führt der Weg hinab. Eine kurze Rast wurde an einem aus dem Kalkfels gesprengten Wasserloch gemacht. Zu trinken vermochte ich indes nicht, da der Tümpel gänzlich mit Wasser-Insekten bedeckt war.

Aus dem schluchtenreichen Gebiet herabkommend, gewährt die mit Weizensaaten bestellte, wohl 20 Quadratkilom. große Ebene Machna einen reizenden Anblick, dessen gleichen in Judäa nicht zu finden ist. Die Ebene ist rings von schön geformten Kalksteingebirgen umgeben, welche ausgedehnte Olivenwälder tragen; sie selbst ist baumlos, im Gegensatz zu den Thalgründen von Lubban, Sindjil, Yebrud etc., welche Baumgärten gleichen. Überall ist das Land auf das sorgsamste bestellt. Winterfrüchte sind: Weizen, Gerste, Bohnen, Linsen; Sommerfrüchte: Baumwolle, Indigo, Sesam, Mais. Das Säen des Sesam geschieht mittelst eines ca. 2/3 Meter großen Blechtrichters. Der Landmann schreitet mit diesem Gerät hinter dem Pfluge her und läßt den Samen in die Furche

fallen. Fast auf allen Feldern erblickt man mehrere, oft viele Vogelscheuchen; möglichst auffallend gestaltete Steine werden 4–6 übereinander zu kleinen Säulchen aufgetürmt. Die Ebene Machna sowohl, wie die sie umgebenden Gehänge sind durch Dörfer belebt, freilich für ein europäisches Auge gar unfreundliche Heimstätten. Um so mehr muß man jedes Zeichen freundlicher Gesinnung dankbar anerkennen. Nahe dem Brunnen des Dorfes Hawara trat eine mohammedanische Frau mir entgegen und reichte den frisch gefüllten Wasserkrug empor, nach Jesaias Wort: „Bringet den Durstigen Wasser entgegen" (21, 14).

Die Ebene Machna entsendet nahe ihrem nördlichen Ende eine sich schnell zur Thalschlucht gestaltende Zunge gegen Nord-West. Dort liegt zwischen den Bergen Ebal und Garisim, am Fuß des letzteren, Nabulus (Neapolis, Sichem). Wo der Weg um den Ostfuß des Garisim sich gegen Nord-West wendet, erreichten wir den hochberühmten Jakobsbrunnen; 1/2 Kilom. gegen Nord-Ost entfernt ist das Grab Josephs. Um den jetzt halbverschütteten, wasserlosen Brunnen liegen Mauertrümmer; auch zwei Granitsäulen, wahrscheinlich von der Kirche herrührend, welche einst über dieser heiligen Stätte errichtet wurde. Die Stadt Sichem liegt 2 Kilom. gegen Nord-West, das Dorf Asker (sehr wahrscheinlich das alte Sychar) etwas über 1 Kilom. gegen Nord-Ost. Steil erhebt sich über dem Brunnen gegen Süd-West der Garisim, Djebel el-Tor genannt, mehr als 300 Meter die reiche fruchtbare Getreideebene Machna überragend. Starke Bäche entspringen bei Nabulus am Fuße des Garisim und fließen von der sanftgewölbten Wasserscheide gegen Westen zum Mittelmeer, gegen Osten zum Jordan herab. Von dem Wasserreichtum der Gegend von Nabulus zeugt die Äußerung eines des Italienischen kundigen Mannes, der, mit mir durch die Haupt-

straße der Stadt wandernd, sagte: «Sotto i nostri piedi è un mare». Wohl nirgendwo zwischen Jerusalem und Nazareth findet sich solcher Reichtum des belebenden Elementes wieder. Kein anderer Ort in dem Schauplatz der Reden und Thaten Christi läßt sich mit gleicher Genauigkeit und Sicherheit bestimmen, wie der Brunnen, wo er das Gespräch mit der Samariterin hatte.

„Er verließ Judäa und ging wieder nach Galiläa; er mußte aber durch Samaria reisen. So kommt er in eine Stadt Samarias, genannt Sychar, nahe dem Felde (χωρίον), welches Jakob seinem Sohne Joseph gab. Es war aber daselbst der Quellbrunnen Jakobs. Jesus nun ermüdet von der Wanderung setzte sich auf den Brunnen, es war ungefähr 6 Uhr" (Joh. 4, 3—6). Er spricht dann vom lebendigen Wasser, von einem Wasserquell sprudelnd in ewiges Leben. Auf den Garisim weisend, sagt er dem Weibe: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem den Vater anbeten werdet". Zu den Jüngern gewandt redet er: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld". — Als ich mich von Ritt, Wanderung und Sonnenbrand ermüdet auf die Brunnen-Einfassung setzte, meine Blicke nach dem Berge, nach der Feldflur, nach dem Rinnsal lebendigen Wassers richtete, wurde ich betroffen, ja ergriffen, in höherem Grade als in der Geburtshöhle zu Bethlehem, selbst mehr als im Grabesdom zu Jerusalem. An diesem Brunnen saß der Erlöser. Die kleinen Züge der Erzählung, Brunnen, Bach, Berg und Flur, stimmen genau mit der Wirklichkeit, sie sind gleichsam eine Beglaubigung der ganzen Erzählung, die von keinem Wunder, aber unvergänglichen, bewundernswürdigen Reden berichtet. „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten."

Ich möchte hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß,

wer am Jakobsbrunnen selbst unter dem packenden Eindrucke der örtlichen Umgebung recht vorurteilsfrei das vierte Kapitel des Johannes-Evangeliums liest, nimmermehr mit D. Fr. Strauß übereinstimmen kann, wenn er, die Scene mit der Samariterin am Jakobsbrunnen „als eine poetische Darstellung" bezeichnend, hinzufügt: „Bei der Entwerfung der Scene zwischen Jesus und der Samariterin am Jakobsbrunnen, bei den Reden und Gegenreden, die er sie wechseln läßt, muß der Verfasser des 4. Evangeliums sich seines freien Dichtens so gut bewußt gewesen sein als Homer, wenn er die Unterhaltung des Odysseus mit der Kalypso oder des Achilleus mit seiner göttlichen Mutter schilderte (Das Leben Jesu für das deutsche Volk. S. 155). Jeder Vorurteilsfreie muß vielmehr zu der Ansicht neigen, daß, wie die örtlichen Züge genau der Wahrheit entsprechen, so auch dem Inhalt dieser Reden ein wahrhafter Bericht zu Grunde liegen dürfte.

Der ehrwürdige Ort, das Feld, welches Jakob seinem Sohne Joseph schenkte (der Erzvater hatte es mit Schwert und Bogen aus der Hand der Amoriter erstritten), wird schon 1. Mos. 48, 22 erwähnt. Auch die Richtigkeit der Überlieferung in betreff der Lokalisierung von Josephs Grab möchte kaum zu bezweifeln sein. Der treue Bruder hatte, 110jährig in Egypten sterbend, bestimmt, daß seine Gebeine dereinst in das Land der Väter zurückgeführt werden sollten (1. Mos. 50, 25). Moses erfüllte des Sterbenden Wille (2. Mos. 13, 19). Doch erst nach Josuas Tod scheinen die sterblichen Reste ihre endliche Ruhestätte an diesem Orte gefunden zu haben (Jos. 24, 32).

Nach des Tages Mühen war die Wanderung vom Jakobsbrunnen bis Nabulus eine wahre Erquickung, zumal da die Sonne bereits hinter dem hochragenden Garisim hinabgesunken. Die Umgebung von Nabulus stellt die reizendste Landschaft

in Palästina dar und bildet den wohlthuendsten Gegensatz zu Jerusalem. Liegt letzteres auf einer felsigen, wasser- und baumarmen Hochebene, so erfreut sich Nabulus in seinem schönen fruchtbaren Thalgrunde ewig sprudelnder Quellen, sowie der durch sie genährten Baumpflanzungen und Felder. Groß wie Eichen und von eichenähnlichem Wuchs gedeihen am Fuß des Garisim Orangen- und Citronenbäume, deren Laub von dem jetzt noch lichtern Grün der Maulbeer-, Mandel- und Nußbäume sich abhebt. Das steile wasserarme Gehänge des Ebal ist mit Opuntia ficus indica bedeckt. Sehr eigentümlich ist die Lage von Nabulus, auf dem Sattelpunkt des von Osten nach Westen streichenden, zwischen den Bergen des Segens (Garisim) und des Fluches (Ebal) eingesenkten Thals. Sie erklärt die hervorragende Bedeutung, welche diesem Ort vorbehalten war. Aus Haran (Hauran?) kommend verweilte Jakob zunächst hier „an der Stätte Sichem am Hain More". Hier erhielt er die Landverheißung und baute den ersten Altar diesseits des Jordan, inmitten der kanaanitischen Bevölkerung (1. Mos. 12, 6. 7).

Die heutige Stadt (ca. 13,000 Einwohner, unter ihnen etwa 600 orthodoxe Christen, 100 Evangelische und ebenso viele Katholiken, endlich etwa 120 Samariter) hat enge, vielfach überwölbte, schmutzige, dunkle Straßen. Inmitten der Stadt liegt der Bazar in Kreuzesform mit eigenen Thoren versehen; sind dieselben geschlossen, so kann man der Hauptstraße nicht folgen, sondern muß, in Nebenstraßen einlenkend, den Kaufplatz umgehen. Das durch den Partriarchen Valerga gegründete neue Missionshaus, wo ich gute Aufnahme fand, liegt frei am Nordrande der Stadt. Ich begab mich sogleich zum Hause des Hrn. Missionars Fallscheer, der einzigen europäischen Familie in der Stadt. Da er nicht zu Hause und mir gesagt wurde, er sei bei den neuen evangelischen Gemeindebauten

vor dem westlichen Thor, so begab ich mich dorthin, traf ihn zwar nicht, hatte aber die Freude, die der Vollendung nahen Bauten, Kirche, Schule und Pfarrhaus, zu sehen. Auf der Baustätte überblickte ich kurz vor dem Einbruch der Dunkelheit die herrliche Landschaft. Der letzte Tagesschimmer erleuchtete die thorähnliche Thalöffnung. Zurückgekehrt zum evangelischen Missionshause, fand ich Herrn Fallscheer noch nicht, wohl aber den zum Besuche anwesenden ehrwürdigen Waisenvater Herrn Schneller aus Jerusalem. Derselbe ist auf seiner jährlich wiederholten Reise durch Palästina begriffen, um seine früheren Zöglinge aufzusuchen und sich zu überzeugen, ob dieselben den im syrischen Waisenhause in Jerusalem aufgenommenen Grundsätzen christlichen Lebens treu geblieben sind. Er besucht in dieser Weise 220 von ihm erzogene Schüler, von denen viele inmitten der mohammedanischen Bevölkerung des christlichen Gemeindelebens entbehren. Die Begegnung mit Herrn Schneller war mir um so willkommener, da ich in Jerusalem nicht Zeit gefunden, ihn und die Anstalt aufzusuchen. Sie ist wie mehrere andere Waisenhäuser in Palästina und Syrien gegründet worden nach dem schrecklichen, unter Konnivenz ja sogar auf Anstiften der türkischen Behörden, durch die Drusen im Libanon, zu Saida, Damaskus und andern Orten vollführten Christengemetzel.

Nach zwanzigjähriger segensreicher Thätigkeit zählte am Schluß des letzten Jahres die Anstalt 126 Zöglinge (119 Knaben, 7 Mädchen) und zwar 6 aus Afrika, 77 aus Palästina, 41 aus Syrien, 2 aus Konstantinopel und Südrußland; der Religion nach sind es 115 Christen, 10 Mohammedaner und 1 Jude. Ihr Alter schwankt zwischen 6 und 24 Jahren. Welch' einem Bedürfnis das syrische Waisenhaus entgegenkommt, geht wohl am besten aus der Zahl der Anmeldungen

hervor; von 82 im vorigen Jahre angemeldeten Knaben konnten nur 15 aufgenommen werden. Mit dem Unterricht in Religion und Wissenschaften sind auch Handarbeits- und Handwerksschulen verbunden. So wirken im Waisenhaus als Lehrmeister ein Schneider, ein Schuster, ein Drechsler, ein Schreiner, ein Töpfer, ein Steinhauer und zwei Ökonomen. Im verflossenen Jahre wurde zu den bisher bestehenden 6 Elementarklassen noch eine Oberklasse gegründet zur Ausbildung von Schullehrern und Evangelisten. Dem Schulunterricht werden täglich 6—7, der Handarbeit wenigstens 3 Stunden gewidmet. Fünf arabische Knaben aus Jaffa, Ramallah, Chiam in Obergaliläa, von Medschides-Schems und von Safita im Libanon wurden in der deutsch-evangelischen Kirche konfirmiert. Nach der Konfirmation können die Zöglinge dem selbstgewählten Berufe die ganze Tagesarbeit widmen. Wie bereits angedeutet, läßt Herr Schneller es sich ganz besonders angelegen sein, mit den entlassenen Zöglingen des Waisenhauses in Verbindung zu bleiben. Während er selbst in dreiwöchigem Ausflug bis zum Libanon und Antilibanon reist, wendet sich Herr Dreher nach den südlichen Landesteilen bis nach Ägypten. Da diese Seelenpflege sich sehr förderlich erwiesen, so hofft Herr Schneller in Zukunft jährlich zweimal jene Reisen, teils selbst, teils durch die Lehrer ausführen zu können. Die Einnahmen wie die Ausgaben der Anstalt bezifferten sich im vorigen Jahre zu 32,500 Fr., und zwar Beiträge aus Europa 29,800 Fr., Erlös aus der Anstaltsindustrie 1425 Fr. Zu einer landwirtschaftlichen Ansiedlung zwischen Jerusalem und Jaffa, in welcher die der Ökonomie sich widmenden Waisenknaben Ausbildung und Versorgung finden sollen, ist bereits ein Kapital von 58,600 Fr. gesammelt, sodaß die Begründung auch dieser Zweiganstalt unmittelbar bevorsteht. Bemerkens-

wert erscheint mir die Mitteilung des Herrn Schneller, daß den orientalischen Knaben das Lernen leichter wird als die Handarbeit, daß an etwaigem Mißraten eines Knaben meist Scheu vor Handarbeit und mangelnde Ausdauer in derselben, sowie der eingewurzelte Stolz die Ursache seien. Auch in Berut hatte man mich versichert, daß unter den syrischen Landesbewohnern es an Leuten mit Schulbildung nicht fehle, um so mehr aber an geschickten Handwerkern.

Mit Dank für seine Mitteilungen, sowie mit aufrichtiger Verehrung für sein menschenfreundliches Wirken nahm ich Abschied von Herrn Schneller, dem Waisenvater von Jerusalem, und kehrte in das katholische Missionshaus zurück. Außer mir ist hier ein des Französischen kundiger syrischer Kaufmann aus Damaskus eingekehrt. In dem stattlichen, ringsum mit Divans versehenen Fremdenzimmer gehen fortwährend Nabuluser aus und ein, um mit dem Kaufmann Geschäfte zu verhandeln, sodaß es an Gelegenheit nicht fehlt, die hiesigen Bewohner und ihr Benehmen kennen zu lernen. Der Diener des Hauses leidet am Fieber; ich habe endlich Gelegenheit von meinen Chininkapseln Gebrauch zu machen. Die Anwesenden sprechen in wenig anerkennender Weise von den beiden hiesigen Ärzten, die Stadt sei in dieser Hinsicht unglücklich daran.

(53.) Nabulus, 6. Mai.

Dem ursprünglichen Plan gemäß sollten wir heute bis Djennin, halbwegs zum Tabor, gelangen. Da mir aber die Umgebung von Nabulus außerordentlich gefällt, ich mich auch in meiner Herberge sehr wohl befinde und sorgenvoll der Nacht in Djennin entgegensah, so willigte Elias ein, heute hier zu bleiben und morgen mit den ausgeruhten Pferden bis zum Tabor zu gehen. Der Vormittag wurde einer Besteigung des Garisim, 865 Meter hoch, 315 Meter über Na-

bulus, gewidmet; er bildet eine kleine Gebirgsgruppe mit halbkreisförmigem Gipfelplateau, dessen Kulminationspunkt im Osten liegt. Ein verzweigtes Thal zieht gegen Westen hinab. Kleinere Schluchten führen nach allen Seiten; eine solche mündet südlich von und über Nabulus. Durch diese Schlucht, welche zunächst steil gegen Süden emporführt, sich dann mit verminderter Neigung gegen Süd-Ost wendet, stieg ich mit Elias empor. Nachdem wir die Stadt am westlichen Thore verlassen, umgaben uns die herrlichen Baumgärten; da strecken und heben Orangenbäume ihre Äste und Wipfel, mit goldenen Früchten beladen, 10—12 Meter empor. Wohlbewässerte Baumgärten wurden im fernen Orient (Persien) Paradiese genannt und so ging das Wort in unsere Sprachen über. Im Morgenland, wo die Erde — bei uns von Natur gartenähnlich — zur Wüstenbildung neigt, sind Gärten, welche Bewässerung zu ihrer Voraussetzung haben, seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand besondern Entzückens. So hat für den Orientalen der Bericht, daß „Gott der Herr einen Garten in Eden pflanzte" (Mos. 2, 8) noch eine höhere Bedeutung als für uns. Bald blickten wir auf die Stadt hinab, welche mit hunderten von weißen flachen Gewölben über den Wohnräumen, von mehreren höhern Kuppeln und Minarehs überragt, einen sehr interessanten Anblick gewährt. Die Häuser lehnen sich unmittelbar an den Berg, welcher in einer jähen, höhlendurchbrochenen, weit fortsetzenden Felswand abstürzt. Wo die Baumgärten enden und die Felsprofile beginnen, sprudelt die reichste Quelle von Nabulus hervor, dieselbe welche, durch andere Rinnsale vermehrt, jenen Bach „lebendigen Wassers" erzeugt, welcher unfern des Josephs-Grabes und des alten Sychar zur Ebene strömt. Solche reiche Quellen wie diese giebt es nur wenige in Palästina.

Da Christus zwei Tage hier blieb, so ist es wohl mög-

lich, daß gerade diese Wasserströme dem Gleichnis Joh. 7, 38 zu Grunde liegen. Die Thalschlucht, welche sich höher hinauf zu einer Mulde weitet, ist felsig, doch zwischen und auf dem zerklüfteten Kalkstein lagert eine rötlich-braune Erde von großer Fruchtbarkeit. Das Gestein umschließt zahlreiche Nummuliten, welche die Schichten als tiefstes Eocän bezeichnen. Auf dem breiten Bergesgipfel ruhen wohlerhaltene Grundmauern und ausgedehnte Trümmermassen. Von hier liegt 3 Kilom. fern gegen Norden der gleichfalls gerundete Gipfel des Ebal, 924 Meter, den Garisim um 59 Meter überragend, zwischen ihnen die etwa 1 Kilom. breite Thalsohle von Nabulus in einer Seehöhe von ca. 550—570 Meter. Diese Berge und dies Thal waren vor 33 Jahrhunderten Zeugen eines der großartigsten Schauspiele, der Verpflichtung des jüdischen Volkes auf das Gesetz. Getreu dem Befehl (5. Mos. 27, 12. 13) ordnete Josua in die Mitte des Thales die Bundeslade mit den Priestern, am Gehänge „Grissim" die Stämme Simeon, Levi, Juda, Issaschar, Joseph und Benjamin, am Ebal aber Ruben, Gad, Asser, Sebulon, Dan und Naphtali. Dann „ließ er ausrufen alle Worte des Gesetzes" mit ihren Verheißungen und den angedrohten Verfluchungen. Die am Grissim Stehenden mußten Amen schreien, wenn die Verheißung, die am Ebal Stehenden wenn der Fluch verkündet wurde. Wie Abraham den Altar bei Sichem errichtete, so baute Josua, dem Befehl Mose gehorsam, einen Altar aus großen unbehauenen Felsblöcken auf dem Ebal (der Pentateuch der Samariter nennt den Garisim den Berg des Altars), daneben wurden große Steine aufgerichtet, in welche die Gesetze klar und deutlich eingegraben waren (Jos. 8, 30).

Die Berggestaltung bedingte es, daß schon in frühester Zeit ein vielbenutzter Weg aus dem Jordanthal zum Küstenland zwischen Ebal und Garisim hindurchführte und so lesen

wir, daß zur Zeit des Aufrührers und Brudermörders Abimelech, Gideons Sohn, „die Männer zu Sichem einen Hinterhalt bestellten auf den Spitzen der Berge und alle beraubten, die auf der Straße zu ihnen wandelten" (Richt. 9, 25). Nachdem die Juden aus dem Exil zurückgekehrt und der Gegensatz zwischen den mit Heiden vermischten nördlichen und den reineren südlichen Landesteilen schärfer hervortrat, begann jener Zwiespalt zwischen den Samaritern, die auf dem Garisim und den Juden, welche auf dem Moria anbeteten, ein Zwiespalt und ein Haß, welcher Jahrtausende, nachdem beide Tempel zerstört und in Staub zerfallen, fortdauert und wohl bestehen wird, bis der letzte Samariter gestorben. Die Weissagung Christi über die Samariter: „Ihr werdet weder auf diesem Berge (Garisim) noch zu Jerusalem den Vater anbeten" (Joh. 4, 21), ist noch nicht ganz erfüllt. Nahe der Höhe des Berges fand ich den Lagerplatz und die Spuren der Passah-Opfer der Samariter. Die kleine Gemeinde zieht zu Ostern auf ihren heiligen Berg und lagert dort 1—2 Wochen unter Zelten, um nach uraltem Ritus die Opfer zu vollziehen. Die Samariter, einst ein zahlreiches, im Herzen Palästinas wohnendes Volk, welches große Schlachten gegen die Römer schlug, ist jetzt bis auf etwa 30 oder 40 Familien herabgesunken. Dennoch halten sie auf das strengste an ihren Satzungen fest und ziehen noch immer auf den heiligen Berg, während die Juden Moria nicht mehr betreten. Letztere verachteten diese Schismatiker in solchem Maße, daß der Vorwurf, ein Samariter zu sein, in ihrem Munde soviel bedeutete wie „vom Teufel besessen zu sein" (Joh. 8, 48). Im Gleichnis vom „barmherzigen Samariter" wird der Name des Volkes in ehrender Weise bewahrt bleiben für alle Zeiten.

Der Gipfel des Garisim trug im Laufe der Jahrtausende gar verschiedene Bauwerke. Im Jahre 409 erhob sich das

große samaritische Heiligtum, welches Johannes Hyrkanos 120 zerstörte. Wahrscheinlich wurde wieder ein Tempel erbaut, der in den römisch-jüdischen Kämpfen zu Grunde ging. Von einer 474 erbauten Kirche sind, wie von dem umfangreichen Kastell Justinians, nur Grundmauern übrig geblieben. Auch eine kleine Moschee ist schon wieder zur Ruine geworden. Die Samariter haben auf dem Berge keinen Tempel, sondern verrichten ihre Opfer unter freiem Himmel. Die 2—2½ Meter dicken Mauern des alten Kastells sind bis auf wenige Fuß Höhe abgetragen. Auf den alten Steinlagen ziemlich bequem einherschreitend, nahm ich ihre eigentümliche Konstruktion wahr. Sie bestehen aus zwei Reihen von Werksteinen, welche im Innern der Mauer polygonal gehauen und gefügt sind, während die Mauerflächen eben und glatt. Inmitten des großen quadratischen Perivolos erblickte ich ein Oktogon von Grundmauern, die Reste der altchristlichen Kirche. Auch eine anstehende, wenig geneigte Felsfläche nahm ich wahr, welche, ursprünglich wohl in ein Heiligtum hineingezogen, vielleicht als Opferstätte diente. Auf der Area befindet sich eine Cisterne, jetzt mehr einer natürlichen Höhle ähnlich, in welche ein Flurwächter, äußerst dürftig gekleidet, hinabkletterte, um mir in einem dütenähnlich schnell zusammengedrehten Blatt einen Trunk Wasser heraufzubringen. Er wußte das am Wasser in der meinem Auge nicht erreichbaren Tiefe gepflückte Blatt so geschickt zu falten und zu fassen, daß kein Tropfen durchsickerte. Elias hielt dem armen Burschen, welcher hier oben sein Standquartier hat, eine Strafrede, weil er in kläglicher Bedürfnislosigkeit nicht einmal einen Holzbecher besitze. Die hiesige Bevölkerung erduldet lieber große und dauernde Unbequemlichkeiten, als daß sie durch Fortschritt sich das Leben besser und angenehmer gestaltete.

In weitem Umkreis lag das Land vor unsern Augen

da; als wesentlichsten Zug desselben möchte ich bezeichnen die allmähliche Auflösung des Plateaus von Judäa und das Auftreten von Ebenen inmitten des Gebirges. Ein besonderes Interesse bot die gestern durchzogene Ebene Machna, ein Jesreel im kleinen; auch gegen Osten dringt eine smaragdgrüne Fruchtebene in das Gebirge hinein, dem Auge eine Wohlthat in Erinnerung an die Wüsten Judäas. Die Aussicht gegen Norden ist durch den höher aufragenden Ebal teilweise verdeckt. Auch das Thal von Nabulus entzieht sich zur größern Hälfte den Blicken, da das Gebirge in seinem obern Teil in sanfter Wölbung, tiefer hinab in vertikalen Wänden abstürzt. Als wir bergab stiegen, trafen wir einen Knaben, der, von einer ganz felsigen Kuppe des Gebirges herabkletternd, einen Arm voll wilder Gerste mit schweren Ähren gesammelt hatte. Elias erzählte, daß dies Getreide aus Samen entsprossen, welcher sich selbst zwischen den Felsen aussäe und wo nur eine Handvoll der rötlichen Erde vorhanden, trefflich gedeihe. Mein nächstes Ziel war das Quartier und die Synagoge der Samariter im südlichen Teil der Stadt, unmittelbar unter dem Steilabsturz des Garisim. Die ganz schmucklose Synagoge, Knis genannt, umschließt einen sehr einfachen, gewölbten, mit Matten bedeckten Raum. Der Priester, dessen Wohnung unmittelbar an den Tempel stößt, bedeutete mich, die Schuhe an der Schwelle auszuziehen; er zeigte mir dann das von den Samaritern überaus heilig gehaltene, mit samaritischen Schriftzügen geschriebene Exemplar des Pentateuch, auf 3 Rollen gewickelt, in einem Messinggehäuse verschlossen, um welches ein kostbarer grüner golddurchwirkter Stoff geschlagen ist. Dieser Pentateuch umfaßt nach ihrer Überzeugung die gesamte Offenbarung; keines der andern Bücher erkennen sie an. Bei den Samaritern ist, wie überhaupt bei den palästinensischen Juden, die Doppelehe im Fall der Kinderlosigkeit

gestattet. Da der Kahin (Kohen) nur arabisch spricht, so konnte ich mich mit ihm nur durch Vermittlung von Elias unterhalten. Das wenig distinguierte Äußere des Samariters ließ mich vergessen, daß er der Hohepriester einer uralten Glaubensgemeinschaft ist und sich der direkten Abstammung von Aaron rühmt. Da ich der kurzen Dienstleistung entsprechend die Belohnung abmaß, mochte sie wohl nicht allzu fürstlich ausgefallen sein. Kurz, der Hohepriester vergaß nun auch seinerseits die hohe Würde seiner Stellung und gab seinem Unwillen in einer Flut von Worten Ausdruck, welche, mir ganz unverständlich, meinen Dragoman wenig angenehm zu berühren schienen.

In mein Quartier zurückgekehrt, erhielt ich einen Besuch von Herrn Missionar Sallscheer, einem geborenen Württemberger, welcher bereits 20 Jahre in Palästina, davon 16 Jahre in Nabulus thätig ist. — Diesen Brief vertraut Herr Sallscheer dem Postboten an, damit er ihn, gegen ein kleines Trinkgeld, auf der österreichischen Postagentur in Jaffa abgebe. Zwischen Nabulus und Jaffa geht 2 Mal wöchentlich die Post. Nach vielfachen bedauerlichen Erfahrungen übergiebt indes Herr Sallscheer, und so auch andere Bürger, welche ihre Briefe sicher besorgt haben wollen, diese nicht dem Postbüreau in Nabulus, wohl aber zur Privatbesorgung dem Postboten, welcher solche Briefe immer ganz treulichst dem österreichischen Agenten übergiebt. Die größte Schwierigkeit für die Briefpost in den türkischen Ländern ist der Mangel an lesekundigen Boten. So findet ein Austragen der Briefe im allgemeinen nicht statt. Die Herren in Smyrna erzählten mir, daß jetzt in der Türkei der Telegraph vielfach und mit befriedigendstem Erfolge in den Dienst der Briefbeförderung gezogen sei. Nachdem z. B. Herr X. in Aidin an Herrn Y. in Smyrna einen Brief gesandt, schickt er eine Depesche,

welche das bevorstehende Eintreffen des Briefes meldet, zugleich mit der Aufforderung sich auf der Post in den Besitz desselben zu setzen. Diese Aushülfe ist zwar ganz vortrefflich, verteuert aber den Brief etwas, da das Porto 1 Piaster (etwa 18 Pfennige), die Telegraphengebühr 10 Piaster beträgt.

Am Nachmittag traf ich mit dem Pater Präsident und dem Kaufmann im Garten der Mission zusammen. Elias hatte ihnen berichtet, daß ich auf dem Garisim die versteinerten Reste von Seetieren beobachtet. Voll Verwunderung kamen sie, um nähern Aufschluß über diese Sunde zu erhalten. Der Pater wußte sich die Sache als ein Zeugnis der Sündflut schnell zurecht zu legen und fügte hinzu, daß dieser Sund gewiß auch für die Samariter von Interesse sein würde, da nach deren Glauben die Arche nicht auf dem Ararat, sondern auf dem Garisim gelandet sei. — Nabulus ist im heiligen Lande durch seine Seifenfabriken berühmt, es giebt deren nicht weniger als 27. Ich besuchte eine solche und wurde von dem Werkmeister, einem Mohammedaner, in der freundlichsten Weise umhergeführt. Er geleitete mich, stets meine Hand haltend, von einem Teile der Sabrik zum andern, von einem Bottich zum andern. Zum Abschied küßte er meine Hand, grüßte dann in der gebräuchlichen ehrfurchtsvollen Weise, indem er seine Rechte erst auf die Brust legte, dann zu den Lippen, endlich zur Stirn erhob. Ich erwähne dieses geringfügigen Umstandes nur als eines Zeichens zunehmender Toleranz; denn diese Art des Grußes zollten früher die Mohammedaner nur ihren Glaubensgenossen, nicht aber den Christen. Das zur Seifensiederei nötige Öl liefern die Olivenbäume der Umgebung, das Alkali, Pflanzenasche, kommt vorzugsweise aus dem Transjordanlande und namentlich von Damaskus.

Die Hauptstraße des Städtchens wieder durchwandernd,

blickte ich in eine offenstehende, sehr kleine Moschee. Etwa 12 Männer verrichteten ihre Gebete, bald standen sie hochaufgerichtet, bald warfen sie sich nieder, den Boden mit der Stirn berührend. Wieder sich erhebend, sprachen sie murmelnd ihre Gebete, beugten sich und stürzten wieder auf Knie und Angesicht. Diese Stellung der Betenden, mit dem Antlitz auf der Erde, erscheint unsern Augen fremdartig, fast unwürdig. Doch auch Christus betete so, „er kniete und fiel nieder auf sein Angesicht“ (Luk. 22, 4, und Matth. 26, 39). Die Juden pflegten beim gewöhnlichen Gebet aufrecht zu stehen, z. B. der Pharisäer sowohl wie der Zöllner (Luk. 18, 11. 13). „Wenn ihr stehet und betet, so vergebet etc.“, spricht Christus zu den Jüngern (Mark. 11, 25). Nur bei besonders inbrünstigem und feierlichem Gebet warf man sich auf die Kniee, so schon Salomo bei der Einweihung des Tempels, so Daniel zu Babylon (Dan. 6, 10), König Manasse zu Babylon (Man. 11) und Paulus in Milet (Apostelgesch. 20, 36), in Tyrus (21, 8).

Die verschiedenen Religionsgenossen unterscheiden sich auch in der Weise des Betens. Niemals sah ich Mohammedaner so inbrünstig beten wie die Juden am Klageplatz, hingegen zeichnen sich jene durch besondern Anstand und Würde beim Beten aus. Von den Christen kann man begreiflicherweise in dieser Hinsicht nicht viel sagen. Die Scharen der russischen Pilger (ich sah fast nur solche) beten freilich auch sehr viel, doch, so schien es mir, weder mit der Inbrunst der Juden, noch mit der feierlichen Würde der Mohammedaner. Bei diesen ist das Gebet nicht allein Sache des Herzens und des religiösen Bedürfens, sondern auch geboten durch gute Erziehung und gesellschaftlichen Ton. So weit meine Wahrnehmung und Erkundigung reichen, beobachten gerade die durch Bildung und Stellung angesehenen Männer die Pflicht des

Gebetes mit besonderm Eifer, was in Bezug auf die christliche Welt kaum Geltung haben dürfte.

Da die Sonne sich zum Untergang neigte, so eilte ich hinaus zum großen Aschenhügel, welcher durch Aufhäufung der Rückstände der Seifensiedereien im Laufe von Jahrhunderten entstanden ist. Von seinem Gipfel genießt man, da er etwas nördlich der Stadt inmitten beider Berge liegt, eine sehr schöne Aussicht. Gegen Süden zieht sich Nabulus hin in seinen Baumgärten, von vielen Palmen überragt; gegen Norden steigt der Ebal empor. Auch dieser Berg besteht vorzugsweise aus Nummulitenkalk, doch treten an seinem westlichen Gehänge unter den grauen kompakten Kalkbänken weiche Kreidemergel hervor, welche, in Brüchen geöffnet, den Baustein für Nabulus liefern. Ausgedehnte Opuntienpflanzungen bedecken einen Teil des Berggehänges. Viele Familien haben dort Opuntiengärten und ziehen zur Zeit der Reife hinauf; manche lagern dann unter Zelten. Die Sonne ging in wunderbarer Pracht unter, wobei ihre goldene Scheibe die merkwürdigsten Unregelmäßigkeiten und Verzerrungen zeigte, wie ich sie in solchem Maße nie gesehen. Als ich heimkehrte, warteten meiner mehrere Leidende, darunter auch einer, welcher chirurgischer Hülfe bedurft hätte. Es war ruchbar geworden, daß ich gestern eine Chinindosis dargereicht. Ich hatte nicht nur den Schmerz, keinem dieser Ärmsten helfen zu können, sondern vernahm auch, daß der Diener einen neuen Fieberanfall bekommen und sich schlechter befände als gestern.

Spät am Abend traf, vom Tabor kommend, noch ein einzelner Reisender ein, ohne Dragoman, nur begleitet von einem jungen christlichen Angehörigen des Missionshauses auf dem Berge der Verklärung. Es war Herr Giac. Leopardi aus Recanati, Neffe des berühmten Philosophen und Dichters.

Herr Leopardi, welcher vorzugsweise den Denkmälern des christlichen Mittelalters in Palästina sein Interesse zuwendet, gab eine so lebhafte Schilderung der furchtbaren Hitze, die er namentlich in der Ebene Jesreel erduldet, daß ich wirklich der morgigen Tagereise etwas besorgt entgegensehe.

In Sichem, einer seit vielen Jahrhunderten fast ausschließlich von Mohammedanern bewohnten Stadt, erblickte einer der größten christlichen Glaubenszeugen das Licht der Welt. Justinus, der Martyrer, geb. um 100, erlitt den Martyrertod etwa im Jahre 165 unter der Regierung des Kaisers Marc. Aurelius Antoninus.

(54.) Berg Tabor, 7. Mai.

Der heutige Reisetag von 4½ morgens bis 8½ abends erfüllte glücklicherweise die durch Herrn Leopardi geweckten Besorgnisse nicht, wahrscheinlich weil ich gegen Mitternacht reiste, er an einem wolkenlosen Tage gegen Süden. Es war wieder ein schöner feierlicher Morgen, als ich, von Elias begleitet, zunächst nach Samaria (Sebastiye, Sebuste) aufbrach, während der Mukari einen näheren Weg zog. Obgleich meine Begleiter durch das religiöse Bekenntnis geschieden waren, so kam doch, so weit ich bemerken konnte, diese Verschiedenheit niemals zu gegenseitigem Ausdruck. Es geschah wenigstens stets nur in einer dem Mukari ganz unverständlichen, europäischen Sprache, wenn Elias die fehlerhafte Zäumung meines Rosses oder irgend ein Vergessen unmittelbar der Thatsache zur Last legte, daß Hammad nicht an den Erlöser glaube. Die arabische Mundart, in welcher beide Begleiter sich viel unterhielten, wurde meinen Ohren, namentlich wenn der eine vor, der andere hinter mir ritt, oft so unerträglich, daß ich sie flehentlich bitten mußte, ihre Reden zu beenden. An Härte und Mißklang der Gutturaltöne gleicht nämlich jener Dialekt vollkommen dem wegen seiner Euphonie so berüchtigten Schweizer-

deutsch. Der Weg nach Sebastiye zieht zunächst am Rande eines kleinen rauschenden Baches hin, der indes gleich jenem von Nabulus gegen Osten fließenden in den Sommermonaten für Bewässerungen aufgebraucht wird, bevor er eine Meile zurückgelegt hat. Bald öffnet und weitet sich das in manchen Krümmungen zum Mittelmeer ziehende Thal. Hochragende Bergformen, gleich Ebal und Garisim, treten zurück, das Land gestaltet sich zu stets sanftern Hügeln. Am Wege überschritt ich mehrfach die Grenze zwischen Kalksteinen mit bräunlichen Flinteinlagerungen und weißen Kreidemergeln. Wasserreiche Quellen brechen auf dieser Schichtengrenze hervor.

In der schmalen Thalsohle, der wir zunächst in west-nord-westlicher Richtung folgten, sahen wir sorgsam und künstlich angelegte Irrigationsfelder. Es sind Zwiebelbeete, jedes nur wenige Quadratmeter groß, mit kleinen Erdwällen und Kanälen versehen. Da die Zwiebeln hier sehr geschätzt, wird das zur Zwiebelkultur taugliche bewässerungsfähige Land sehr teuer bezahlt. Bald versiegt der Bach und die Irrigationsfelder mit den Küchengewächsen haben ein Ende, doch auch weiterhin ist das Land fruchtbar, wohl bebaut und in zahlreichen Dörfern bewohnt. Bis zu den gerundeten Gipfeln der Berge ziehen die Fluren, während im Thale prachtvolle, uralte Ölbäume stehen. Einige Mühlen, welche indes wegen Wassermangels jetzt schon ruhen, befinden sich hier. Der Mühlstein wird in sehr einfacher Weise durch ein turbinenähnliches Rad bewegt. Nahe dem Dorfe Bet Iba, bei einem auf Bogen ruhenden Mühlenaquädukt, verließen wir das Thal und stiegen eine flache Bergmulde empor zum Dorf Nakura, welches auf einer vom centralen wasserscheidenden Rücken sich abzweigenden Höhe liegt. Wo Fruchtbäume stehen, sieht man auch Türme aus rohen Steinen gebaut. Dort werden zur Zeit der Ernte Bewaffnete postiert.

Großes Interesse gewährten mir die auf dem Felde arbeitenden Landleute, Mohammedaner, lauter wohlgebildete schlanke Gestalten mit bräunlicher Hautfarbe. Besonders sorgfältig werden Haupt und Genick bedeckt und gegen die Sonnenstrahlen geschützt durch ein dickes Tuch, welches weit über den Nacken fällt und von einer zweimal um den Kopf gewundenen, sehr dicken Schnur gehalten wird. Bei der heißen Feldarbeit beschränkt sich die Kleidung auf das Notwendigste. Die Männer tragen ein einziges weißes Gewand, durch einen Gürtel gehalten und beim Pflügen bis zur Hälfte der Oberschenkel aufgeschürzt; die Frauen sind ebenfalls nur in ein einziges langherabfallendes, blaues, kurzärmeliges Gewand gekleidet. Allgemein werden die Arme mit Ringen geschmückt. Gleich den Beduinenfrauen verhüllen die Bäuerinnen ihr Gesicht nicht. In der Nähe von Nakura erreichten wir die Höhe und erblickten den seine nächste Umgebung etwa 50 Meter überragenden schildförmigen Stadthügel der alten Samaria. Der vollkommen isolierte Berg (470 Meter hoch) wird rings umgeben von den Ursprungsthälern des Wadi-esch-Schair („Gerstenthal"). So ist die Lage der alten Hauptstadt, an deren Stelle jetzt eines der elendesten Dörfer getreten ist, eine wahrhaft königliche. Wie treffend bezeichnet Jesaias (28, 1. 4) die Lage der Stadt als „der prächtigen Krone – –, welche stehet oben über einem fetten Thal". Die altberühmte Stadt wurde von Herodes dem Großen zu Ehren des Augustus, Sebaste („Augusta") genannt. Wir stiegen in das den Hügel rings umgebende Thal hinab und wieder etwa 50 Meter hinauf. Auf der alten Area stehend, ermißt man erst die günstige Lage der ehemaligen Stadt. Ringsum wird der Gesichtskreis in der Entfernung von 4–6 Kilom. durch Berge eingenommen, deren Gehänge zahlreiche rundliche Schwellungen tragen. Gegen Westen wird

über niederen Vorbergen hinweg das $4^1/_4$ Meilen ferne Meer sichtbar. Trotz des tiefen Verfalls hat auch hier die Gegend ihre Fruchtbarkeit bewahrt; während in den Thälern und um die Dörfer Baumpflanzungen sich ausdehnen, ziehen die Weizenfluren bis zu den Gipfeln der Hügel hinauf. Der Hügel von Sebastiye erscheint an seinem Gipfel geebnet und an den Gehängen terrassiert zu sein.

Zunächst betrat ich die Johanniskirche, eine der schönsten Kirchenruinen aus der Zeit der Kreuzfahrer. Neben den elenden Hütten der tiefgesunkenen mohammedanischen Bevölkerung erheben sich die ehrwürdigen Überreste. Wer könnte sie ohne Trauer sehen, diese zerbrochenen Mauern und niedergestürzten Gewölbe! Es ist ein dreischiffiger Bau, 50 Meter lang bei 23 Meter Breite. Das Mittelschiff doppelt so breit wie jedes der Seitenschiffe; ein Teil des südlichen ist von den Mohammedanern wieder notdürftig überwölbt und zum Gebetsraum umgewandelt worden, während das Innere der Kirche im übrigen einem wüsten Hofe gleicht. Nahe der Apsis stiegen wir auf wohlerhaltener Steintreppe nieder zu einer in den Kalkfels gehauenen uralten Grabkammer. Dort wird, nachweislich seit den Zeiten des heiligen Hieronymus, das Grab der Täufers verehrt. Diese Krypta wird etwas erhellt durch Lichtlöcher, welche den Boden der Kirche an der Vierung durchbrechen und durch einen kleinen modernen Kupppelbau überwölbt werden.

Wie Christi, so ist auch Johannis Grab leer, da zur Zeit Julians des Abtrünnigen die heiligen Gebeine herausgerissen und zerstreut wurden. Dennoch bleibt die Stätte verehrungsvoller Erinnerung würdig, zufolge den Worten Christi: „Unter denen, die vom Weibe geboren sind, ist kein größerer Prophet denn Johannes der Täufer" (Matth 11, 11; Luk. 7, 28), „ja auch mehr als ein Prophet" (Matth. 11, 9). Aus des

gewaltigen Bußpredigers Munde erschallt zuerst das Wort vom Himmelreich. „Der Prediger in der Wüste" war kein „Rohr vom Winde bewegt" (Matth. 11, 7). Sein Symbol der Seelenläuterung wurde zu einem Sakrament aller christlichen Kirchen. Das Bild von der „Axt schon den Bäumen an die Wurzel gelegt", seitdem in aller Munde, wurde zuerst von ihm gebraucht. — „Ein frommer und heiliger Mann" und zugleich von solcher Klugheit, daß Herodes Antipas, der ihn eingekerkert und wohl verwahrt hielt, „ihm in vielen Stücken gehorchte und ihn gerne hörte". Des Enthaupteten verweslichen Teil holten seine Jünger von Machärus im Transjordanland ab und bestatteten ihn in diesem Grabe. Von Jesu Lippen hörte man kein Trauerwort, doch „entwich er bei Seite an einen einsamen Ort" (Matth. 14, 13).

Damals scheint die Vorstellung eines Hervorgehens der Toten aus den Gräbern, einer leiblichen Auferstehung ganz allgemein geherrscht zu haben, denn Herodes Antipas, obgleich er das blutende Haupt an seinem Geburtsfest gesehen, glaubte unmittelbar nachher (wohl mochte er es wünschen!), der Ermordete sei „von den Toten auferstanden" und thue größere Thaten als zuvor (Mark. 6, 14). Am Grabe des Täufers stehend, bestrebt, aus den spärlichen Nachrichten ein Bild dieses größten Propheten uns zu bilden, wer fühlte nicht mit Schmerz, daß wir eine klare Vorstellung von seiner Persönlichkeit kaum mehr gewinnen können! Auch Obadjas Grab ist hier, wohl würdig dieser Stätte, denn schon er hatte verkündet: „Der Tag des Herrn ist nahe über alle Heiden" (Ob. 15). Ein drittes Grab in der uralten Felsenkammer soll Elisas Gebeine umschließen. Vielleicht sind auch Kreuzfahrerhelden hier beigesetzt, wie man aus den Steinplatten mit dem Johanniterkreuz schließen möchte. Der Anblick des Kreuzeszeichens scheint den Mohammedanern unerträglich

gewesen zu sein, denn sie haben einen der Kreuzesbalken aus dem Relief herausgemeißelt.

Zwischen den jammervollen Erdhütten, die den Namen der stolzen Augustusstadt bewahren, durch die unfreundliche bettelhafte Bevölkerung stieg ich vollends zum Stadtplateau empor, zu den Säulenresten, welche auf einem künstlich geebneten Platze, in Feldern und Baumgärten stehend, wahrscheinlich einst zu dem Tempel gehörten, welchen Herodes der Große hier dem Augustus weihte. Die Säulen-Monolithe, aus Kalkstein der nähern Umgebung gehauen, sind der Kapitäle beraubt und scheinen mit ihren Basen in der Erde zu stecken. So weit man aus den 4—5 Meter hohen Schäften schließen kann, waren diese herodianischen Baue nicht in edlem Stile aufgeführt. Um einen großen Teil des Hügels zogen sich ehemals auf künstlich geebneter Terrasse Kolonnaden, von denen namentlich auf der Südseite noch ansehnliche Reste vorhanden. Im Dorfe selbst finden sich einige Trümmer von Granitsäulen. Welchen empörenden Eindruck mochte der Anblick des dem Kaiser geweihten Tempels auf die Juden machen! Christus mied diese Stadt, welche durch die herodianischen Baue ein heidnisches Gepräge erhalten hatte, ebenso wie Tiberias. Sein Urteil über Leben und Sitten in beiden Städten finden wir Luk. 7, 25. In Bezug auf die Mission unter den Bewohnern Samarias verhielt der Heiland sich zunächst ablehnend (Matth. 10, 5), während er später wiederholt sehr günstig über ihre Berufung redete. Demgemäß verkündete auch Philippus bald nach Christi Tode das Evangelium in Samaria und offenbar mit großem Erfolge (Apstg. 8, 5. 6).

Die Reise fortsetzend, stiegen wir in das gegen Norden den Stadthügel begrenzende Thal hinab und erblickten auch hier am nordöstlichen Abhange des Hügels auf einer künstlich durch Abgraben gewonnenen Ebene mehrere Säulenreihen,

vielleicht einst einem Forum angehörig. Bald hatten wir den Thalgrund (Wadi Schair) erreicht und begannen wieder emporzusteigen. Nördlich des genannten Thales und Sebastiyes zieht sich nämlich wiederum vom hohen Centralrücken gegen die Küstenebene ein Gebirgsast, welcher bei den Dörfern Burka und Sendekumiye überschritten wird. Am Wege stehen zumeist lockere weiße Kalkmergel an. Burka ist ein durch massive große Steinhäuser, freilich zum Teil in Ruinen, ausgezeichnetes Dorf, sich sehr vorteilhaft von dem elenden Sebastiye unterscheidend. Von der Höhe des Kammes genossen wir eine weite Aussicht in das Wadi Massin, eine jener fruchtbaren Thalebenen, welche den Reichtum Samarias und Galiläas bilden. Auf den sanftgeneigten Gehängen liegen mehrere Dörfer, so namentlich uns gegenüber Rame und Anaza. Manche dieser palästinensischen Dörfer kann man leicht unbeachtet lassen, da ihre niedern Stein- oder Erdhütten sich zuweilen nur wenig von der nackten Erde, wie sie auf so weite Strecken bloßliegt, unterscheiden. Wir stiegen in die Thalebene hinab, welche mit einem herrlichen Olivenwald bedeckt ist. Die Ebene, welcher unser Weg gegen Nord-Ost folgt, verschmälert sich in dieser Richtung, die Höhen treten zu einem Défilé zusammen.

Auf einer dem westlichen Gehänge genäherten, fast isolierten Felshöhe erhebt sich die einst fast uneinnehmbare Burg Sanur, in deren Mauern jetzt eine friedliche Dorfgemeinde haust. Das einst stark befestigte Sanur war im Anfange dieses Jahrhunderts Residenz des Scheik Jussuf Dscherrar, unter dessen Botmäßigkeit auch Nabulus eine Zeitlang stand. Vergeblich belagerte der berüchtigte Dschessar Pascha von Akka die Burg; erst seinem Nachfolger Abdallah gelang es mit Unterstützung des Drusenfürsten, des Emir Beschir, die Mauern und Türme zu brechen. — Nordöstlich der Thalenge von Sanur dehnt sich die Ebene wieder zu einer 8 Kilom.

im Durchmesser haltenden, kreisförmigen Fläche aus, welche in der Regenzeit einen See (Merdj el Gharak, „Weide des Einsinkens"), jetzt eine Getreideflur, darstellt. Aus der Ebene ragt eine Hügelgruppe gleich einer Insel hervor. Diese sich verzweigenden, von Bergen umschlossenen Ebenen bilden eine charakteristische Eigentümlichkeit von Samaria und Galiläa. Sänke das Land um etwa 200 Meter, so würde die Küste, welche jetzt vom Karmel bis Jaffa eine gerade Linie bildet, an Buchtenreichtum sich mit den griechischen Gestaden messen können.

Mein Urteil über Palästina und seine Fruchtbarkeit gestaltet sich immer günstiger, je weiter ich nach Norden komme. Der Weg folgt einer Ausbuchtung der Ebene Gharak, welche sich allmählich schluchtähnlich verengt. Nachdem wieder eine Höhe überstiegen, erreichten wir das große Dorf Kabatiye, von reichen Baumpflanzungen umgeben. Nur 3 Kilom. gegen Westen liegen auf einem Hügel unansehnliche Mauerreste, es ist die Ruinenstätte Dothan, in deren Nähe Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde. Die Weidegründe Jakobs, der zu Hebron wohnte, erstreckten sich über Sichem hinaus bis gegen Dothan. Dorthin kam Joseph zu seinen Brüdern im Auftrage seines Vaters. Die Ismaeliter, welche von Gilead nach Ägypten zogen, wählten vermutlich den Weg von Djennin zur Küstenebene, über welche eine uralte Handelsstraße nach dem Nillande führte. Wie zur Zeit der Patriarchen, so sind auch noch heute treffliche Weidegründe in der Umgebung von Dothan, so namentlich in dem Thalgrunde, in welchem wir nun hinabstiegen, um nach Djennin zu gelangen. Hunderte von Pferden und Kamelen werden von fernher in dies Thal, dem auch ein Brunnen nicht fehlt, der trefflichen Kräuter wegen gebracht.

Es war 1 Uhr, als wir, im kräuterreichen Grunde abwärts wandernd, Djennin erreichten. Der Anblick dieses Städtchens ist wirklich überraschend. Zahlreiche Palmen

hoben ihre leicht bewegten Siederkronen in den blauen Himmel. Nächst ihnen erweckten die Opuntien meine Bewunderung; zum ersten Male sah ich sie im vollen Schmuck der gelben Blüten, von denen ich bisher nur einzelne geöffnet erblickt; hier aber prangten die breiten Blätter der 4, ja fast 5 Meter hohen, seltsam gestalteten Pflanzen wie in einem Kranze der lichtgelben Blumen. Auch rotblühende Granatbäume vermehrten diese Pflanzenpracht. Eine starke Quelle, ein vielbeneidetes Gut, entspringt in unmittelbarer Nähe und ist durch das Städtchen geleitet, welches von einem weißen Minareh überragt wird. In dem Kaffeehaus, wo wir 1 Stunde zum Frühstück verweilten, bot sich Gelegenheit, einen Teil der Bevölkerung dieses fast rein mohammedanischen Ortes zu beobachten. Im Gegensatz zu den fleißigen Landleuten zeigten die hier versammelten Männer, wahrscheinlich meist Türken, Indolenz und Trägheit. In der über alle Maßen schmutzigen, nach der Straße offenen Halle, spielten sie, auf ganz kleinen Schemeln sitzend, Domino oder Karten.

Bei Djennin, auf der Grenze von Samaria und Galiläa liegend, betraten wir die berühmte Ebene Jesreel (Esdrelon), durch welche der breite, ganz Palästina bis zum Libanon durchziehende, centrale Gebirgszug unterbrochen wird. Diese große Lücke gestattet zwischen dem Tiefthale des Jordan (bei Beisan oder Skythopolis 120 Meter unter dem Meer) und der Küstenebene von Haifa einen Übergang von kaum 130 Meter Höhe. Während die mindestens 10 Quatratmeilen große Ebene im Westen und Süd-West durch den Rücken des Karmel, im Norden durch das Hügelland von Nazareth begrenzt wird, lagern gegen Osten isolierte kleine Gebirgsgruppen, zwischen denen breite Senkungen zum Ghôr ziehen. Diese Höhen sind Gilboa (Djebel Sakua, 523 Meter) und Djebel Dahi (kleiner Hermon, 553 Meter), endlich im äußersten Nord-Ost die Kuppe

des Tabor, 615 Meter, die bedeutendste Höhe im gesamten Umkreis der Ebene. Diese Berginseln bedingen es, daß die Ebene gegen Osten Buchten aussendet, welche sich dann, über kaum wahrnehmbare Wasserscheiden, gegen den Jordan senken. Jesreel wird durchströmt von den zahlreichen, im Sommer fast gänzlich austrocknenden Quellarmen des Kischon (Nahr Mukatta), welcher durch die Schlucht von Tel-el-Kasis zum Meere fließt. Während die Höhe der Ebene bei der genannten Schlucht kaum 50 Meter erreichen mag, erhebt sie sich an ihrem südöstlichen Rande bis ca. 200 Meter. Äußerst sanfte, dem Auge kaum wahrnehmbare Bodenschwellungen durchziehen die Fläche, welche eine fast ununterbrochene Getreideflur darstellt. Alle Berge, welche den Horizont begrenzen, haben sanfte Formen, nur der Berg des Herabstürzens, 1/4 Meilen südwestlich Nazareth, bildet eine Ausnahme, da er in einer fast lotrechten Felswand abbricht.

Jesreel, Karmel, Gilboa, Tabor, Kischon, welche Erinnerungen rufen diese Namen wach! Auf dieser Ebene, am Fuße des Gilboa, fand die große Schlacht zwischen den Philistern und den Israeliten statt, in welcher Saul und seine drei Söhne fielen (1. Sam. 31, 1). David sang ihnen das Trauerlied (2. Sam. 1, 21—27). Hier kämpfte die Richterin Debora siegreich gegen den Feldherrn der Kanaaniter Sisera (Richt. 4, 1), welcher vom See Merom (Hule) mit 900 eisernen Schlachtwagen in den Kampf gezogen war. Debora singt in ihrem Triumphlied, wie der Bach Kischon, das Wasser Megiddos, die Leichen der Kanaaniterkönige fortgewälzt (Richt. 5, 21). In Zerîn, dem alten Jesreel, zwischen Gilboa und Dahi, war es, wo die Königin Isebel aus dem Fenster ihres Palastes gestürzt wurde (2. Kön. 9, 33). Auf der großen Ebene, der Flur von Megiddo, kämpften Necho, der Pharao von Ägypten, mit Josia, dem Könige von Juda (2. Chron. 35, 22).

Jeremias sang dem durch einen Pfeil zu Tode getroffenen Josia das Klagelied: „Er wird nimmermehr wiederkommen, daß er sein Vaterland sehen möchte“. Die Ebene Jesreel, das alte Gefilde der Schlachten, hatte wohl Hesekiel (Kap. 37) im Auge bei dem erhabenen Bilde seiner Weissagung: „Des Herrn Hand führte mich hinaus und stellte mich auf ein weites Feld (μέγα πεδίον wurde die Ebene Jesreel von griechischen Schriftstellern bezeichnet), das voller Gebeine lag.“ Weissage du, Menschenkind, und sprich zum Winde: „Wind, komme herzu aus allen vier Winden, und blase diese Getöteten an, daß sie wieder lebendig werden!“

Bald blieb Djennin und sein Thal mit den Baumgärten zurück, während vor uns die weite baumlose Getreideflur sich ausdehnte. Wiederum verfiel ich der Täuschung, die Maße dieser einförmigen Ebene und der sie umschließenden sanftwelligen Höhen für geringer zu halten, als sie in Wahrheit sind. Unser nächstes Ziel war Zerîn (12 Kilom. fern, 128 Meter hoch), am nordwestlichen Gehänge der Gilboa-Berge, wohin die Ebene sich von Djennin aus ganz allmählich um 70 Meter senkt. Der Boden derselben ist sehr fruchtbar, wenngleich auch hier, namentlich an ihrem Saume, Steine in großer Menge die Felder bedecken. Diese Fülle von Steinen scheint aber hier das üppige Gedeihen der Feldfrüchte nur wenig zu beeinträchtigen. Es sind ausschließlich Kalksteine, welche ich bis Zerîn sah, weiter gegen Norden mengen sich denselben auch basaltische Bruchstücke bei. Je weiert wir vorrückten, desto mehr entfaltete sich der über 7 Meilen lange Karmelzug, nur mit wenigen höher ragenden Wölbungen. Der Gilboa zu unserer Rechten erhebt sich in mehreren abgerundeten Gipfeln, waldlos und kahl. Fluren ziehen etwa bis zur halben Höhe hinauf; dann treten die Profile des Kreidekalksteins unverhüllt zu Tage.

„Ihr Berge Gilboas,
Kein Tau netz' und kein Regen tränke euch,
Kein Acker trage Hebeopfers Frucht!“
(II. Sam. 1, 21; nach U. J. Seetzens Übersetzung.)

Der Weg, 5–10 Meter breit, auf dem wir uns, den Dahi beständig vor Augen, Zerîn näherten, ist mit Unkräutern, namentlich gelb-, seltener rotblühenden Disteln dicht bestanden, durch welche die Reittiere sich Bahn brechen müssen. Die Fluren sind in Palästina weder durch irgend ein Gehege, noch durch das Rechtsgefühl der Bevölkerung geschützt. Trotz meines Widerspruchs führen Dragoman und Mukari unsere kleine Karawane ohne jedes Bedenken auf weite Strecken durch die schönsten Weizen- und Gerstenfluren, in denen die Pferde nach Herzenslust ihren Hunger stillen. Nicht umfriedetes Eigentum, so scheint es, hat nach dem Rechtsbewußtsein der Bevölkerung keinen Anspruch auf Schonung und Schutz. Dies ist eine der Kalamitäten, unter denen der hiesige Landbau leidet. Zerîn, auf einem flachen Hügel, verrät sich, wie alle Dörfer dieser Gegend, aus der Ferne durch dichte Oliven- und Opuntienpflanzungen, hinter welchen sich oft die niedern Häuser fast verbergen. Die Stätte der altberühmten Residenz mit dem Palast des Königs Ahab und der Isebel lag lange gänzlich wüst und unbewohnt, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Schech aus Samaria hier eine Kolonie gründete und das Dorf wieder aufbauen ließ.

Jetzt öffnet sich ein weiter Blick gegen Süd-Ost, wohin ein breites Thal zur Jordanebene zieht. Wo dasselbe die Tiefebene erreicht, liegt Beisan (Skythopolis). Bis Sulem (Sunem), am Südfuß des Dahi, im Opuntienwalde fast verborgen, hatten wir jetzt nur noch ½ Meile. Hier liegen viele und große Basaltblöcke; die Wohnhöhlen des Dorfes sind zum Teil aus diesem vulkanischen Gestein erbaut. Eine Menge von Kindern sammelte sich – wie gewöhnlich in den Dörfern

des heiligen Landes — mit fürchterlichem Bakschisch-Geschrei. Ein Bauer, seine Frau und Sohn ließen Pflug und Feldarbeit und kamen quer über den Acker gelaufen, um ein Geschenk zu erbitten. Das Volk ist äußerst arm. Wie kontrastiert die armselige Lage des Dorfes zu dem poetischen Zauber, den die biblischen Erzählungen darüber ausgebreitet. Weinberge giebt es nicht mehr in Sunem wie zur Zeit Salomos, und unter den Sunemitinnen möchte man kaum eine finden, die des Lobes von Salomo, der Sulamith gespendet, würdig wäre: „schön wie die Morgenröte"; ein Mädchen, welches den König zu den Worten begeisterte: „Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es alles nichts" (Hoh. L. 6, 9; 8, 7). — Oft zog Elisa auf seinen Reisen vom untern Jordan zum Karmel durch Sunem, wo er bei einer reichen Frau und deren Gatten einkehrte. Sie richteten dem Manne Gottes ein ständiges Quartier her, oben auf dem Dache ihres Hauses, eine kleine bretterne Kammer mit Bett, Tisch, Stuhl und Leuchter. Tisch und Stühle giebt es nicht mehr in Sunem; kleine Kammern aus Zweigen und Laub auf den flachen Dächern sah ich indes mehrfach. Das einzige Kind jener Familie wurde, als es zu seinem Vater und dessen Schnittern ging, vom Sonnenstich befallen. „O mein Haupt, mein Haupt", schrie der arme Knabe und starb wenige Stunden später auf dem Schoße seiner Mutter. Was die armen Eltern empfanden, das ermißt man aus Tobias Worten: „Meine Eltern würden vor Leid sterben, weil ich ein einziger Sohn bin" (Tob. 6, 16). Doch „Liebe ist stark wie der Tod" (Hoh. L. 8, 6); Elisa erwärmte das Kind mit seinem eigenen Leibe, da wachte es auf, sodaß er der Sunamitin sagen konnte: „Nimm hin deinen Sohn" (2. Kön. 4, 36). Auch das Kind der Sidonierin zu Zarpath (Sarafend, zwischen Tyrus und Sidon) war ein

einziger Sohn, – einer Witwe Sohn, gleich dem Jüngling zu Nain. – Nain, aus dessen Thor man einst den Jüngling hinaustrug (Luk. 7, 12), liegt nur eine Stunde fern, am nördlichen Abhang des Dahi. Auch des Schulvorstehers Jaïrus zwölfjähriges Töchterchen war einzig (Luk. 8, 42). So schweben um Sunem und den Dahi liebliche Erinnerungen, zur Tröstung unglücklicher Eltern. Freilich gar wenigen nur ward solch' Glück zu teil, aber den andern bleibt nun doch die Hoffnung.

Kaum ansteigend umging ich den Djebel Dahi, an dessen Fuß ich Basalt (Dolerit) in dichten und schlackigen Varietäten, sowie basaltisches Konglomerat anstehend fand. Diese vulkanischen Massen sind indes auf den Fuß des Berges beschränkt, während das Gebirge selbst aus deutlich geschichtetem Kreidekalk besteht. Auf dem Wege von Djennin her war uns der Tabor stets verdeckt durch den Dahi. Nun endlich öffnet sich, noch 1¾ Meile fern, die Aussicht auf den Berg der Verklärung und die nordöstliche Ausbuchtung der Ebene. Der Tabor, aufgebaut aus Schichten von Kreidekalkstein, erhebt sich, rings isoliert, regelmäßig wie ein Kugelsegment, über die Ebene an seinem Fuß ca. 450 Meter, über die nördliche und nordöstliche, gegen den See Kinneret liegende Hochfläche hingegen nur etwa 400 Meter. Nachdem ich Tabors Waldreichtum vielfach hatte rühmen hören, fand ich mich enttäuscht, da auf der Südseite nur vereinzelte Baum- und Strauchpartieen vorhanden sind. Der Nordabhang ist mit reicherem und mannigfachem Baumwuchs bedeckt, doch darf man sich auch dort keinen hochstämmigen Wald mit geschlossenem Laubgewölbe vorstellen. Die Strahlen der untergehenden Sonne ließen das Relief des Landes auf das deutlichste hervortreten. Wer den Frühlingsschmuck dieser Landschaft im Abendsonnenschein erblickt, der versteht die Worte Ethans,

des Esrahiten (Psalm 89, 13): „Tabor und Hermon jauchzen in deinem Namen“; sowie die Psalmworte (Psalm 96, 12): „Das Feld sei fröhlich und alles, was darauf ist“. Zurückgewandt erblickte ich Nain, neben armseligen Häusern ein kleines weit leuchtendes christliches Heiligtum. Einige Kilom. ferner wird Endor sichtbar am nordöstlichen Abhange des Dahi. Wer kennt nicht die dramatische Scene (1. Sam. 28), in der die Hexe von Endor Samuels Geist vor Saul erscheinen läßt; — wer aber kann das furchtbare Unheil ermessen, welches aus dieser Stelle, sowie aus 2. Mos. 22, 18 erwuchs und die unglücklichen Opfer aufzählen, welche, stets mit Hinweis auf jene Schriftworte, dem Hexenwahn geschlachtet und verbrannt wurden in Jahrhunderten, da man selbst solchen Graus für göttliche Eingebung hielt!

Das Tagesgestirn war gerade untergegangen, als wir am Fuß des Berges im Tabordorf Deburi eintrafen, dessen elende Erdhütten von Ölbäumen, Johannisbrotbäumen und riesigen Opuntien umgeben sind. Vergeblich war unsere Bitte in mehreren Häusern um einen Führer, der uns im unsichern Mondlicht die Wegspur zeige. Da erblickten wir das Licht eines Beduinenzeltes vor dem Dorfe, wandten uns dorthin und fanden den Sohn der Wüste zur Führung bereit. Nur eine geringe Zahl von Familien nomadisierender Araber zeltet noch auf der großen Ebene. Wenn die Bäche versiegen, so lagern sie am Fuß des Gebirgskreises in der Nähe der Quellen. Unsere von zwölfstündigem Reisen ermüdeten Pferde am Zügel führend, stiegen wir, zunächst sehr steil und felsig, empor. Wie erzählt wurde, konnten sich Griechen und Lateiner über die beiderseitigen Beiträge zur Anlage eines Weges nicht einigen, und so führt die Wegspur, namentlich im untern Drittel, unmittelbar über die steilen Felsen hinan. Indes bald war dieser böse Steig überwunden, die Rauheit des Pfades mil-

derte sich; statt des Zwielichts leuchtete das erste Mondviertel. Das blendend weiße Gestein bildete einen wunderbaren Gegensatz zu den dunklen Baumschatten. Nur mit unsichern Umrissen erschienen die fernen Gebirge vom Karmel bis zum Ghôr. Gegen Norden hob sich am nächtlichen Himmel als eine mattweiße Pyramide der Hermon. Einige Lichter deuteten die Lage von Nain und Endor an. Nach 5/4 Stunden erreichten wir die Gipfelfläche, ein elliptisches Plateau, etwa 800 Meter von Osten nach Westen, 200 von Norden nach Süden messend. Wir durchschritten ein Thor in der Umfassungsmauer, deren Trümmer sich rings um den Berg ziehen. Zur Linken ließen wir die griechische Kirche und das Kloster in umfangreichen Gärten, und erreichten, nachdem vier wütend bellende Hunde beschwichtigt, das katholische Missionshaus, wo ich von einem Franziskanerbruder aus Ascoli in der freundlichsten Weise aufgenommen wurde.

Welche Wohlthat ist diese Aufnahme nach einer beschwerlichen Tagereise! In Ramallah und Sichem war ich, dankbar für die Herberge, auf die von Elias mitgeführte Beköstigung angewiesen. Hier aber ergänzt der gute Mönch meine etwas einförmige Mahlzeit durch einige treffliche Gerichte. Ich sitze als einziger Gast in der erleuchteten gewölbten Halle; ein Laienbruder, maronitischer Christ aus dem Libanon, in weißer Ordenstracht, bedient auf das aufmerksamste. Als Fave del Monte Tabor wurde mir eine besondere Schüssel in Aussicht gestellt. Und als sie erschien, wer schildert mein Erstaunen, es war das Lieblingsgericht, die „dicken Bohnen" meiner Heimat!

Im Pilgerbuch stehen viele Namen aus allen Ländern, Namen berühmter, gelehrter und geistreicher Männer. Man liest im Buche auf dem Berge der Verklärung in Prosa und Dichtung manche schöne Worte und hohe Gedanken zum

Ruhme Gottes und des Heilandes, — auch zum Lobe des Autors. Neben so vielen angesehenen Männern hat sich auch, mit etwas unsicherer Schreibung, ein Zöllner (Luk. 18, 10) verewigt, ein deutscher Handwerker, Karl Gottschalk aus Tolkemit, Regierungs-Bezirk Danzig, Westpreußen, mit den Worten: „Herr Jesu Christ, laß mich dich einstens in deiner ewigen Verklärung schauen". — In später Stunde trat ich nochmals in die milde Nacht hinaus. Es war dunkel auf dem Berg der Verklärung, da der Mond untergegangen. „Wolken und Dunkel ist um IHN her." (Psalm 97, 2.)

(55.) Tiberias, 8. Mai.

Als ich erwachte, war die Sonne schon emporgestiegen über den fernen Gebirgen von Hauran. Ein herrlicher Sonntagmorgen auf dem Berge der Verklärung! Wenngleich die Tradition, daß Tabor, der höchste Berg der Umgebung, Schauplatz jenes wunderbaren Ereignisses war, über welches die Synoptiker berichten, bis ins zweite Jahrhundert zurückgeht, so sind doch alle Bibelforscher darüber einig, daß die Erscheinung auf irgend einer anderen Höhe müsse gewesen sein, da der Tabor zu Christi Zeiten eine Stadt trug; der Berg der Verklärung aber, dem biblischen Bericht zufolge („Jesus führte sie beiseite allein auf einen hohen Berg"; Luk. 9, 2), durchaus eine einsame Stätte gewesen sein muß. Kaum ist uns die örtliche Illusion zerstört, so erfahren wir, daß selbst nach der Ansicht mancher orthodoxen Theologen der zweite Brief Petri nicht echt sein könne, sondern erst im zweiten Jahrhundert geschrieben sei, daß also die Worte: „Die Stimme haben wir vom Himmel kommen hören, da wir mit ihm waren auf dem heiligen Berge" (2. Petri 1, 19), wohl nicht von einem Augen- und Ohrenzeugen geschrieben seien. Wie es sich indes mit Petri Briefen verhalten mag: Petri Worte, wie sie uns übereinstimmend von Matth. 17, 4; Mark. 9,

5; Luk. 9, 33 überliefert werden: „Hier ist es gut sein", verkünden auch heute noch lautere Wahrheit.

Ein treffliches Lager mit Vorhängen gegen die Mückenqual, die feierliche Stille, leibliche Fürsorge und jegliche Aufmerksamkeit (stundenlang stand der Libanese hinter meinem Stuhl und schützte mich durch Wehen mit einem Tuche vor der Fliegenpein): fürwahr, der Tabor erscheint wenigstens mir im Lichte der Verklärung. Nachdem er die Messe gelesen, führte mich der Pater auf der ganzen ausgedehnten Bergfläche umher, gleich freundlich wie am Vorabend, obgleich er, da ich nicht in der Messe war, über meine Konfession nicht im Zweifel sein kann. Wo wäre auch Duldung mehr am Platz als hier, da Christus, kurz nachdem er von der Verklärungshöhe herabgestiegen, die Worte sprach: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns!" (Mark. 9, 40.)

Die freieste Rundsicht bietet sich auf der östlichen Seite des Gipfels von einem einzelnen, aufragenden Mauertrumm einer bis auf die Grundmauern zerstörten Kirche, deren Boden vor kurzem zum Zwecke eines Neubaues aufgedeckt worden ist. Da der Berg unmittelbar über dem breiten Senkungsgebiet Jesreel emporragt, so ist die Aussicht wohl die freieste und lehrreichste in Palästina. Gegen Nord-Nord-Ost ragt der schneebedeckte Hermon empor (Djebel esch-Scheikh), der zweithöchste Berg Syrien-Palästinas, 2860 Meter. Wir erblicken sein Querprofil, eine gerundete 3seitige Gestalt, steiler gegen Osten geneigt. Kein Auge, gewöhnt an unsern deutschen Luftkreis, würde die Entfernung auf 12½ Meilen schätzen, so klar erscheint das Lichtbild am Horizont. Die Folge ist, daß der „unnahbare, der heilige" Berg nicht majestätisch, nicht so hoch erscheint, wie er in Wahrheit ist. Gegen Süd-Ost lehnt sich an die weiße Hermon-Pyramide eine ausgedehnte Hochebene, über welche in langer Linie eine Reihe niederer Kegel und Kuppen

aufragt, die Ausbruchspunkte der Basalt- und Lavadecken des Djaulan. Weiter gegen Osten erscheint am fernen Horizont in blauen, fast verschwindenden Umrissen das Plateaugebirge Hauran (Basan). Mehrere scharf gezeichnete vulkanische Kegel unterbrechen die horizontalen Profillinien. An die Landschaft Hauran schließen sich gegen Süd-Ost die Plateaugebirge der Belka, Peträas (Ammonitis und Moabitis). Der südliche Horizont gewährt einen trefflichen Überblick der Berge von Samaria. Über der gemeinsamen Wölbung ragen die einzelnen Gipfel nur wenig hervor. Gegen Westen schließt der Karmelrücken den Gesichtskreis. In nordwestlicher Richtung wird die Fernsicht durch die schöne Berggruppe von Nazareth beschränkt. Während das Städtchen selbst in seiner Thalmulde verborgen bleibt, ziehen zwei Gipfel vor andern den Blick auf sich, der Djebel-es-Sich, 545 Meter, unmittelbar nordwestlich und der Berg des Herabstürzens südlich von Nazareth. Gegen Norden ist, an hohe Berge gelehnt, Safed sichtbar, dessen Namen mit einem der furchtbarsten Erdbeben (1. Januar 1837) verknüpft ist. Als bemerkenswertes Gepräge der weiten Tabor-Aussicht ist hervorzuheben die allgemeine Sanftheit der Bergformen, die weiten horizontalen Dimensionen, im Vergleiche zu denen die Höhendifferenzen nur wenig hervortreten.

Haben wir am Horizont Umschau gehalten, so verweilt unser Blick mit besonderem Interesse auf einigen zu unsern Füßen ausgebreiteten Landschaften. Wer suchte nicht mit Sehnsucht den See Kinneret (Gennezaret), das Galiläermeer! Über die basaltische Hochebene Ard-el-Hammah hinweg leuchtet der blaue Spiegel (815 Meter unter dem Tabor liegend) herauf. Nur der nördliche Teil der Seefläche und das nun menschenleere Gestade von Kapernaum, Chorazim, Bethsaida, Magdala sind sichtbar. Die genannte Hochebene wird über-

ragt durch einen seltsam gestalteten Felshügel, den Berg der Seligkeiten (Karn-Hattin, 362 Meter). — Gegen Süden ragt der schöne Berg Dahi mit den armseligen Dörflein Nain und Endor empor. Die herrliche Ebene Jesreel liegt vor uns ausgebreitet, sowie die beiden breiten Senkungen, durch welche sie sich mit dem Jordanthal verbindet, Wadi Beisan und Wadi Bire. Die große Fruchtebene erschien nicht einförmig, sondern in wechselnden Farben, da sie teils mit grünen Saaten, teils mit schon gelber Frucht bedeckt, teils auch frisch umgebrochen war.

Die wohlbestellten Fluren Jesreels bieten einen erfreulichen Beweis, daß hier, so trostlos in mancher Hinsicht auch die Lage Palästinas sein mag, ein Fortschritt zum Bessern vorliegt. Zu Anfang des Jahrhunderts scheinen große Teile derselben fast ganz ohne Anbau, ein Weidegrund der Beduinen gewesen zu sein. Die Unsicherheit des Landes verhinderte während langer Jahre den Anbau; so erklärt es sich auch, daß die Ebene selbst nur in wenigen armseligen Ansiedelungen bewohnt ist, während zahlreiche Dörfer im Schutze der nahen Gebirge liegen. Schubert, welcher 1836 bis 1837 den Orient bereiste, schildert den Zustand der Ebene mit den Worten: „Jesreel ist ein Feld des Getreides, dessen Samen keine Menschenhand aussät, dessen reiche Ernten keine Schnitter ernten“. Mehemet Alis und Ibrahim Paschas Thatkraft schützten den friedlichen Ackerbauer gegen die Überfälle der räuberischen Nomaden. Selbst noch in den vierziger Jahren war nur ein kleiner Teil der Ebene unter dem Pflug, während jetzt fast alles Land kultiviert ist und bei seiner Fruchtbarkeit die reichsten Ernten liefert.

Zur Verbesserung des Anbaues in Jesreel scheint das großartige Unternehmen eines reichen Griechen, des Bankers Sursuk in Berut, wesentlich beigetragen zu haben. Gemäß

der türkischen Regierungspraxis werden die Steuern der Bezirke gegen eine Pauschsumme verpachtet. Zahlreiche Dörfer der Umgebung hatten sehr bedeutende Steuerrückstände, als 1872 Herr Sursuk gegen Zahlung dieser Summe und unter Verbürgung der jährlichen Steuer das Bewirtschaftungsrecht über die Fluren jener Dörfer und eine Art von Feudalrecht über die Gemeinden selbst erwarb. In dieses Verhältnis traten 20 Dörfer mit einer Bevölkerung von 4000 Seelen und einem Areal von ca. 180 Quadratkilom. Obgleich Herr Sursuk, wie versichert wird, einen außerordentlichen Gewinn aus diesem Unternehmen zieht, so scheint doch auch die Lage der Dörfer im Vergleich zu früher wenigstens nicht gesunken zu sein. Die räuberischen Nomaden sind vertrieben, das Recht des Landbebauers gegenüber dem schweifenden Viehzüchter ist zur Geltung gebracht; die Unsicherheit verschwunden. Freilich ist zu hoffen, daß das Verhältnis nicht zu dem vollkommener Hörigkeit herabsinkt. Den Arbeitsleistungen der palästinensischen Bauern wird von Kundigen (Lieutenant Conder, R. E., Laurence Oliphant u. a.) ein sehr günstiges Zeugnis ausgestellt. Einen bedauerlichen Gegensatz gegen die Fluren Jesreels bildet die große Thalsenkung Beisan, welche von Zerîn gegen das Ghôr zieht. Sie ist von großer Fruchtbarkeit, doch fast ohne jede Kultur. Auch hier könnte ein unternehmender Grundherr, durch Anlage von Kolonien und deren Schutz, sowohl gegen die Beraubung seitens der Beduinen, als gegen die Ausbeutung durch die türkischen Beamten in der segensreichsten Weise wirken, ohne auf eigenen bedeutenden Gewinn zu verzichten.

Während die im gelobten Lande empfangenen Eindrücke fast ausnahmslos uns in die Vergangenheit zurückführen, so scheint die Fernsicht vom Tabor in mehrfacher Weise zu einem freundlicheren Ausblick in die Zukunft zu berechtigen. Die

Ebene Jesreel, von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, bildet das durch die Natur gebotene Durchgangsland zum Jordanthal und zu den transjordanischen Hochebenen von Gilead und Hauran. Diese Länder haben im Altertum eine dichte Bevölkerung ernährt und könnten, da ihre natürliche Beschaffenheit nicht wesentlich verändert, auch heute noch einer gleichen Blüte sich erfreuen. Im Jordanthal können Palmen, Zucker, Indigo, Baumwolle, Reis, Yams etc. gedeihen, in den mittleren Höhen Tabak, Sesam, Ricinus, Orangen, Ananas, Feigen, Granatäpfel und verschiedene Gewürze, auf den Hochebenen (1000 Meter) können über unermessene Flächen hin Getreidefluren sich ausdehnen, Oliven und Reben gedeihen. Die Bodenverhältnisse bieten keine nenneswerten Schwierigkeiten für den Bau einer Fahrstraße vom Hafen Haifa über Jesreel und durch das Thal von Beisan zum Ghôr, von wo das Thal des Jabbok einen allmählichen Anstieg zu den Hochebenen gestatten würde.

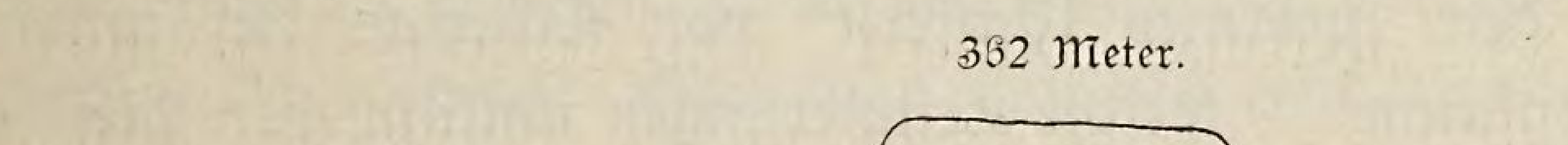
Schnell vergingen die Stunden auf dem Taborgipfel teils in Betrachtung der weiten Landschaft zwischen Karmel und Hauran, zwischen Hermon und den Höhen von Djerasch (Gerasa) und Amman (Rabbat Ammon), teils in Durchwanderung des ausgedehnten Ruinenfeldes, welches den Gipfel krönt. In das Refektorium zurückgekehrt, bot die Betrachtung der an den Wänden aufgehängten alten französischen Karten von Palästina einiges Interesse, da auf denselben die Stellungen der Franzosen und der Türken in der großen Schlacht „am Tabor", 16. April 1799, angegeben waren. Ein französisches Korps von 1500 Mann stand unter Kleber am westlichen Fuße des Djebel Dahi und hielt den Ansturm einer zum Entsatz Akkas von Damaskus her anrückenden türkischen Armee von 25,000 Mann aus, bis Napoleon mit nur 600 Mann erschien und einen glänzenden Sieg erkämpfte,

bei welchem der Kischon die Leichen der Ertrunkenen fortwälzte wie zu Deboras Zeit.

Um die Mittagsstunde verließen wir den Berg und stiegen vorsichtig den felsigen Pfad hinab. Mehr wie am Vorabend konnte ich mich jetzt des Waldes erfreuen, der den Nordabhang des heiligen Berges mit grünem Laubgewand bekleidet. Außer mehreren Eichenarten (Quercus ægilops und Quercus ilex) erblickte ich hier namentlich Terebinthen. Der Berg besteht aus massigen Kalkbänken, welche durch die Verwitterung oft wie zerschnitten sind. — Als wir die Ringmauern durchschritten, begegneten wir einer jener kleinen russischen Pilgerscharen (etwa 20 Personen), wie sie in großer Zahl das heilige Land durchziehen. Auf meine Frage, ob ein Deutschredender unter ihnen sei, meldete sich ein Pilger aus den Ostseeprovinzen; ich erfuhr, daß einzelne der frommen Schar aus Sibirien gekommen. Nachdem wir vom Berg der Verklärung etwa 300 Meter gegen Norden durch lichten Wald hinabgestiegen, befanden wir uns auf einer Vorhöhe, welche sich von dieser Seite an die regelmäßige Bergkuppe anlehnt. Einer anmutigen Thalsenkung folgend, erreichten wir den Khan Tudjar („Khan der Kaufleute"), zwei gewaltige, zertrümmerte Kastelle, in deren Nähe allwöchentlich ein großer Markt abgehalten wird. Die Beduinen aus dem Ostjordanlande bringen Vieh, Milch, Butter, Kali u. s. w. und tauschen dagegen Industrie-Erzeugnisse. Da morgen Markttag ist, so lagerte schon heute eine Karawane dort.

Hier endet der Baumwuchs, eine unabsehbare Getreideflur beginnt. Mit sehr geringer Steigung erhebt sich gegen Nord-Ost das Land, den Hermon und die transjordanischen Höhen verbergend. Bei Kefr Sabt, einer Algerier-Kolonie, verschwinden die Kalkblöcke, zahlreiche Basaltgerölle verraten, daß wir hier die Basaltdecke betreten haben, welche sich gegen

Tiberias ausdehnt und jenseits des Sees eine ungeheure Verbreitung gewinnt. Die Häuser von Kefr Sabt sind schwarze Basaltwürfel mit einer einzigen kleinen Thür- resp. Fensteröffnung. Der Blick vom Tabor auf diese Ebene hatte glauben machen, daß dieselbe sich ohne wesentliche Senkung bis zum hohen Absturz gegen den Kinneret ausdehne; nicht ohne Überraschung nahm ich östlich von Sabt wahr, daß noch ein sehr breites Thal vor uns lag. So entziehen sich selbst große Bodenfalten der weiten baumlosen Flächen in diesem lichterfüllten Lande der Wahrnehmung. Jenes Thal Wadi Bessum nimmt seinen Ursprung am Berg der Seligkeiten als eine äußerst flache Mulde; es ist 2¹/₄ Meilen lang, ³/₄ bis 1 Meile breit und mündet schluchtähnlich in die Jordanebene. Bei Bessum (meine Begleiter hatten den Weg verfehlt, wir waren zu weit gegen Osten gekommen und mußten infolge des einen Umweg von einer Stunde machen) steht Dolerit in mächtigen Felsen an, den ganzen obern Teil des Gehänges bildend, während tiefer hinab weißer, feinerdiger Kreidemergel erscheint. Wir kreuzten nun das Thal; unser Blick ruhte auf dem 8 Kilom. gegen Nord-West entfernten Berg der Seligkeiten, der einzigen schärfer gezeichneten Bergform ringsum



Profil des Bergs der Seligkeiten (Karn Hattin) vom Wadi Bessum (1 Meile fern) aus Süd-Süd-Ost gesehen.

am Horizont. Vom Gebrauch der heißen Bäder von Tiberias zurückkehrend, belebten nicht wenige Reisende zu Kamel, zu Pferd und Esel den Weg. Über die gegen Westen sanft gewölbte, gegen Osten steil abfallende Hochebene Ard-el-Hamma (242 Meter) näherten wir uns nun erwartungsvoll dem See.

Das Plateau bricht plötzlich ab; die herrliche blaue Wasser-

fläche, etwa 420 Meter unter uns, 190 Meter unter dem Meeresspiegel gelegen, wird in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar, ein überwältigender Anblick. Gegen Süden verschmälert sich das Becken und geht allmählich in das Ghôr über, während gegen Norden eine enge Erosionsschlucht sich anschließt, durch welche der Fluß vom Hule (Meromsee, 83 Meter üb. d. Meer) in einer Reihe von Katarakten herabstürzt. Die Umgebungen des Kinneret tragen durchaus einen plateauähnlichen Charakter. Ringsum herrschen horizontale Profillinien. Der Absturz zum See ist am Süd-Ost-Gestade in der Gegend des alten Gamala steil und unvermittelt, während gegen Nord-Ost das Gehänge durch terrassenähnlichen Aufbau eine reichere Gliederung erhält. Am Westgestade treten von Tiberias bis Magdala die Höhen nahe an die blaue Wasserfläche heran, dann weichen sie etwas zurück, die halbmondförmige Ebene Gennezaret freilassend. Über der Jordanspalte erhebt sich der schneebedeckte Hermon, ihm zur rechten eine lange Reihe vulkanischer Kuppen.

Die Schneepyramide des Hermon, die von zahlreichen Kegeln überragte Hochebene Djaulan und Adjlun, das blaue Binnenmeer, der „Weg des Meeres", der einsame Kuppelbau über den „warmen Wassern" von Tiberias tief unten am Küstensaum, — welche Erinnerungen umschweben diese Orte! Von diesem Gestade, von den Hügeln umher ging gleich einem Sonnenstrahl die frohe Botschaft und das neue Leben aus, welches den verfinsterten Erdkreis erleuchtete. Nahe der Nordgrenze des Zwölfstämmelandes erscheint die Umgebung des Kinneret, wo später das „Reich Gottes" verkündet werden sollte, zur Zeit der Einnahme des Landes als Schauplatz großer Kämpfe, von denen das 11. Kapitel Josua berichtet. „Die Könige, welche gegen Mitternacht auf dem Gebirge, auf dem Gefilde gegen Mittag Kinnerets und in den Gründen

und am Meer wohnten, — dazu die Heviter unten am Berge Hermon" — „diese zogen aus mit all' ihrem Heer, ein großes Volk — sehr viele Rosse und Wagen." „Josua kam plötzlich über sie — am Wasser Merom, schlug sie und jagte sie bis zum großen Zidon und bis an die warmen Wasser." Diese Kämpfe müssen lange gedauert und mit größter Erbitterung geführt worden sein (ib. 18, 19). Obgleich die Eroberung vielfach mit einer Ausrottung der Landesbewohner verbunden war, so blieb gerade in diesen Grenzbezirken die Bevölkerung sehr gemischt, wie aus der berühmten Weissagung des Jesaias (9, 1. 2; Matth. 4, 15. 16) erhellt: — — „am Wege des Meeres, diesseits des Jordan, in der Heiden Galiläa. Das Volk, so im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht und über die da wohnen im finstern Lande scheint es helle". Die Umgebungen des schönen Sees, dessen unbewegter Spiegel tief unter uns erglänzt, bilden ja, so darf man sagen, das kleine Reich Jesu, da lag „seine Stadt". Eines „Zimmermanns Sohn" (Matth. 13, 55), er selbst „Zimmermann" (Mark. 6, 3), verließ seine Heimat, Eltern und Geschwister und nahm seinen Aufenthalt in Kapernaum am nordwestlichen Seegestade. Daß die Schönheit dieser Landschaft mitbestimmend bei der Wahl seines Wohnortes gewesen, ist vielleicht eine des Erlösers nicht unwürdige Vermutung. Oder war auch hier jene Weissagung des Jesaias entscheidend, wie Matthäus 4, 14 es ausspricht? Wie oft mag der Erlöser am Ufersaume gewandert (Matth. 4, 18), auf diese Höhen zum Gebet emporgestiegen sein (Luk. 6, 12; Matth. 15, 29); wie oft mögen seine Blicke auf dem blauen Spiegel geruht haben!

Mehrfach schiffte er auch über den See, um das jenseitige, heute nur von schweifenden Beduinen besuchte Ufer zu erreichen. Im Geiste folgen wir der Fahrt seines Schiffes. Um nach Johannes Tode sich stiller Trauer hinzugeben, fuhr

Christus von Kapernaum hinüber „in einem Schiff zu einer Wüste“ (Mark. 6, 32), welche wir am nordöstlichen Ufer, im Basaltgebiet, suchen müssen. Tausende von Menschen folgten ihm nach, ja sie eilten den Schiffenden voran, indem sie zu Fuß die Nordbucht des Sees umgingen und den Jordan durchwateten. Der Schauplatz der Speisung der Fünftausend liegt am Rande des großen Basaltgebiets von Djaulan (Gaulonitis). Große Decken des vulkanischen Gesteins, darunter viele poröse Massen, ziehen sich dort von der Hochebene zum See herab. Mit dieser Bodenbeschaffenheit stimmt auch die Angabe überein, daß „grünes Gras“ zum Lagern vorhanden war. In Bezug auf einen andern Ausflug Christi über den See stimmen die Nachrichten nicht vollkommen überein; während nämlich Matthäus (8, 28) ihn zu den Gergesenern nach der Mitte des Ostufers führt, lassen Markus (5, 1) und Lukas (8, 26) ihn zu den Gadarenern reisen. Gadara liegt 3 Stunden vom südöstlichen Winkel des Sees entfernt, 560 Meter über demselben und durch das tiefe Thal des Yarmuk getrennt. In dieser Gegend wechselt Basalt mit Kalkstein und Mergel. Die Ruinen von Gadara, jetzt Mkes, liegen auf einem Kalkberge, worin zahlreiche alte Grabhöhlen, jetzt teils zu Vorratskammern, teils zu Wohnungen benutzt. Das Leben jenes Wahnsinnigen (Mark. 5, 2), „welcher seine Wohnung in den Gräbern hatte“, würde also sehr gut auf die Umgebung von Gadara passen. An Wildschweinen fehlt es hier nicht. Nach der Ansicht der Christen am Hule (Merom) wurden nämlich durch Christum die Teufel in die wilden Säue gebannt. Der Absturz aber, über den die 2000 Bestien ins Meer stürzen konnten, findet sich nicht bei Gadara, wohl aber bei den Gergesenern, sodaß der bei Matthäus angegebene Schauplatz des Ereignisses (auch dem gläubigsten Gemüt ein Rätsel) wohl als der geeignetere erscheint. Noch in diesem Jahr-

hundert lagen Tobsüchtige im Orient an Ketten, ihr Los das denkbar grauenvollste. Den biblischen Berichten zufolge scheint Wahnsinn zu Christi Zeit im heiligen Lande sehr viel häufiger gewesen zu sein als heute, nicht so in der ältern jüdischen Zeit. Wie langsam sich die Menschheit von dem Wahne befreit, daß Tobsucht durch Dämonen bewirkt werde, lehrt die Geschichte der Gegenwart.

Der Anblick von Tiberias, wohin wir jetzt herabzusteigen beginnen, ist in der That bemerkenswert. Die Stadt, umschlossen von schwarzen Basaltmauern und Türmen, liegt, ebenso wie die gewaltige dunkle Burg an ihrer Nordseite, nach dem Erdbeben von 1837 noch zerbrochen und zertrümmert da. Über den weißen Dachkuppeln und den schwarzen Mauern erheben Palmen ihre gefiederten Wipfel. Alles aber wird überstrahlt durch die ungeheure Masse blauen Lichtes, welche von dem ca. 3 Quadratmeilen großen Wasserspiegel ausstrahlt. Tiberias, jetzt die einzige nennenswerte Ansiedlung am See, wurde durch Herodes Antipas, als Christus ein Jüngling war, im griechisch-römischen Stile erbaut. Der Erlöser scheint sie nicht betreten zu haben, wie sie ja auch von den Synoptikern nicht erwähnt wird. Unser Pfad führt durch hohe Disteln, die überhaupt in Palästina ungeheuer wuchern; sie reichten uns hier bis an den halben Leib. Der Absturz der Hochebene Ard-el-Hammah besteht aus Dolerit und Doleritlava; vielfach wechseln dichte und poröse Abänderungen. An mehreren Punkten des Abstiegs treten unter dem vulkanischen Gestein, welches durchweg eine deckenförmige Lagerung besitzt, weiße Mergel hervor wie bei Bessum. Der Dolerit zeigt mannigfache Absonderungsformen, bald Säulen, bald Platten. Unser Pfad vereinigt sich nun mit dem von Nazareth nach Tiberias. Dort, noch etwa 300 Meter über dem See, liegen um eine Quelle einige Hütten,

Bäume und ein mohammedanisches Grab mit weißer Kuppel, darin ein ewiges Licht. Von hier führt der Weg hinab durch eine steile offene, mit Getreidefeldern bedeckte Thalmulde. Die schmale Ebene vor der Stadt ist wüst, die Mauern zerrissen, das Thor verwahrlost. Beim Eintritt sahen wir uns von Ruinen umgeben, eine Moschee, ein schönes Baudenkmal, zur Hälfte niedergestürzt und geöffnet; in einer kleinen offenen Nebenhalle derselben wird Schule gehalten. So malerisch der Anblick der Stadt von der Höhe, so wenig anziehend ist das Innere. Auf dem Wege zum katholischen Missionshause, Casa nuova, sah ich nur sehr wenig ordentliche Häuser, meist Hütten oder Trümmermassen und Steinhaufen. Die krummen Gassen führen zwischen widerwärtigen, häßlichen Mauern hin.

Da war Eintritt und Aufnahme im Hospiz wieder eine Wohlthat, umsomehr da ich in dem Pater Präsident, Luk. Kelnhofer aus Tyrol, einen ebenso intelligenten als thätigen Menschenfreund kennen lernte. Obgleich ich Steine mitschleppe statt frommer Gegenstände, einen Hammer führe statt des Pilgerstabes, so versicherte dennoch P. Kelnhofer, was ich ihm ja gerne glauben möchte, daß auch diese ungewöhnliche Pilgerfahrt, wegen der vielen Beschwerden, mir dereinst würde als ein nicht geringes Verdienst angerechnet werden. Durch den Mittelgang des Hauses betrat ich sogleich einen kleinen Balkon mit entzückender Aussicht. Unmittelbar vor und unter mir ein wohlgepflegtes Gärtchen mit einer Bewässerungs-Vorrichtung; dahinter kaum 60 Meter fern der See, dessen Gestade belebt von Männern und Frauen, welche Wasser holen. Ungleich der Lauge des toten Meeres ist das Wasser des Kinneret fischreich, süß, das einzige Trinkwasser der Stadt. Ich eilte alsbald an den Strand des durch die heiligsten Erinnerungen geweihten Sees. Ruinen, an denen die Wellen spielten, ragen in die Flut hinein. Mit freundlicher Hülfe

einiger dort weilender Tiberianer kletterte ich hinauf und genoß im Schein der untergehenden Sonne eine herrliche Aussicht über die jetzt so stille Seelandschaft, deren Einzelheiten bei dem tiefen Stand des Tagesgestirns auf das deutlichste hervortraten. Während das Gestade von Gennezaret (das nordwestliche Seeufer) schon im Dunkel lag, strahlten die jenseitigen, 1½ Meile fernen Berge in warmem rötlichem Licht. Der Steilabsturz wird dort durch horizontale Gebirgsprofile gegliedert, zwischen denen verzweigte Schluchten emporziehen. Die lichten Schichten, ohne Zweifel Kreidekalkstein und -mergel, werden durch dunkle Massen von Dolerit unterbrochen, welche an mehreren Punkten bis zum See herabzusinken scheinen und zugleich eine weitverbreitete Decke auf den sedimentären Schichten bilden. Lange nach erglänzte die weiße Pyramide des Hermon.

Im Hospiz erfreute mich P. Kelnhofer nicht nur mit einem guten Nachtmahl nebst Cyperwein, sondern auch durch seine lehrreiche Unterhaltung. Wer würde es bei uns ahnen, daß am letzten Lichtmeßtage (2. Febr.) eine große Zahl, etwa hundert, Mohammedanerinnen aus der Stadt den Präsidenten um die Erlaubnis bitten ließen, die Kirche besuchen zu dürfen! Bereitwilligst wurde die Erlaubnis unter der Bedingung erteilt, daß sie eine ruhige, geziemende Haltung beobachten müßten. Die Kirche war zur bestimmten Stunde nur für die Mohammedanerinnen geöffnet. P. Kelnhofer, damals des Arabischen noch nicht genügend mächtig, bediente sich bei seiner Ansprache eines Gehülfen als Dolmetschers. Er sprach über die heilige Jungfrau, sowie über die Stellung der Mutter und Frau in der christlichen Welt, mit der Hoffnung schließend, daß auch den Zuhörerinnen bald eine gleich würdige Stellung zu teil werden möchte. Mit dem Ausruf „Inschallah" (wie es Gott gefällt) verließen sie das Gotteshaus. Die Moham-

medanerinnen sind vom öffentlichen Gottesdienst ihrer Religion thatsächlich ausgeschlossen. Sie besuchen die Moscheen nicht, ja manche haben nicht einmal die Gebete gelernt.

Auf Grund ähnlicher Erfahrungen und Eindrücke teilt P. Kelnhofer keineswegs die herrschende Ansicht, daß die Mohammedaner einer Bekehrung zum Christentum gänzlich unfähig seien. Noch ist die Zeit nicht gekommen, aber vielleicht ist sie nicht so fern. Das stets wachsende soziale Elend der Mohammedaner fast im gesamten türkischen Reich bereitet möglicherweise die Gemüter vor. In der That scheinen die mohammedanischen Unterthanen der Pforte, namentlich dort, wo die Regierung eine Fremdherrschaft ist, wie in Syrien, es jetzt noch schlechter zu haben als die Raja. Der steigende Einfluß der europäischen Mächte, speziell der Konsulate, der Aufschwung der Griechen, die Fürsorge der Alliance Israélite bedingen es, daß die Raja, die christliche wie die jüdische, immer auf einen Schutz gegen Erpressung oder Gewaltthat hoffen kann bei dem Konsul, dem Bischof oder der Alliance. Niemand aber schützt die mohammedanische Landbevölkerung Syriens vor Gewaltmißbrauch; hierzu kommt die schwere Militärpflicht, welche ausschließlich auf den Mohammedanern ruht. Die Institutionen der christlichen Kirchen erfreuen sich jetzt in Syrien weitgehender Freiheiten und Konzessionen, sodaß in dieser Hinsicht keine Klage laut wurde. Die Klöster sind nicht nur steuerfrei, auch von den für sie bestimmten Warensendungen wird kein Eingangszoll erhoben. Sie sind gleich den europäischen Klöstern in früheren Jahrhunderten Zufluchts- und Freistätten, welche nicht selten von Einheimischen mißbraucht werden. Noch vor kurzem entkam aus dem Gefängnis in Tiberias ein Sträfling und flüchtete, da er sich verfolgt sah, in das Missionshaus. Der Soldat vergaß bei der Verfolgung sich soweit, daß er in den äußern

Klosterhof eindrang. Vor der Schwelle, welche der Delinquent eben überschritten, machte indes der Verfolger halt. Das Eindringen in den Perivolos seitens eines Bewaffneten und der Versuch einer Verhaftung auf dem Gebiet der christlichen Kirche erschien jedoch als eine schwere Gesetzesverletzung, sodaß am folgenden Tage der Kaimakam, um Entschuldigung bittend, im Kloster erschien. Es stand weder in der Macht der Behörde, den Flüchtling im Kloster zu ergreifen, noch konnte P. Kelnhofer, ohne sich schwerstem Tadel auszusetzen, ihn ausliefern. So bewog er ihn, in der Nacht zu entfliehen. Ein Ausbrechen der Gefangenen, bedingt teils durch die schlechte Beschaffenheit der Gefängnisse, teils infolge der mangelhaften Bewachung, ist im Orient sehr viel häufiger als bei uns. Leider hat in jene Gefängnisse die Humanität noch nicht ihren Einzug gehalten, wie dies in den christlichen Ländern der Fall ist. Harte, ja grausame Behandlung der Gefangenen ist eine Überlieferung aus dem Altertum. „Die Seufzer der Gefangenen", „predigen den Gefangenen eine Erlösung, den Gebundenen eine Öffnung" (Jes. 61, 1), solche Worte haben in Schmerz und Tröstung eine Bedeutung, wie wir sie unter der Herrschaft christlicher Humanität kaum ermessen können.

Auch über die Juden, welche mehr als die Hälfte der Bewohner von Tiberias bilden, machte mir P. Kelnhofer interessante Mitteilungen. In der Geschichte des Judentums nimmt die Stadt während mehrerer Jahrhunderte nach der Zerstörung des Tempels und der Austreibung der Juden aus Jerusalem einen hohen Rang ein als Sitz des Sanchedrin und Mittelpunkt des religiösen und wissenschaftlichen Lebens. Hier wurde der Talmud von Jerusalem geordnet. Männer vom höchsten Ansehen bei ihrer Nation lebten und wirkten in Tiberias. Ihre Ruhestätten, unter denen das Grabheiligtum des Martyrers Akiba hervorragt, sind das Ziel zahl-

reicher Wallfahrer. Sultan Soliman erhob einen portugiesischen Juden, Joseph Nassi, zum Herrn von Tiberias, zugleich bestimmend, daß nur Juden in der Stadt wohnen sollten. Später wurde Joseph Nassi Herzog von Naxos und der kykladischen Inseln.

Nach dem Glauben der Juden soll der Messias hier an den Gestaden des Galiläer Meeres erscheinen. Wie zu Jerusalem, so leben auch zu Tiberias die Juden, teils Aschkenasim, teils Sephardim, in treuer strenger Erfüllung ihrer religiösen Pflichten. – Der Oberrabbiner, welcher sich eines großen Ansehens erfreut, feierte vor kurzem die Hochzeit seiner Tochter durch ein großes Fest, welchem sowohl die Spitzen der türkischen Behörden als auch P. Kelnhofer beiwohnten. Nach einigem Bedenken, da das Fest in die Fastenzeit fiel, hatte P. Kelnhofer die Einladung angenommen, um größtmögliches Entgegenkommen gegen Andersgläubige zu bethätigen. Bei dem Feste speisten Juden und Mohammedaner nach orientalischer Weise, während für den Pater Präsident ein Tisch nach europäischem Brauch gedeckt und mit Fastenspeisen reichlich versehen war. Die Braut blieb für die Gäste unsichtbar.

(56.) Nazareth, 9. Mai.

Als ich heute Morgen wieder auf den Balkon der Casa nuova zu Tiberias trat, stieg gerade über dem jenseitigen Plateaugebirge die Sonne empor; der See warf ihr blendendes Licht zurück. – Ohne Verzug brach ich mit Elias auf nach Medjdel (Magdala) und der Ebene Gennezaret. Wir durchschritten zunächst den großen Hof des zertrümmerten Kastells, eine gegen den See abschüssige wüste Fläche, umschlossen von den bis zu den Fundamenten zerrissenen Mauern. Dies trostlose Bild der Verwüstung schwindet indes sogleich, wenn wir, ins Freie gelangt, die Seelandschaft wieder er-

blicken. Schwarze doleritische Felsen treten hier nahe an das Gestade heran. Die Poren und Klüfte des Gesteins sind mit Kalkspat erfüllt. Mehrfach erscheint unter dem Dolerit weißer Kreidemergel. Weiter nördlich von Tiberias hebt die Doleritdecke sich empor, sodaß die Uferhöhen aus Kalkstein bestehen, über welchem das vulkanische Gestein sich ausbreitet. Ein gebahnter Weg ist hier nicht vorhanden, die Pfadspur führt bald durch Distelwildnisse, bald über rauhe Felsen. $3^1/_2$ Kilom. von Tiberias erreicht man eine sehr kleine Küstenebene und unmittelbar an ihrem Südrande, in der Nähe des Meeres, sprudelt eine sehr reiche, laue, schwachsalzige Quelle, welche ein kleines Kulturparadies, Palmen, Granat- und Feigenbäume, eine Getreideflur geschaffen hat. Ein Kilometer weiter treten die Uferhöhen etwas zurück; zwischen ihnen und dem See dehnt sich die Ebene Gennezaret aus (5 Kilom. lang, 2 breit). Über diesen Ufersaum führte seit uralter Zeit der „Weg des Meeres" (Jesaias 9, 1) von Damaskus nach dem südlichen Palästina und Ägypten. Ich erblickte ein mohammedanisches Grab, einige Bäume und die Häuser des Dorfes Medjdel, wenig unsern Vorstellungen von menschlichen Wohnungen entsprechend. Diese armseligen Hütten bezeichnen die Stelle von Magdala, der Büßerin Heimat. Auf der halbmondförmigen, sehr fruchtbaren, reich bewässerten, doch fast ganz unbebauten Ebene findet sich außer den Hütten von Medjdel und dem Khan Minye (10 Kilom. nördlich von Tiberias) an diesem ganzen Gestade kaum eine menschliche Wohnung.

Beim Abschied hatte mir P. Kelnhofer gesagt: „Sie werden nur eine Einöde finden, denn der über die Gennezaret-Landschaft ausgesprochene Fluch hat sich gründlich erfüllt". Es sind die Worte: „Wehe dir, Chorazim! Wehe dir, Beth Saida! — Und du, Kapernaum, die du bis an den

Himmel erhoben bist, du wirst in die Hölle hinuntergestoßen werden!" (Luk. 10, 13. 15.) Chorazin, jetzt Keraze, eine unbewohnte Ruinenstätte, lag, mehrere Kilometer vom See entfernt, in der Richtung gegen Safed; Beth Saida, später Julias genannt, östlich der Jordanmündung; endlich sucht man Kapernaum („Stadt Nahums") auf einer am nordwestlichen Seerande liegenden Strandebene in dem Trümmerfeld Tell Hum, 13 Kilom. von Tiberias, jenseits der Ebene Genezaret, nordöstlich von dieser und geschieden durch ein felsiges Steilufer. Dieser herrschenden Ansicht entgegen verlegt indes Sepp die Stadt Christi nach Khan Minye, also an das nordöstliche Ende der Genezaret-Ebene. Trotz vieler Bemühungen ist demnach die Lage von Kapernaum noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt.

In Kapernaum wohnte Petrus bei seiner Schwiegermutter; Christus heilte sie (Luk. 4, 38; 5, 1), wandelte dann am See und traf Simon und Andreas, die Söhne Jonas' von Beth Saida, sowie Jakobus und Johannes, Söhne Zebedäi und Maria Salomes. Diese beiden Brüderpaare, Fischer, wurden die ersten Jünger Christi, schlichte Männer, welche, den Meister selten verstehend, dennoch berufen waren — so lodernd war das Feuer, welches er in ihnen entzündete — die Welt durch Predigt und Vorbild umzugestalten. In Petri Haus scheint Christus, wenn er nicht lehrend umherzog, Wohnung genommen zu haben. In diesen Städten und ihren Umgebungen waren „die meisten seiner Thaten geschehen" (Matth. 11, 20). Die Predigten und Gleichnisse, deren Worte tönen werden bis ans Ende der Tage, wurden hier verkündet, auf dem See, auf diesen Bergen und Fluren. Ergreifend und erschütternd ist die Totenstille, die Verwüstung, welche über Genezaret, auf den Bergen und dem See ruht, wo einst seine Seligpreisungen, seine gewaltigen Worte von der Liebe

und vom Reiche Gottes, tausenden vernehmbar, ertönten. In diesem ungeheuren Wechsel der menschlichen Dinge berührt es uns tröstlich, in der umgebenden Natur manche Züge wiederzufinden, auf welche Christus in seinen Reden so oft hinwies: „Die Vögel unter dem Himmel" (Matth. 6, 26), „die Lilien auf dem Felde" (Matth. 6, 28), „die Trauben und die Feigen, die Disteln und die Dornen" (Matth. 7, 16), „das steinige Land und der gute Acker" (Matth. 13, 5. 8), „das Rohr, das im Wind hin und her schwankt" (Matth. 11, 7), diese Bilder seiner unvergänglichen Worte und Gleichnisse sind noch vorhanden. So auch die Berge, zu denen er emporstieg, der See, an dessen Ufer er wandelte. Auch die Erscheinungen des Luftkreises gemahnen uns an die heiligen Überlieferungen. Noch jetzt stürzt zuweilen urplötzlich vom Hermon und den hohen umliegenden Plateaus ein Sturm, ein „großer Windwirbel", herab und erregt „einen großen Ungestüm im Meer" (Matth. 8, 24; Mark. 4, 37), wie damals als die Jünger riefen: „Herr hilf uns, wir verderben!" Der von Süden das Thal des Jordan (jetzt von den Arabern esch-Scheria genannt) durchwehende Wind (nach Scheria als Schirocco bezeichnet), der sich durch eine eigentümliche Trübung des Himmels bemerkbar macht, bringt noch heute große Hitze wie damals, als Christus sagte: „Wenn ihr sehet den Südwind wehen, so sprechet ihr: es wird heiß werden, und es geschieht also" (Luk. 12, 55).

In diesem heiligen Bezirk Gennezaret kündigt kein Kirchenbau (wie zu Justini des Martyrers Zeit über dem Hause Petri) eine bestimmte Stätte an, kein Missionshaus, keine Einsiedelei. Selbst fromme Pilger eilen schnell hinweg, denn Fieberluft ruht auf dieser Ebene. Der jetzige Zustand des „Reiches Jesu" scheint uns an das Wort zu gemahnen: „Was suchet Ihr den Lebendigen bei den Toten?" (Luk. 24, 5.) Ver-

lassen, wüst und tot ist die Landschaft, wo das große Wunder der Weltgeschichte, das Leben Christi, sich offenbarte, eines Menschenfreundes heiliges, dienendes Leben, welches, nicht nur die starren Formen des Judentums zerbrechend, alles Edle und alles Ewige desselben zur Vollendung brachte, sondern auch noch nach Jahrtausenden sich als die unversiegliche Quelle bewährt, aus der das sittlich-religiöse Leben der Menschheit fließt und strömen wird, wenn auch die einzelnen Kirchen, ihre Lehren und Dogmen vergangen, ein Leben, welches die Weissagung des Jesaias vollenden wird: „Ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchen" (Jes. 65, 1).

Vom hohen Berge schaut auf die Ebene Gennezaret Safed herab, vielleicht derselbe hochragende Ort, den Christus im Auge hatte, als er sprach: „Eine auf dem Berge liegende Stadt läßt sich nicht verstecken" (Matth. 5, 14). Obgleich noch über 2 Meilen fern, 1035 Meter über dem See, scheint dennoch die Stadt ganz nahe zu liegen. Im 16. Jahrhundert blühte dort eine hochberühmte Rabbinerschule, an welcher die ausgezeichnetsten, aus Spanien und Portugal vertriebenen Männer lehrten. Unfern der Stadt, bei Merom, sind die hochverehrten Gräber Hillels und seiner Schüler. Safed wurde bereits im Jahre 1758 durch ein Erdbeben schwer heimgesucht. 200 Juden verloren dabei das Leben. Unvergleichlich schrecklicher war indes das Erdbeben vom 1. Januar 1837, welches ganz Palästina erschütterte und namentlich auch Tiberias verwüstete. In der einzigen Stadt Safed wurden 4000 Juden und 800 Mohammedaner getötet. Die Häuser der Juden waren an einem steilen Berge übereinander in 20 Straßen erbaut, überragt von einer alten Kreuzfahrerburg, deren zerbrochene Mauern auf die obern Straßen, diese auf die untern niederstürzten, sodaß alles in eine wilde grauenvolle Trümmermasse verwandelt wurde. Tiberias verlor von seinen damals

2500 Bewohnern 700. 18 Tage dauerte es, bis von Berut die erste Hülfe kam. Das Erdbeben von Safed ist eines der furchtbarsten Ereignisse, von denen das Menschengeschlecht heimgesucht wurde[1]). Als ich mich nach Tiberias zurückwandte, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien mit großer Kraft auf den schmalen Uferstrich. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob diese Landschaft schon zu Christi Zeit so furchbar heiß war wie jetzt. In dem von Gebirgen nahe umschlossenen, tiefen Becken (190 Meter unt. d. M.) ist während einer Jahreshälfte die Wärme so intensiv, daß fast jede energische geistige und körperliche Thätigkeit erlahmen muß.

---

[1]) Von Erdbeben hat das heil. Land in alter und neuer Zeit viel gelitten; ihre Verbreitung scheint vorzugsweise längs der tiefen Depression des Ghôr, der Jordanspalte, zu erfolgen. An vielen Stellen der heil. Schrift geschieht der Erdbeben Erwähnung (2. Mos. 19, 18; Richt. 5, 4; 1. Kön. 19, 11; Psalm 18, 8; Ps. 60, 3. 4; Ps. 68, 9; Ps. 97, 5; Ps. 104, 32; Jes. 5, 25; 13, 13; 24, 18. 20; 54, 10; Joel 2, 10; Matth. 24, 7; 27, 52). Während in diesen Stellen nur von Erdbeben im allgemeinen als Zeichen göttlichen Zornes die Rede ist, finden wir an zwei anderen Stellen eines Erdbebens mit Zeitbestimmung Erwähnung gethan. Der Prophet Amos, der Hirte von Thekoa, wurde zur Zeit des Königs Ussias, zwei Jahre vor dem Erdbeben, berufen (Amos 1, 1), ca. 800. Auf dasselbe Erdbeben bezieht sich der Prophet Sacharja 14, 5: „Ihr werdet fliehen, wie ihr vor Zeiten flohet vor dem Erdbeben zur Zeit Ussias, des Königs Judas". Die Erinnerung an dieses Erdbeben klingt auch aus den gewaltigen Prophezeiungen des Jesaias: „Die Fenster in der Höhe sind aufgethan und die Grundfesten der Erde beben". „Das Land wird taumeln wie ein Trunkener; denn seine Missethat drücket es, daß es fallen muß und kann nicht stehen bleiben." Von dem Erdbeben zur Zeit des Königs Ussias berichtet ausführlicher Josephus mit dem Beifügen, daß ein Berg vor der Stadt Jerusalem geborsten und hinabgesunken, die Gärten des Königs dadurch verschüttet worden seien. Ein solches Ereignis schwebte auch dem Herrn vor, als er den Töchtern von Jerusalem ihre zukünftigen Klagen weissagte: „Ihr Berge fallet über uns, ihr Hügel bedecket uns!" (Luk 23, 30; Hosea 10, 8.) Unter den Schreckenszeichen, welche die Zerstörung Jerusalems begleiten sollen, fehlen auch Erdbeben nicht (Matth. 24, 7).

Es war meine Absicht, ohne Verzug nach Nazareth aufzubrechen, indes P. Kelnhofer war nicht gewillt mich so ziehen zu lassen. Es war ein reiches Gabelfrühstück bereitet, bei welchem auch die Petersfischchen[1]) nicht fehlten. Mit lebhaftestem Dankgefühl verließ ich die Casa nuova und den trefflichen P. Kelnhofer. Bevor ich von der Stadt schied, besuchte ich die mohammedanische Schule in der zertrümmerten Moschee. Obgleich die Kuppeln herabgestürzt, Pfeiler und Mauern gespalten, so überrascht auch jetzt noch der Bau durch seine Schönheit. Im Haram befindet sich ein längst versiegter Brunnen. Durch einen Wechsel von schwarzem Basalt und weißen Kalksteinen hat der Baumeister verstanden dem Werk einen besondern Reiz zu verleihen. Es war gerade eine Pause im Unterricht, 16 Knaben und 1 Mädchen in der halboffenen Halle anwesend. Zunächst erhob sich bei unserm Anblick ungeheures Bakschisch-Geschrei. Als verkündet wurde, daß Bakschisch nur als Belohnung für fließendes Lesen würde verliehen werden, zogen die meisten sich etwas beschämt zurück. Nur zwei wurden durch die Mitschüler als fähig bezeichnet, solch' außerordentlichen Ansprüchen zu genügen und errangen die ausgesetzte Belohnung. Unter den Musterschülern war auch das Mädchen, die Nichte des Lehrers, Tochter des Schechs (Vorstehers der mohammedanischen Gemeinde) von Nazareth. In allem Toben der Knaben hatte sie, scheinbar ihre Umgebung nicht beachtend, zur Seite gesessen und halblaut in singendem Tone gelesen, wobei sie den Oberkörper rhythmisch neigte und hob. Wiederholt von den

[1]) Die katholische Kirche zu Tiberias, welche mit dem Missionshause unmittelbar verbunden, ist dem heiligen Petrus geweiht, weil der Sage nach an dieser Stelle der wunderbare Fischzug stattfand. Nach dem Evangelium Johannis fischte Petrus auch noch nach des Meisters Tod im See (Joh. 21, 3).

Mitschülern gedrängt, ließ sie endlich ihr Licht leuchten und las halbsingend durchaus befriedigend. Die schaukelnde Bewegung des Oberkörpers, eine allgemeine alte Sitte in der Schule, scheint als eine Erleichterung beim Lernen betrachtet zu werden. Den Leseübungen folgten einige Schreibversuche. Jedes Schulkind besaß eine Schreibtafel aus dünnem, lackiertem Eisenblech, worauf mit einem Rohr geschrieben wird. Stühle oder Tische giebt es in der Schule ebensowenig wie im orientalischen Hause. Als ich die Schule verlassen wollte, gab es noch eine höchst lärmende Scene, indem schließlich sämtliche Schüler wieder Anspruch auf Bakschisch erhoben; alle drängten in großem Ungestüm auf mich ein und sprangen an mir empor, wobei ihre schwarzen Augen strahlten. Die Tochter des Schechs war inzwischen, nachdem sie die verdiente Prämie empfangen, wieder zu ihren Studien zurückgekehrt. Auf der Matte sitzend, schaukelte sie wieder und lernte ihr Thema ohne aufzuschauen.

Es war Mittag, die Hitze sengend, als wir Tiberias verließen und an der steilen Gebirgswand emporstiegen. Trotz des schönen Sees hinterläßt die Judenstadt einen trauervollen Eindruck. Zwischen Ruinen, in furchtbar heißer, ungesunder Lage, ohne Handel oder Industrie, wohnen hier, nach den alten strengen Vorschriften lebend, mehrere tausend Israeliten, zum größten Teil von Almosen, „das große Licht am Wege des Meeres" erwartend. Nach einer Stunde Ansteigens, stets über Dolerit, befanden wir uns auf dem flachwelligen Plateau Ard-el-Hammah, 400 Meter über dem See. Gegen Norden ließen wir eine äußerst flache Thalsenkung, welche sich weiterhin schluchtähnlich einengt und 1 Kilom. südlich Medjdel in das Seebecken mündet. Am hohen Plateaurande wandten wir unsere Rosse und blickten hinunter auf die stille blaue Flut im tiefen Gebirgskessel, über dessen östlichem Rande

nun wieder die fernen vulkanischen Kuppen von Djaulan sich zeigten[1]). Dann richteten wir Blicke und Gedanken den

[1]) Eine ergänzende Mitteilung über die vulkanischen Erscheinungen des Transjordanlandes dürfte hier ihre Stelle finden. — — An die vulkanische Bildung des Gebiets in Rede erinnern die beiden Namen Basan und Trachonitis. Von Basan, dem Königreiche Ogs (4. Mos. 21, 33; 5. Mos. 3, 1—11), dem heutigen Hauran, leitet sich das Wort Basalt (Basanites) ab. Die Landschaft Trachonitis, jetzt Ledja, 5 Meilen südlich Damaskus beginnend, ein Gebiet von dreiseitigem Umriß, jede Seite etwa 5 Meilen messend, erhielt diesen Namen von ihrer unbeschreiblich rauhen (τραχύς), durch tiefe Spalten und Schründe zerschnittenen Oberfläche. Dasselbe Wort findet sich wieder im Namen Trachyt, nächst dem Basalt das verbreitetste vulkanische Gestein. — Eine der großartigsten vulkanischen Zonen der Erde zieht sich aus den Umgebungen von Damaskus gegen Süden weit nach Arabien hinein. Das Gebiet, welches ausgedehnte, bis 1000 Meter hohe Plateauländer trägt, wird von zahllosen Kratern und Schlackenkegeln durchbrochen und von ungeheuren Lavafluten überströmt. Die bedeutendsten Erhebungen (bis 1782 Meter) liegen im Djebel Hauran, auch Djebel Drus genannt; Alsadanus der Alten. Der Djebel Kleb (1720 Meter) und zahlreiche andere Gipfel sind ausgezeichnete Kraterberge, aus denen große Lavaströme geflossen. Nordwestlich vom hohen Hauran breitet sich die Ledja, eine großartige Decke basaltischer (doleritischer) Lava aus. Dies Land, etwa 12 Quadratmeilen groß, bildet mit seinen Labyrinthen von Spalten und Klippen die unbezwingliche Naturfestung der Drusen. Ibrahim Pascha versuchte 1835 den damals von 800 Drusen verteidigten Landstrich zu unterwerfen, indem er rings um „das rauhe Land" zahlreiche Truppenmassen zusammenzog. Obgleich die Ägypter einige Vorstöße in das Gebiet machten, so mußten sie doch nach einer Belagerung von 11 Monaten und einem Verlust von 25,000 Mann sich zurückziehen. Ebenso vergeblich war einige Jahre später das Unternehmen Mehemet Küprisli Paschas, mit einer Armee von 13,000 Mann, die Drusen der Ledja zur Rekrutenstellung zu zwingen. Obgleich die Zahl der Verteidiger nur 400—500 betrug, so mußten sich die Türken doch nach bedeutenden Verlusten zurückziehen. — Auch Djaulan, die Landschaft östlich und nordöstlich vom Galiläer Meer, besteht durchaus vorherrschend aus doleritischen Laven. Zahlreiche Eruptionskegel stehen, teils einzeln, teils in Reihen geordnet, auf dieser wilden Fläche. — Der Weg von der Ebene Gennezaret nach Baniyas (Caesarea Philippi; Matth. 16, 13; Mark. 8, 27), den auch der Erlöser wanderte, führt 2 Tagereisen über Lavadecken. Die wilden Schlacken und Blöcke geben der Gegend ein überaus abstoßendes

Hügeln von Nazareth zu. Bald kreuzten wir den „Weg des Meeres", der vom Khan Tudjar nach Safed oder zur Jakobsbrücke führt. Viele Reisende kamen uns hier entgegen, jüdische Familien, namentlich unverschleierte Frauen, welche zum Gebrauch der warmen Bäder nach Tiberias zogen. Auf den Reittieren lag zunächst das Bettwerk, dann die übrigen Gepäckstücke, endlich darüber thronte die Reiterin. Elias vertraute mir, daß die Bäder von Tiberias von den Frauen besonders gegen Unfruchtbarkeit gebraucht würden, daß deshalb kinderlose Jüdinnen von fernher kämen. Frauen und Männer waren in bunter orientalischer Tracht. Bunte, schöne Kleider sind heute wie vor Jahrtausenden das Entzücken des Orientalen. Die Kleider spielen in seinem sonst so einfachen, bedürfnislosen Leben eine ganz andere Rolle als bei uns. Von den ungezählten Stellen der Bibel, aus denen die hohe

---

Ansehen und erschweren in hohem Grade die Wanderung. Eine Meile südlich von Banijas liegt der Birket Ram (der See Phiala) ein ausgezeichneter vulkanischer Kratersee, ein Maar, wie wir deren viele in der Eifel besitzen. Er soll 3000 Schritt im Umfang messen und sein Spiegel 45—60 Meter unter dem umgebenden Plateau eingesenkt sein. Angesichts der Krater und Lavaströme im Transjordanlande, wo die Erbteile der Stämme Ruben, Gad und halb Manasse lagen, drängt sich die Frage auf, ob vielleicht die vulkanische Thätigkeit noch in historischer Zeit fortgewirkt habe. Es ist dies in der That wohl glaublich, wie wir aus dem 18. Psalm V. 9 schließen möchten, der die Schilderung eines vulkanischen Ausbruchs, von Erdbeben begleitet, zu enthalten scheint in den Worten: „Die Erde bebte und ward bewegt, die Grundfesten der Berge regten sich und bebten, da der Herr zornig war. Dampf stieg auf und Feuer entbrannte vor seinem Angesicht". Eine Kenntnis von Lavafluten kann wohl auch aus Psalm 97, 5 hergeleitet werden: „Berge zerschmolzen wie Wachs vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens" (vgl. 4. Mos. 26, 10; Ps. 144, 5; Jes. 64, 1. 3). Wenn es selbst jetzt nicht leicht ist in neuern Berichten großer Katastrophen vulkanische Vorgänge und ungewöhnliche Erscheinungen des Luftkreises scharf zu sondern, so dürfen wir wohl auch annehmen, daß vor zwei Jahrtausenden aus beiden Arten von Phänomenen Züge gewählt wurden zu jener Verkündigung der „großen Trübsal" (Matth. 24, 29; Mark. 13, 24).

Schätzung schöner Kleider hervortritt, erinnere ich nur an den bunten Rock Josephs, der die Mißgunst seiner Brüder erweckte (1. Mos. 37, 3), sowie an die erhabene Prophezeiung des Jesaias (61, 1—3), welche „Freudenöl für die Traurigen, schöne Kleider für die Betrübten" verkündete. In seiner Freude über bunte, schöne Kleider bewahrt der Orientale sich einen kindlichen Sinn. Er liebt helle lichte Farben, das Dunkle erscheint ihm unschön, trauervoll, Finsternis ist ihm ein Greuel. „Licht ist dein Kleid", sagt der königliche Sänger; Christus selbst, wenn er einen verzweiflungsvollen Zustand bezeichnen will, spricht von „äußerster Finsternis" (Matth. 8, 12).

Langsam näherten wir uns über baumloses, sanftwelliges, meist kultiviertes Land dem Horn von Hattin, dem Berg der Seligkeiten, welcher 2 Kilom. gegen Norden lag. In weitestem Umkreis zieht diese Höhe, welche ich leider nicht besteigen konnte, durch ihre schroffe Gestalt die Blicke auf sich. Die Legende bezeichnet sie als Schauplatz der Bergpredigt. Am Fuß desselben Berges liegt das Schlachtfeld von Hattin, auf welchem in der großen Entscheidungsschlacht am 3. und 4. Juli 1187 Saladin das Heer der Christen zertrümmerte und der christlichen Herrschaft über Jerusalem ein Ende machte. Der König von Jerusalem, Guido von Lusignan, wurde gefangen, 230 Hospitaliter und Tempelritter auf Saladins Befehl enthauptet. So sind im heiligen Lande die größten Gegensätze enge verbunden, Schönheit und Verwüstung, erhabenste und trauervollste Erinnerungen. Christus, nachdem er, auf einem Berge die Nacht im Gebet durchwacht, wieder vom Berge herabgestiegen war, sah sich von einer großen Volksmenge umgeben, die mehrere Tagereisen weit, einerseits von Jerusalem, andrerseits von Sidon her zusammengeströmt war. Man darf annehmen, daß viele, viele tausende seinen Worten zuhörten. War doch „seine Stimme gewaltig, wie

nie ein Mensch geredet". Dann begann er die Bergpredigt mit den acht Seligpreisungen (Matth. 5, 2). Welch' ein Anblick mag es gewesen sein! – Welch' anderes Bild bot dieses Feld 11½ Jahrhunderte später dar. „Ich selbst ging über den Berg Hattin", berichtete Saladins Emir, „es war mir ein schreckliches Schauspiel. Ich sah abgeschnittene Köpfe, erloschene oder ausgestochene Augen, mit Staub bedeckte Leiber, verrenkte Glieder, abgetrennte Arme, zerspaltene Knochen, zerschnittene Hälse, zerrissene Lenden, Füße, die nicht mehr am Beine hielten, entzwei geteilte Leiber, zerfleischte Lippen, eingeschlagene Stirnen!"

Auf dem Wege zum Dorf Lubiye, in dessen Nähe eine kaum wahrnehmbare Bodenwelle die Wasserscheide zwischen Mittelmeer und dem abflußlosen Gebiet des Ghôr bildet, erfreuten wir uns schöner Fernsichten nach dem Tabor im Süden, dem Berg von Safed, dem Djebel Jebud, 1114 Meter, und Djebel Djermak (westlich Safed; in dem noch wenig besuchten Nord-Galiläa), endlich dem Hermon am nördlichen Horizont. Einem breiten flurenbedeckten Thale, der Ausbuchtung der Ebene Buttauf, folgend, erreichten wir nach vierstündigem Ritt Kefr Kenna an einer sanften Höhe, von gewaltigen Opuntienhecken und Baumpflanzungen umgeben. Sowohl die Lateiner wie auch die Griechen besitzen hier Kapellen und betrachten dies Kenna als das Kana Galiläa" (Joh. 2, 1), wo Christus der Hochzeit beiwohnte, während die Bibelforscher das Kanet-el-Djelil, 1¾ Meilen von Nazareth, am Nordsaume der Ebene Buttauf, für den Ort des Weinwunders halten. In dem neuerbauten kleinen katholischen Gotteshaus fand ich zwei aus dem Venetianischen gebürtige Franziskaner vom Kloster in Nazareth fleißig bei der Arbeit, einen schönen, vor kurzem aus Bayern geschenkten Altar aufzustellen. Die Marmorstücke waren leider auf dem Transport zerbrochen

und wurden nun bestmöglich wieder zusammengesetzt. In den nächsten Tagen sollte von Jerusalem her die „bayrische Karawane“ anlangen, dazu mußte der Altar aufgestellt sein. Die beiden Brüder, deren einer ein Bildhauer, nahmen mich sehr freundlich auf und duldeten nicht, daß ich mit dem Wein unserer Vorräte mich erquickte, ich mußte durchaus von ihrem Wein trinken. In dem nahen griechischen Heiligtum soll einer jener Krüge aufbewahrt werden, aus „welchem der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen“. Der gute Bruder erschütterte indes meinen ohnedies nicht allzustarken Glauben, sodaß ich von der Besichtigung jener Reliquie gern abstand.

Die Sehnsucht nach Nazareth gestattete nur kurze Rast in Kana, trotz der freundlichen Einladung der Brüder zu längerm Verweilen. Der Weg wendet sich zunächst gegen Süden; das Dorf el Mesched bleibt zur Rechten auf einer Höhe liegen; über einen kleinen Paß wurde das Dörfchen Rene erreicht, wo wir aus einem neuen katholischen Missionshause Gesang von Kindern hörten. Zu großem Gewinn der armen arabischen Bevölkerung wetteifern alle Konfessionen den durch die Überlieferungen geheiligten Orten die Segnungen von Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art zuzuwenden. Noch war eine sanftgewölbte Höhe von weißem Kreidemergel zu überschreiten, dann lag, von schöngeformten Hügeln rings umgeben, die Thalmulde von Nazareth vor uns. Sie zieht zunächst von Nord-Ost nach Süd-West, wendet sich dann gegen Süden und Süd-Ost, um als enge Schlucht in die große Ebene Jesreel zu münden. Der Thalboden ist nur schmal und sanftwellig. Der wohlgebaute Flecken liegt amphitheatralisch am westlichen Gehänge, überragt vom Djebel-es-Sich (545 Meter über dem Meer, etwa 120 Meter über Nazareth). Die weißen wohlgebauten, mit vielen offenen

Bogen und Schattendächern versehenen Häuser steigen hoch an den Hügeln hinauf. Öl- und Feigenbäume schmücken in nicht geringer Zahl die teils aus weißen lockern Mergeln, teils aus Kalkstein bestehenden Gehänge. Durch Größe und Schönheit ragt unter den Gebäuden das hochliegende neue englische Mädchenwaisenhaus hervor.

Vorbei am Marienbrunnen, der einzigen Quelle des Fleckens, und an der halbunterirdischen Verkündigungskirche der Griechen, gelangten wir zum lateinischen Pilgerhaus, dem gegenüber der stattliche Baukomplex der katholischen Verkündigungskirche und des Klosters sich erhebt. Auch hier wurde ich auf das freundlichste vom Pilgerbruder, einem Italiener, begrüßt. Nachdem er mir einen Willkomm-Trunk gereicht und ein Zimmer angewiesen, geleitete mich der freundliche Greis zu den heiligen Stätten. Die Lateiner sind glücklich und stolz, daß hier fast alle Orte heiliger Erinnerung in ihrem Besitz sind: die „Werkstätte", die „Mensa", die „Synagoge" und vor allem die Stätte der Verkündigung. Letztere freilich glauben auch die Griechen in ihrer Gabrielkirche zu besitzen. Das katholische Gotteshaus, von hohem Perivolos umschlossen, ist recht stattlich, reich an edlen Bausteinen. Wie in Bethlehem, so befinden sich auch hier die Heiligtümer in Krypten unter der Kirche. Ich stieg auf schöner Marmortreppe hinab, gelangte in die Engels-, dann in die Verkündigungskapelle, in der die Worte zu lesen: «Hic verbum caro factum est». Hier soll das Haus der Maria gestanden haben, welches der römischen Kirche zufolge am 10. Mai 1291 zunächst nach Tersato in Dalmatien, von dort nach kurzer Rast gen Loreto getragen wurde. In der Kapelle ist der Standort der heiligen Jungfrau durch die berühmte schwebende Säule bezeichnet. Es ist ein an der Decke haftendes Säulenstück aus orientalischem Granit. Christen

und Mohammedaner, sonst im Glauben so getrennt, sollen vielfach in der Verehrung dieses Schwebewunders eines Sinnes sein.

Mein Begleiter führte mich ziemlich schnell an dieser Wunderstätte vorbei und so gewann ich den Eindruck, als ließe man das Wunder jetzt auf sich beruhen. — Solche Wunder, Mysterien, Vorstellungen können auf einer gewissen Bildungsstufe nicht direkt überwunden werden, auch wenn man tausend Beweise gegen sie geltend machte. Nach einigen Jahren, Jahrhunderten oder Jahrtausenden verschwinden sie von selbst mit dem Kulturfortschritt der Menschheit. Man spricht nicht mehr von der schwebenden Säule, man spricht nicht mehr von Dämonen, und so verschwinden diese Wahngebilde eines verirrten Glaubenslebens, um reinern Vorstellungen Platz zu machen. An die Verkündigungs- schließt sich die Josephskapelle, über deren Altar ein schönes Bild mit den Worten: «Hic erat subditus illis», Luk. 2, 51. — Aus diesen halbunterirdischen Räumen stieg ich zur Dachterrasse empor, welche einen trefflichen Blick über das Städtchen und seinen Hügelkreis gewährt, ein zwar eng begrenztes aber ungemein freundliches Bild, die weißen wohlgebauten Häuser, die lichten Hügel (Kreidemergel und Kalkstein), welche der Vegetation nicht entbehren. Man könnte sich in einem ganz geschlossenen Thalkessel wähnen, so enge und gewunden zieht das Thal zur Ebene Jesreel, welche an einem beschränkten Punkte über den nähern Höhen herübersieht. Das Dach der Kirche ist so gebaut, daß alles Regenwasser in die Cisterne fließt. Im Klosterhof steht eine erst vor wenigen Jahren ausgegrabene prächtige Granitsäule, welche ohne Zweifel, gleich andern Säulen aus demselben edlen Stein, einst die Basilika der Kaiserin Helena schmückte. In dem wohlgepflegten Klostergarten erhebt sich eine schöne Palme.

Wir begaben uns nun zur sogenannten Werkstatt Josephs und zur Mensa Christi, Kapellen, deren eine die umgebaute Tischler-Werkstatt sein soll, die andere einen mächtigen anstehenden Kalkblock von annähernd rektangulärer Form umschließt, an dem Christus mit den Jüngern gespeist haben soll. Viel ehrwürdiger wie diese beiden Stätten, deren Beglaubigung nur wenige Jahrhunderte zurückgeht, ist die „Synagoge", welche wenigstens bis ins 6. Jahrhundert verbürgt ist. Hier, so dürfen wir annehmen, ereignete sich jener von Lukas so anschaulich geschilderte Vorgang. Jesus erscheint nach seiner Gewohnheit in der Synagoge. Hier konnte jeder das Gebet sprechen, aus den heiligen Bücherrollen vorlesen und erklären. Jesus erhebt sich und will lesen; da wird ihm das Buch des Propheten Jesaias gereicht, er rollt es auf, findet und liest jene berühmte Stelle 61, 1. 2, setzt sich wieder und beginnt dann seine Rede mit den Worten: „Heute ist diese Schrift erfüllt worden vor euren Ohren". — Wer könnte den großen Propheten lesen, ohne bei ihm die Ideen zu finden, welche sechs Jahrhunderte später durch Den, welchen der Prophet im Geiste schaute, so herrlich ausgestaltet wurden! Etwa um die Zeit der Gründung Roms hören wir das Wort von dem „Grundstein, dem köstlichen Eckstein" (28, 16). „Du Herr bist unser Vater; von alters her ist das dein Name" (64, 16). Wir hören „die Stimme des Predigers in der Wüste" (40, 3). Das Bild „vom guten Hirten, der die Lämmer in seinen Armen sammelt" (40, 11). Die Verkündigung „eines neuen Himmels und einer neuen Erde" (65, 17). Der Gott, der den Jesaias begeisterte, ist der Gott der Christenheit, der Erbarmer, dessen Gnade nicht weicht, wenn auch „Berge weichen und Hügel hinfallen" (54, 10), der „die Elenden ansieht, die zerbrochenen Herzens sind" (66, 2), der verspricht „die Thränen abzuwischen von allen Angesich-

tern" (25, 8). Er ruft: „Hier bin ich!" auch zu denen, „die nicht nach ihm fragten und ihn nicht suchten" (65, 1).

Die zunehmende Dunkelheit gemahnte an die Rückkehr ins Pilgerhaus, wo ein gutes Nachtmahl meiner harrte. Der Pilgerbruder bediente selbst, setzte sich dann zur Unterhaltung nieder. Ich erfuhr, daß man nicht nur im Kloster, sondern in der gesamten katholischen Christenheit Nazareths sehr betrübt sei durch die getäuschte Hoffnung, einen mit Freuden erwarteten hohen Herrn in der Kirche begrüßen zu können. Das schöne Gotteshaus war auf das prächtigste geschmückt, die gesamte Geistlichkeit stand zum Empfang bereit, die Kinder hatten die betreffende Nationalhymne gelernt. War doch seit Kaiser Friedrichs II. Zeiten ein so hoher Herr nicht in Nazareth gewesen. Nur 100 Meter vor der Kirchenthür stieg der von mehreren Paschas begleitete Prinz vom Pferde, ließ Priester und Kinder stehen, wandte sich zu seinen Zelten und schickte seinen Adjutanten mit der Meldung, er sei «indisposto». «Indisposto» wiederholte der Bruder mit unnachahmlichem Ausdruck von Betrübnis und Zweifel. „Er hat uns nicht nur betrübt, er hat das Ansehen aller Christen von Nazareth geschädigt. Die Mohammedaner werden sagen, wie könnt ihr für eure Kirche und euren Glauben Achtung von uns verlangen, wenn ein so hoher Herr eures eigenen Glaubens die Kirche nicht betritt." Und wie sticht ab gegen ein solches Versäumnis der Mohammedaner Achtung vor ihren Moscheen. Jeder höhere mohammedanische Würdenträger, welcher nach Nazareth kommt, begiebt sich zunächst in die Moschee zum Gebet. Mit dem Worte «Pazienza, Pazienza» schloß der Pilgerbruder seine Jeremiade.

(57.) Karmel, 10. Mai.

Bevor ich Nazareth verließ, bestieg ich den Djebel-es-Sich, der gegen Nord-West den Flecken überragt. Nach Luk.

4, 29 („sie führten ihn auf den Kamm des Berges, an dem ihre Stadt gebaut ist, um ihn hinabzustürzen") ist hier der „Berg des Herabstürzens" zu suchen, nicht aber, wie die Tradition will, 3/4 Stunde gegen Süd-West entfernt am Wege gegen Djennin, wo allerdings hohe, zum Teil überhängende Felsen das Thal einengen. Der Djebel-es-Sich scheint jetzt allerdings keine schroffen Felswände darzubieten. Solche können aber vorhanden gewesen und durch den angelagerten Schutt der Jahrtausende verdeckt worden sein. In einer halben Stunde war ich auf dem sanftgewölbten Gipfel. Der nähere Blick hinab auf den schönen stattlichen Flecken und den Hügelkreis ist ungemein freundlich, während die Fernsicht, weit und umfassend, die Gedanken in zeitliche und räumliche Fernen leitet. Vor mir lag die Ebene Jesreel, das Gefilde der Schlachten, begrenzt durch den Karmelzug, dessen fast ebene Kammlinie unfern Megiddo durch einige schärfer ausgeprägte Höhen überragt wird. Gegen Westen reicht die Aussicht bis zur schönen Bucht von Haifa und Akka, gegen Osten weit über die Tiefe des Ghôr, zu den Hochebenen von Djaulan und Adjlun. Der Gipfel des Tabor, 1 1/4 Meile gegen Osten entfernt, schaut über die nähern Hügel hinweg. Gegen Norden breitet sich die Ebene Buttauf (Sebulon) aus, weiter hinaus das wenig durchwanderte Gebirgsland von Nord-Galiläa. Über den ragenden Höhen von Safed und den Djebel Djermak, welche 1000 und 1200 Meter erreichen, erhebt der Hermon sein beschneites Haupt.

Wer könnte zweifeln, daß Christus oftmals auf dieser Höhe stand und daß der Fernblick von hier auf die Seele des an Weisheit zunehmenden Jünglings (Luk. 2, 52) mächtig einwirkte! Der Freund der Berge (Matth. 5, 1; 15, 29; 17, 1; Luk. 6, 12; Joh. 6, 3. 15) erblickte von hier den „Gottesberg" Karmel, wo vor neun Jahrhunderten Elias gewohnt,

das Meer und die Schiffe der Tyrier, „deren Kaufleute Fürsten und deren Krämer die Herrlichsten im Lande waren" (Jes. 23, 8). Das Schlachtgefilde weckte die Erinnerungen an große Entscheidungen der jüdischen Geschichte. Dort bei Megiddo erschossen die egyptischen Schützen vor 640 Jahren den König Josias; Debora erkämpfte hier den großen Sieg über die Kanaaniter. An jenen Höhen war vor tausend Jahren Saul erschlagen worden. An noch fernere Zeiten der jüdischen Geschichte gemahnten die in blauer Ferne am südöstlichen Horizont hinziehenden Höhen, die Hochebenen von Rabbath-Ammon. Dort war ja der Schauplatz der großen Siege der Israeliten über den König Og von Basan. Dort im Transjordanlande hatte Moses „das vornehmste Gebot" ausgesprochen: „Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen" (5. Mos. 6, 4. 5) und die große Weissagung verkündet: „Ich will einen Propheten, wie du bist, erwecken aus ihren Brüdern und meine Worte in seinen Mund geben; der soll zu ihnen reden alles, was ich ihm gebieten werde" (5. Mos. 18, 18). Mit ihrem Schauplatz mußten auch Moses und Elias Worte und Thaten vor des Jünglings Seele stehen.

Leider war mir nicht vergönnt den evangelischen Pfarrer, Herrn Huber, in Nazareth kennen zu lernen, da er, krank daniederliegend, mich nicht empfangen konnte. Der Weg nach Haifa führt am südlichen Abhang des Djebel-es-Sich, nicht sehr viel unter seinem Gipfel hin. Links öffnet sich zu unsern Füßen ein Thälchen, Omegbey genannt, welches wohlbewässert ist, wie die herrlichen Baumpflanzungen und die Palmengruppen beweisen. Die Örtlichkeit gleicht einem kleinen Paradies. Das Thälchen erscheint wie geschlossen, ein kleines Abbild der Thalmulde von Nazareth. Die Höhen

bestehen hier aus weißen feinerdigen Kreidemergeln. Der Weg war vor kurzem für die Reise des hohen Herrn ausgebessert worden, sodaß er zur Not wieder fahrbar war. Es ist eine uralte Sitte im Orient für die Reise hoher Personen die Straße auszubessern, sie namentlich von den Steinen zu befreien. Diese Sitte diente dem Täufer im Anschluß an Jesaias als Bild: „Bereitet dem Herrn den Weg, und machet richtig seine Steige" (Matth. 3, 3; Jes. 40, 3). „Bereitet dem Volk den Weg, machet Bahn, räumet die Steine auf" (Jes. 62, 10).

Sanft und unbestimmt verläuft gegen West-Süd-West das Hügelland von Nazareth in die hier gleichfalls zu leichten Bodenschwellungen sich erhebende Ebene, welche unsern Jeda erreicht wird. Bei einer Wendung sah ich unerwartet eine Frau am Wege stehen; ein großes schweres Bündel, welches sie bis hierhin geschleppt, lag neben ihr. „Ach, Ew. Gnaden", rief sie in klagendem Tone aus, „wie weit ist es noch nach Nazareth?" Die Pilgerin war aus Oberösterreich, sprach kein Wort einer fremden Sprache und pilgerte in Erfüllung eines Gelübdes. — Der langgestreckte Karmelzug erhebt sich nun steil aus der Ebene empor, nahe vor uns. Man erkennt auf das deutlichste die fast horizontal verlaufenden Profillinien der Schichten, welche, entsprechend der Gebirgsrichtung, gegen Nord-Nord-West streichen und sanft gegen Westen fallen. Lartet bezeichnet den Gebirgszug, den er indes selbst nicht besucht habe, auf Grund einer Angabe Bellardis als Nummulitenkalk. Es sind wahrscheinlich die obern Kreideschichten, wie sie am Garisim anstehen.

Bevor wir in die Küstenebene von Haifa gelangen, haben wir ein niederes Hügelland zu überschreiten, welches, die Ebene Jesreel gegen Nord-West begrenzend, vom Flusse Kischon in einer engen Schlucht durchbrochen wird. Jene Hügel sind

mit dickstämmigen, knorrigen Eichen (Quercus Aegilops und Quercus esculus) bestanden, welche zuweilen zu Waldpartieen zusammentreten.

Von den Hügeln herabsteigend, berührte unser Weg das Dorf Harithiye, wahrscheinlich das „Haroseth der Heiden", (Richt. 4, 2), wo der Feldhauptmann Sisera wohnte, den Barak und Debora überwanden. Dem flüchtigen, schutzflehenden Feldherrn schlug, da er in der Hütte todmüde entschlummert war, Jael einen Nagel durch die Schläfe. Verruchte Unthaten weist auch die Geschichte anderer Völker leider in Menge auf. Eine solche Greuelthat aber, wie die schmähliche Ermordung eines Schutzflehenden durch die Dichtkunst zu verherrlichen, wie es durch Deboras und Baraks Triumphlied geschah (Richt. 5) — aufgenommen in die heiligen Bücher der Juden —, solch' eines Frevels hat die Litteratur keines andern Volkes sich schuldig gemacht.

Bald öffnet sich der Blick auf die Küstenebene, den Golf und den Palmenwald von Haifa. Nachdem der Kischon in einer Furt passiert, nähert sich der Weg dem steilen, höhlenreichen Gehänge des Karmel, an dessen Fuß die Dörfer Djadjur und Beled-es-Schech liegen. Beide sind von Baumpflanzungen umgeben, über welche einzelne Palmen hoch emporragen. Auf den Häusern waren kleine Laubhütten errichtet, wahrscheinlich um sich kühler Nachtruhe zu erfreuen. In der Ebene sah ich mehrere Männer, deren germanischer Typus sie gar sehr von den Landesbewohnern unterscheidet, beschäftigt einen Wagen (das erste Gefährt, welches ich seit Jerusalem sah) mit Heu zu beladen, Württemberger von der Tempel-Kolonie in Haifa. Sehr erfreut über deutschen Gruß, teilten sie mir mit, daß sie den Weg fahrbar gemacht und hier zuerst Räderfuhrwerke zur Landwirtschaft benutzten. Das Heu, welches sie in dieser Niederung des Mukatta

(Kischon) sammeln, sei früher ganz unverwertet geblieben. Die wackern Männer forderten mich auf, die Kolonie zu besuchen. – Wir näherten uns nun der schönen Bucht von Haifa, deren Küstenlinie östlich der Stadt durch hunderte von Palmen bezeichnet ist. In solcher Zahl hatte ich diese Kinder des Südens noch nicht gesehen. Bald umgaben uns die Baumpflanzungen, die Agrumigärten von Haifa. Wir hielten uns in der Stadt, deren Äußeres den günstigen Einfluß der nahen deutschen Kolonie verrät, nicht auf, passierten den Bazar in einer mit Strohmatten überspannten und beschatteten Straße und befanden uns alsbald in der Tempel-Kolonie, welche, 1 Kilom. gegen Nord-West ca. 70 stattliche Häuser zählend, von blumenreichen Gärten umgeben, einen überaus wohlthuenden Eindruck macht. Die Häuser, meist nach alter guter Sitte einen schönen Spruch-Segen tragend, bilden zwei ländliche Straßen, von denen die eine parallel dem Karmelzug und dem nahen Strand gegen Nord-West, die andere normal dazu gerichtet ist. Wo beide zusammenstoßen, liegt der treffliche Gasthof des Herrn Kraft.

Am Fuße des heiligen Karmel wie wohlthuend empfand ich deutsches Hauswesen! Auch erhielt ich erfreulichen, mehrfach bestätigten Bericht über den Zustand der etwa 400 Ansiedler, welche selbstverständlich nicht türkische Unterthanen geworden, sondern unter dem Schutz und der Jurisdiktion des deutschen Konsulats stehen. Das Wort „Aller Anfang ist schwer“ bewahrheitete sich besonders bei den Kolonisten im heiligen Lande. Auch hier riß das Klima in den ersten Jahren manche schmerzliche Lücke. Jetzt aber haben sich die Leute vollkommen an die große Wärme gewöhnt. Die Kindersterblichkeit soll sogar geringer sein wie in der deutschen Heimat. Durch Herrn Vicekonsul Keller erfuhr ich später, wie innig die Verbindung der Ansiedler mit der würt-

tembergischen Heimat, wie begeistert die patriotischen Feste des deutschen Vaterlandes am Fuße des Karmel gefeiert werden. Daß die Gemeinde auch von der Reichsregierung nicht vergessen wird, beweist eine vor kurzem angelangte Gabe von 1000 Mark, für die Schule bestimmt. Da die Kolonie bereits einige Male durch ein gleiches Geschenk hoch erfreut wurde, so hofft sie auch ferner auf diese Wohlthat. Einen Geistlichen besitzt die Gemeinde jetzt nicht, statt seiner leitet ein „Ältester“ den Gottesdienst. Die Fluren der Tempelgemeinde dehnen sich auf der dreiseitigen, etwa 2 Quadratkilom. großen Ebene aus, welche nordwestlich von Haifa dem Karmel angelagert ist und, im Ras-el-Krum auslaufend, die Bucht von Akka gegen Süd-West begrenzt. Die Kolonisten haben nicht nur das Vorland in trefflicher Weise angebaut, sondern auch am Abhang des Karmel Weingärten angelegt, während die Eingebornen glaubten, die Rebe gedeihe im heißen Küstenlande nicht.

Angesichts dieser Fluren und Rebenpflanzungen der Templer gewinnt man eine Vorstellung von dem schlummernden Reichtum der ganzen palästinensischen Küste, welche zum größten Teil gänzlich ohne Kultur ist. — Die Pferde blieben hier, ich wanderte, von Elias begleitet, die schöne Häuserreihe durchschreitend, dem Karmel zu. Kaum 3/4 Kilom. von Herrn Krafts Haus steigt die Bergwand steil empor. Der neue Weg strebt mit allmählicher Neigung zum äußersten, weit zur Rechten ziehenden Vorgebirge. Das Karmelgebirge, bereits bei Jos. 19, 26 als Grenze des Stammes Asser erwähnt, den ausgezeichnetsten Punkt der Küste Palästinas bildend, besitzt an seinem Endpunkte, den das Kloster krönt, nur eine Höhe von 180 Meter. Von hier stürzt das Gebirge gegen Nord-West steil hinab (unter etwa 35°), den Fuß in das Meer tauchend. Sanft hebt sich die Scheitelfläche gegen

Süd-Ost empor und erreicht 2 Meilen fern etwa 600 Meter; gleichzeitig nimmt auch die Breite des Gebirges schnell zu. Die Oberfläche ist infolge der ungleichen Verwitterung des Kalksteins außerordentlich uneben. Überall ragen Schollen des Gesteins hervor, zwischen denen eine wunderbar reiche Vegetation zartblättriger Stauden gedeiht. Am Wege liegen Steinbrüche, welche die Templer zum Bau ihrer Häuser geöffnet haben; es ist ein schöner feiner Kalkstein. Die Kolonie mit ihren wohlumgrenzten, regelmäßigen Fluren, ein Stück deutschen Landes und Lebens zwischen dem Fuß des Karmel und dem syrischen Meer, gewährt einen ebenso erfreulichen wie merkwürdigen Anblick. Bevor wir die nicht durch ihre Höhe, wohl aber durch ihre Lage, weit vorgestreckt in die Meerflut, ausgezeichnete Gebirgsecke erreicht, begegnete uns wieder eine Schar russischer Pilger. Das Kloster, nach der Zerstörung durch Abdallah Pascha 1821, stattlicher als zuvor aufgebaut, bildet ein großes Rechteck, über dessen Mitte sich eine Kuppel wölbt.

Da die Sonne sich zum Untergang neigte, so wanderte ich sogleich gegen Süd-Ost über die Scheitelfläche des Berges hin, um einen möglichst freien Ausblick zu gewinnen. Bald hörte jede Wegspur auf, nur langsam konnte ich auf der überaus rauhen Bergfläche weiterschreiten. Vor mir sah ich die mit schöner Strauchvegetation bestandene Hochebene bis in meilenweite Ferne höher und höher sich heben. Gegen Osten wird sie durch einen steilen Abhang begrenzt, der durch jähe Felsenbänder unterbrochen wird, während das westliche Gehänge, entsprechend dem Schichtenfall, sanft geneigt und mit Eichen, Terebinthen, Erdbeerbäumen (Arbutus) bedeckt ist. Auch ist der Karmel („Baumgarten") reich an offizinellen Pflanzen. Durch sein, selbst im Hochsommer, grünes Pflanzenkleid nimmt der Karmel unter den Bergen Palästinas eine ausgezeichnete

Stelle ein. Es ist der „Schmuck Karmels", welchen Jesaias (35, 2) auch der Wüste verheißt. Die Aussicht von dieser Höhe war auf Dreiviertel des Gesichtskreises frei und groß. Der Hermon, 14 Meilen fern, welcher vom Tabor als eine Pyramide erschien, hat seine Form nun wesentlich geändert, indem er sich als ein breiterer Gebirgsrücken darstellt, von dessen First Schneebänder herabziehen. Der Djebel Sannin ist infolge der sehr großen Entfernung (21 Meilen) nur in seiner obern schneebedeckten Hälfte sichtbar. Auf drei Seiten flutet das Meer. Gegen Nord-Ost folgt man der Küste längs der schöngeschwungenen Bucht von Akka bis zum Vorgebirge Nakura. Gegen Süden streicht die Küste fast geradlinig bis Athlit, wo sie einen bemerkbaren Vorsprung bildet. Weiter reicht der Blick bis etwa zum Nahr Zerka (Krokodilfluß), unfern der alten Cæsarea[1]).

Der Sonnenuntergang war von unbeschreiblicher Pracht. Auf mehrere Meilen hinaus lag das Meer im Schatten einer Wolkenschicht, in größerer Ferne aber war es von der Sonne beleuchtet und glich einer Licht- und Feuerflut. Auf dem Karmel, auf diesem weit und frei ins Meer hinausragenden Vorgebirge weilend, begreift man die religiöse Bedeutung dieses Berges im Ideenkreis der Juden. Auf den Karmel beziehen sich die Worte des königlichen Sängers: „Gott hat Lust auf diesem Berge zu wohnen und der Herr bleibt auch immer daselbst" (Psalm 68, 17). In einer Höhle des Karmel

---

[1]) Nachdem wohl zuerst Seetzen über das Vorhandensein von Krokodilen in den Sümpfen nahe der Zerka-Mündung sichere Nachricht gesammelt, wurde vor einigen Jahren diese höchst merkwürdige Thatsache durch Dr. O. Böttger (Bericht üb. d. Senkenbergische naturforsch. Gesellschaft 1879) genauer untersucht. „Fast jedes Jahr fordern die Krokodile ein Opfer; in den letzten Jahren sind mehrere Männer und eine Frau die Beute derselben geworden und namentlich den Kindern sind sie gefährlich, von denen einige erst neuerdings spurlos verschwunden sind" (ib. S. 204).

wohnte Elias; auf diesen Berg berief er eine große Versammlung des Volkes (1. Kön. 18, 19), hier baute er einen Altar (1. Kön. 18, 32) und stürzte den Baalsdienst. Auch Elisa wohnte auf dem heiligen Berge. Aus den Felsenhöhlen hervortretend griffen diese Propheten in die Geschicke ihres Volkes ein und kehrten dann wieder zurück auf den heiligen Berg. Wie Palästina und Syrien das Land der Grotten und Höhlen, so hat auch, neben der unvergleichlichen Lage, der Höhlenreichtum des Berges einen Anteil an seiner Geschichte, welche bis in Zeiten zurückreicht, in denen Felsenklüfte und -Grotten die bevorzugten Wohn- und Zufluchtsstätten der Menschen waren. Vor der Verfolgung der Königin Isebel verbarg Obadja in den Höhlen des Karmel hundert Propheten und versorgte sie mit Wasser und Brot (1. Kön. 18, 13). Bei Amos lesen wir (9, 3) die Worte: „Wenn sie sich gleich versteckten oben auf dem Berg Karmel, will ich sie doch daselbst suchen und herabholen".

Nachdem die Sonne in der goldenen Meerflut untergegangen, wehte von der See her ein erfrischender Lufthauch, nach dem heißen Tage eine unvergleichliche Wohlthat. Mit einbrechendem Dunkel war ich im Kloster, wo ich von dem gleichfalls auf einer Reise begriffenen Lazaristenpater, Herrn Schmidt aus Westfalen, begrüßt wurde. Nach den Maigesetzen hatte er Deutschland verlassen, seitdem in Tripolis (Syrien) thätig, folgte er jetzt einer Sendung nach dem Süden. Außer uns nahm am Nachtmahl ein hochgewachsener junger Engländer teil. Herr P. Schmidt, welcher mir wertvolle Ratschläge für die Reise durch den Libanon gab, hat sich, jahrelang in Tripolis als einziger Deutscher lebend, eine deutsche Gesinnung bewahrt, wie ich aus seinen Worten schließen muß: „Das Herz bebte mir vor Freude, als ich hörte, daß Sie ein Deutscher sind". Seine Sehnsucht das Vaterland

wiederzusehen ist wohl groß. — Im Fremdenzimmer liegt, Dank der Aufmerksamkeit des Klostervorstandes, eine Geschichte des Berges und des Klosters Karmel, woraus wir noch einige Belehrung schöpften, bevor wir auf dem heiligen Berge uns der wohlverdienten Ruhe hingaben.

(58.) Akka, 11. Mai.

Heftige Windstöße weckten uns heute Morgen. Als ich ans Fenster eilte, lag statt des Lichtmeers von gestern Abend eine dunkle Wasserwüste vor mir. Die Grenze von Himmel und Meer war in dem unterschiedslosen Grau des Horizonts nicht zu entdecken. Der jagende Wind führte einen Regenschauer herbei, eine Seltenheit in Palästina um diese Zeit. Freilich näßte er nur eben den Boden. Bald heiterte sich der Himmel wieder auf und als ich nach wenigen Stunden das Kloster verließ, leuchtete und glühte die Sonne auf der Küstenebene von Haifa wie am Vortage.

Bei seiner Lage, weit hinaus ins Meer, müßte der Karmel sich zu einer Wetterwarte trefflich eignen. Daß schon Elias aufmerksam den Himmel beobachtete, ist uns ebenso bezeugt wie die Kraft seines Gebetes. Von schnell über das Meer heranziehenden Wetterwolken, wie sie heute Morgen des Karmels Haupt umlagerten, giebt uns die Bibel Kunde. „Geh' hinauf und schau' zum Meer", sprach Elias zu seinem Diener. „Es geht eine kleine Wolke auf aus dem Meer", berichtete jener; und sogleich erkannte der himmelskundige Prophet das nahende Unwetter, den erflehten Regen. „Fahre hinab", sagte er zum Könige, „daß dich der Regen nicht ergreife. Und ehe man zusah, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind und kam ein großer Regen" (1. Kön. 18, 43. 45). In jenen längstvergangenen Zeiten, da man die Gottheit in den Wolken, und in den Naturereignissen ihre

strafende Gerechtigkeit zu erblicken wähnte, mögen jene Seher und Propheten den Himmel und die bald feurigen, bald dunklen Wolkengebilde wohl noch mit tieferer Empfindung betrachtet haben, als es heute der Fall.

Ein frommer Klosterbruder geleitete mich in die Kirche; ein schöner Kuppelbau. Von ihm erfuhr ich, daß Elias als ein Heiliger der katholischen Kirche verehrt wird, daß ihm hier Altäre geweiht sind. Noch überraschender war mir die Mitteilung, daß in der Verehrung des Elias auf dem heiligen Berge die verschiedenen Religionsgenossen, Juden, Mohammedaner, orthodoxe und katholische Christen, sich vereinigen. Alle Kniee beugen sich hier in seinem Namen. Wie gewaltig muß der Mann gewesen sein, von dem Jesus Sirach (48, 1. 4. 12) sagt: „Er brach hervor wie ein Feuer, sein Wort brannte wie eine Fackel. O wie herrlich bist du gewesen, Elia, mit deinen Wunderzeichen, wer ist so herrlich wie du! Wohl denen, die dich sehen, und um deiner Freundschaft willen geehrt sein werden! Da werden wir das rechte Leben haben". Die Wiederkunft des Elias als Vorläufers des Messias ersehnte das jüdische Volk. Er werde, so hoffte man, „das Herz der Väter bekehren zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern". Auf den Glauben an Elias Rückkehr geht Christus selbst ein, indem er von Johannes sagte: „Er ist Elias, der da kommen soll" (Matth. 11, 14). So tief prägte sich die Erinnerung an den außerordentlichen Mann, dessen Wohnstätte eine Höhle auf dem Karmel war, dem Bewußtsein des Menschengeschlechtes ein, daß auch jetzt noch zum Feste des Elias (20. Juli) tausende von Menschen auf dem Berg zusammenströmen, Juden, Christen, Mohammedaner, Drusen. Auch Pythagoras, aus Ägypten zurückkehrend, soll auf diesem Berge gewesen sein. Vielleicht ist die Zeit nicht so fern, in welcher alle jene Religionsgenossen wie jetzt in der Vereh-

rung des Elias, so in der Anbetung eines Höhern vereinigt werden.

Auf dem Fußboden der Eliaskirche kniete seit mehreren Stunden der junge Sohn Albions, dessen frommer Eifer selbst den Klosterbruder und den P. Schmidt mit Bewunderung erfüllte. In der Kirche bezeugte eine der Wand eingefügte Marmorplatte, daß hinter derselben das Herz eines französischen Edelmannes, dem Wunsche des Sterbenden gemäß, ruhe, durch den Sohn aus der fernen Heimat hierhin gebracht und an der durch Elias geheiligten Stätte eingemauert. — Für Frankreich knüpfen sich an diesen Ort trauervolle Erinnerungen, von denen eine kleine Pyramide im Klostergarten berichtet: A la mémoire des braves soldats français, morts au siège de St. Jean d'Acre 1799. — Das Kloster diente den Franzosen zum Lazarett während der Belagerung von Akka, wo Achmed Pascha (nach seinen Blutthaten Dschessar [„Schlächter"] Pascha genannt und nur unter diesem Namen bekannt) mit Hülfe der englischen Flotte sich gegen acht Stürme Bonapartes tapfer verteidigte. Als der damals noch jugendliche Dschessar Pascha im großen Stil die Belagerung aufgeben mußte, fielen die im Kloster zurückgelassenen Verwundeten und Kranken der Rache der Türken zum Opfer. Sie sind es, welche unter der kleinen Pyramide ruhen.

Nachdem ich noch einige Zeit auf dem Dach der Kirche verweilt, stiegen wir vom Kloster steil an dem felsigen, nur mit einzelnen Gebüschen bewachsenen Abhang gegen Nord-West hinab, nach dem nördlichsten Absturz des Karmelzuges, el Chudr (arabisch für Georg), in dessen Nähe die sogenannte Prophetenschule, eine durch Menschenhände erweiterte und zu einem Heiligtum umgestaltete Felsenhöhle, welche besonders von den Mohammedanern in hohen Ehren gehalten

wird. Von Chudr wanderten wir über das ebene Vorland, an dessen Spitze die alte Stadt Sykaminum (Συκάμινος Maulbeerbaum, Morus nigra) lag; jetzt steht dort eine von den Templern erbaute Windmühle. Vorbei an dem mit einigen Marmorkreuzen geschmückten Friedhof der Kolonie erreichte ich wieder das Kraft'sche Haus, wo Hammad mit den Pferden wartete. Vor dem Aufbruch von Haifa erhielt ich auf der österreichischen Post durch den Herrn Agenten einige dankenswerte Mitteilungen über die günstige Lage Haifas und die daran sich knüpfenden Hoffnungen. Die Reede von Haifa soll eine der relativ besten an der ganzen syrischen Küste (Alexandrette natürlich ausgenommen) sein und durch den Bau eines Molo in einen auch gegen den Nord-West gesicherten Hafen umgewandelt werden können. Die Stadt, das natürliche Emporium für die getreidereichen Distrikte Jesreel und Hauran, zeigt die unverkennbaren Spuren des durch die nahe Kolonie bedingten Aufschwungs. Trotz des Segens, der von der Kolonie aus über die früher in tiefem Verfall liegende Stadt und Umgebung ausströmt, scheint es nicht, als ob die türkische Regierung den Aufschwung der Ansiedlung begünstige. Bei ihrem großen Mißtrauen gegen jede fremde Einmischung ist sie allen Kolonien abgeneigt, welche unter dem Schutze der Konsulate stehen.

Gegen zwei Uhr brachen wir auf nach Akka, der alten Ptolemais. Die berühmte Stadt, vor und in deren Mauern Ströme von Blut geflossen, erschien gegen Nord-Ost an der jenseitigen Spitze der schönen Bucht $1^3/_4$ Meile fern, während wir, in weitem Bogen am Meeresufer hinreitend, $3^1/_2$ Stunden gebrauchten, das scheinbar nahe, über der blauen Wasserfläche stets vor Augen liegende Ziel zu erreichen. Der Pfad führt in unmittelbarer Nähe des Meeres auf dem sandigen Strande hin, wo dieser durch das stets sich erneuernde Wellen-

spiel benetzt, eine gewisse Tragfähigkeit besitzt. Fast bis zur Mündung des Kischon (Mukatta) dehnen sich zu unserer Rechten Orangengärten und Palmenpflanzungen aus, dann folgen langgestreckte Sanddünen, hinter denen sanfte Höhen ohne charakteristische Formen ansteigen. Auf dem höchst einförmigen Wege wandte sich unwillkürlich die Aufmerksamkeit den Spuren des Lebens am Meeresstrande, namentlich den Molluskenschalen zu. Doch auch in dieser Hinsicht erwies sich die Küste als überaus arm. Mein Interesse erweckten sehr vereinzelte Exemplare (Bruchstücke) der Purpurschnecke (Murex trunculus), durch deren Erzeugnis einst das tyrische Gestade so berühmt war. Wenngleich der Küstensaum jetzt arm an tierischem Leben erschien, so muß er doch zu gewissen Tagesstunden, wahrscheinlich gegen Sonnenuntergang, belebter sein, wie die zahlreichen Fährten beweisen, welche vom Meer eine Strecke auf das Land und wieder zurück führen. Sie rühren wohl von den sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit bewegenden Laufkrabben (Cancer cursor) her. Auch Vogelfährten sind dem Sande in großer Zahl eingedrückt. – Auf dem feuchten Ufersaum begegnete uns auch eine Karosse, das erste Gefährt dieser Art, nachdem wir am Jaffathor Grünbergs Wagen verlassen. Obgleich also zwischen Haifa und Akka zuweilen Wagen fahren, so ist doch nicht die allergeringste Spur einer Straße vorhanden.

Die Hitze war am sandigen Strande überaus drückend. Für die Pferde, welche streckenweise tief einsanken, war der Weg recht beschwerlich. Mit welcher Sehnsucht ermißt man auf solchen Wegen die Distanz des nur sehr langsam sich nähernden Zieles! Endlich, noch 2 Kilom. fern, durchwateten wir den Naamen-Bach, der durch Sümpfe zum Meere schleicht. Rohr und Binsen wachsen hier, eine Unterbrechung des eintönigen Charakters dieses Küstenstrichs. Etwas weiter

erhebt sich unmittelbar östlich der Stadt eine sehr flache Erhöhung (etwa 20 Meter), welche den Namen Richard Löwenherz' bewahrt. Dieser gefeierte Held ließ auf Akkas Ebene, wie Bonaparte zu Jaffa, 2500 mohammedanische Gefangene, weil das mit Saladin vereinbarte Lösegeld nicht rechtzeitig gezahlt wurde, unbarmherzig niedermetzeln. Auf jener Anhöhe standen während der Belagerung 1799 die französischen Kanonen. Durch enge schmutzige Straßen über den Bazar wandernd erreichten wir das katholische Kloster, wo uns indes mit der Erklärung «Qui non è più terra santa» die Aufnahme verweigert wurde. Ich fragte, ob nicht die Grenzen der Terra santa so weit reichten, wie Christi Fuß gewandelt „bis in die Gegend von Tyros und Sidon" (Matth. 15, 21). Vergeblich, der Präsident ließ sich weder belehren noch erbitten. Taub blieb er auch für Elias' Eröffnung, daß wir stets ein angemessenes Geschenk zurückließen. Wir irrten nun eine Zeitlang umher, um ein Unterkommen in einer christlichen Familie zu suchen. Endlich fanden wir ein solches bei einem Sensal (Makler). Die Wohnung lag in einem großen quadratischen Bau, welcher einen Hof umgab und durch ein Thor abgeschlossen werden konnte. Nachdem das Gepäck abgeladen, sah ich mich von Elias begleitet etwas in Akka um.

Durch sehr schmutzige überwölbte Gänge schreitend, betrat ich, nicht ohne große Überraschung, das Haram, den Moscheehof. Der schöne Bau, inmitten eines durch Blumenbeete, hohe Cypressen, einige Palmen geschmückten Platzes, ist rings von Arkaden umgeben. Der Portikus der Moschee ruht auf antiken Granitsäulen. Am Laufbrunnen vor dem Gotteshaus bereiteten sich mehrere Gläubige durch Waschungen zum Gebete vor, andere standen schon in der Vorhalle, des Gebetsrufs gewärtig. Nachdem wir die Schuhe ausgezogen, stellte man unserm Eintritt nicht die geringste Schwierigkeit

entgegen. Die Moschee erhebt sich auf quadratischer Basis; eine schöne Kuppel krönt den Bau. Ich bewunderte mehrere prachtvolle, schön polierte Säulen von Granit, sowie von Verde antico (Serpentin-Marmor, s. Bd. I. S. 146). Die Gebetsnische (Mihrab) ist geschmückt durch 5 Platten des herrlichen Porfido rosso, des berühmten roten Porphyrs vom Djebel Dokhan in Ägypten. Schön ist auch die Kanzel, zu der man auf kunstvoll gearbeiteter Marmortreppe emporsteigt. Große Kronleuchter hängen von der Decke herab, sie werden im Ramadan angezündet. Neben der Moschee befindet sich das Grabmal Dschessar Paschas (gest. 1804), des Gründers der Moschee. Seetzen, welcher nur 2 Jahre nach Dschessars Tode mehrere Monate in Akka weilte, erblickte dort noch Menschen mit abgeschnittenen Ohren und Nasen, sowie Einäugige, Opfer des Fürsten, welcher durch Klugheit und Grausamkeit die Länder vom Nahr Kelb bei Berut bis gegen Nabulus zu einem fast unabhängigen Paschalik vereinigte. Geringfügiger Vergehen wegen ließ er jene Verstümmelungen an den Opfern vollziehen, während er die Augenoperationen eigenhändig auszuführen pflegte. Seinen Schreckensnamen erhielt er nach einem großen Gemetzel unter seinen Gemahlinnen, von denen 15 gleichzeitig umgebracht wurden. Die arabische Grabschrift soll ihn preisen als den Besieger des Unbesieglichen, wobei freilich die Engländer ihn wesentlich unterstützten. Neben Dschessar ruht unter einem zweiten prachtvollen Denkmal sein milderer Nachfolger Abdallah Pascha.

Obgleich unter Dschessars Herrschaft die Bewohner Akkas stets in Furcht und Schrecken lebten, so verdankt ihm die Stadt doch schöne Baue, welche noch heute den Ruhm der ehemaligen Kapitale Syriens bilden. Außer der Moschee sind namentlich mehrere große Khane erwähnenswert, welche freilich jetzt, nachdem Berut fast den ganzen Handel Syriens

an sich gezogen, verödet dastehen. Während ich noch im Haram verweilte (die hiesigen Mohammedaner scheinen sich durch Duldsamkeit auszuzeichnen), ertönte der singende Gebetsruf vom Minareh herab, wobei der Wächter langsam die Galerie der Turmsäule umschreitet. Ich vernahm nur das oft wiederholte Wort „Allah". Seetzen, des Arabischen kundig, hörte hier einen Derwisch von der Höhe des Minareh mit lauter Stimme den Gläubigen zurufen: „Schenkt mir ein Hemd und eine weiße Unterhose um Gottes des Freigebigen willen"! Solche Bitten wurden damals von einem der Gläubigen bald erhört. Ich besuchte nun den am alten Hafen liegenden Khan, dessen Hof von vier auf 32 Granitsäulen ruhenden Hallen umgeben ist. Das Material zu diesen Prachtbauten entnahm Dschessar den syrischen Städteruinen, namentlich Cäsarea, auch Ptolemais selbst, auf dessen Stelle Akka steht. Von dem Säulenbau wandte ich mich zu einem kleinen Kaffeehause, vor welchem mehrere Franken (unter den 8000 Einwohnern Akkas sollen 2400 Nichtmohammedaner sein) Kaffee tranken und die Wasserpfeife rauchten. Kaum hatte ich mich niedergelassen, so wurde auf den Wink eines der Gäste Kaffee zugleich mit einem großen Blumenstrauß gebracht. Unter den Anwesenden, welche nicht duldeten, daß ich zahlte, war auch ein Schiffskapitän aus Rom. Mit gleicher Aufmerksamkeit begegnete man mir in dem die Hafenmauer überragenden Lokal einer geschlossenen Gesellschaft, von wo ich bei sinkender Sonne einen schönen Blick auf die Bucht, auf Haifa und den Karmel genoß. Nun erst lernte ich die Familie meines Wirtes kennen, sehr respektable Leute, welche mein etwas einförmiges Mahl durch eine sehr erfreuliche Schüssel ergänzten. Zwei kleine Mädchen, mit großen schwarzen Augen, die jüngsten von 6 Geschwistern, nahmen auf dem Divan sofort zu meiner Rechten und Linken

Platz und ließen sich, obgleich wir kein Wort wechseln konnten, bis spät abends nicht vertreiben.

(59.) Sur (Tyrus), 12. Mai.

Schlaflos infolge der großen Hitze im Gemach trat ich im Vollmondschein auf die nur mit einem Schattendach versehene Terrasse hinaus. Dort lagen alle Glieder der Familie, auf Matten gebettet, im tiefsten, beneidenswerten Schlaf. Bettgestelle kennt der Orientale nicht. Seinem bedürfnislosen Leben entspricht auch die Lagerstatt, eine Matte, ein Teppich bei dem Wohlhabenden, der harte Boden für den Armen. Dieser schläft in seinen Kleidern, höchstens entledigt er sich des Obergewandes und bedient sich desselben als einer Decke wie vor drei Jahrtausenden. „Sein Kleid ist seine einzige Decke seiner Haut, darin er schläft“ (2. Mos. 22, 27). „Gieb dem Dürftigen sein Pfand (das Kleid) wieder, bevor die Sonne untergeht, daß er in seinem Kleide schlafe und segne dich“ (5. Mos. 24, 13), so befahl der große Gesetzgeber und Führer seines Volkes.

Mit Sonnenaufgang war ich reisefertig, doch verzögerte sich unser Aufbruch noch 1/4 Stunde, weil das große Thor des Khan-ähnlichen Gebäudes noch nicht geöffnet war. Beim Abschied stand wieder einer der kleinen schwarzäugigen Engel zu meiner Seite und streckte sein Ärmchen aus. Kaum hatte das liebe Wesen mit feiner, mir fast unvernehmbarer Stimme das Wort „Bakschisch“ geflüstert, als es eine laut klatschende Ohrfeige von der gestrengen, kräftig gebauten Mama erhielt. So fehlte es also bei meinem Scheiden an heißen Abschiedsthränen nicht. Akkas Straßen waren noch still, als wir gen Sur (Tyros), 5 1/2 Meilen fern, aufbrachen. Am Thore bestiegen wir die Pferde. Die Sonne war eben, einen heißen Tag verkündend, über den sanft gerundeten, etwa 2 Meilen fernen, 300 Meter hohen Bergen emporgestiegen. Die Küsten-

ebene, welcher unser Weg, meist 1 Kilom. vom Meere, folgte, erstreckt sich von Akka 2 2/3 Meilen weit bis zum Kap Nakura, wo die Vorhöhen des südlichen Libanon unmittelbar ans Meer treten und den Pfad zu einem Anstieg von etwa 50—70 Meter zwingen. Etwa 2 Kilom. außerhalb Akka führte unser Weg unter der hier auf Bogen ruhenden Wasserleitung Dschessar Paschas hindurch, welche weithin gegen Nord-Ost läuft. Die Aquädukte des Orients sind gewöhnlich nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren gebaut und überschreiten die Bodensenkungen in geschlossener Leitung. Von Strecke zu Strecke erblickt man dann pfeilförmige Baue, deren Bedeutung wohl manchem Reisenden unklar geblieben. Diese Türme, in denen das Wasser emporsteigt, sich in ein kleines Bassin ergießt und wieder hinabgeführt wird, dienen dazu, die Reibung des Wassers im geschlossenen Rohr zu vermindern und das Ausströmen desselben zu beschleunigen. Die Spitzen der Pfeiler (Suterasi, „Wasserwagen" gen.) reichen demnach bis oder fast bis zur Höhe des ersten Sammelbeckens hinauf.

Nördlich von Akka ist die Ebene im allgemeinen wohl bebaut. Der Untergrund des Bodens besteht aus einem gelblich-braunen sandigen Kalkstein, dem herrschenden Gestein der phönicischen Küste. Zwei ausgedehnte Baumgärten (Orangen und Citronen), von Abdallah Pascha angelegt, jetzt im Besitz eines Beruter Kaufmannes, zeigen, welche Fruchtfülle diese Küste hervorzubringen im stande wäre. In der That, da es an Wasser nicht fehlt, so könnte die Küstenebene auf viele Meilen Erstreckung in einen zusammenhängenden Garten von Agrumibäumen umgewandelt werden. Die mit lichtem, niederem Baumwuchs geschmückten Hügel zur Rechten nähern sich allmählich dem Strand. Die Wegspur, kaum noch kenntlich, führt bald über Steingerölle, bald über den Küstensand. Die altberühmten Orte Semirye (Simron Meron) und Zib

(Achsib, Ecdippa; auf einem niederen Hügel ½ Kilom. uns zur Linken) unterscheiden sich in ihrer armseligen Bauart nicht von den Erd- und Steinwürfeln der umliegenden Dörfer, welche unserm Auge nur gleich oberirdischen Höhlen erscheinen. Vom Karmel im Süden bis Achsib im Norden grenzte das Los der Kinder Asser ans Meer (Jos. 19, 26. 29). Die Küste war nach einem Berichte Strabos (s. Sepp: Jerusalem und das heilige Land II, 512) der Schauplatz eines merkwürdigen Ereignisses: „Als die Ptolemäer dem Feldherrn Sarpedon an diesem Orte eine gänzliche Niederlage beibrachten, überwältigte eine flutähnliche Meereswoge die Fliehenden und riß sie zum Teil in die Tiefe, teils blieben sie tot in den Niederungen liegen und die spätere Ebbe enthüllte die Leichen derselben, untermengt mit toten Fischen".

Das Vorgebirge Nakura (die Skala Tyriorum) besteht aus weißem Kreidemergel, welcher auch das 10 Kilometer weiter nordöstlich liegende Ras-el-Abyad, „das weiße Vorgebirge", zusammensetzt. Zurückgewandt erblicken wir zum letzten Mal den Karmel und vor uns erscheint, die Westspitze eines flachen sandigen Küstenvorsprunges krönend, Sur (Tyros). Der Weg senkt sich die Skala Tyriorum hinab und führt in geringer Höhe über dem Meere hin, an welches die Hügel nahe herantreten. Das brandende Meer ebnet die Küstenfelsen allmählich zu bankförmigen Gestalten, deren Tafelfläche fast genau im Niveau des Meeres liegt. Die auffallend horizontale Scheitelfläche jener Riffe könnte zu dem Glauben verleiten, daß dieselbe der Schichtenfläche entspräche. Dies ist indes gewöhnlich nicht der Fall. Die Schichten des oft tuffähnlichen sandigen Kalksteins besitzen eine wenn auch meist nur geringe Neigung. Die ewig rollenden Wogen sind es, welche in langsamer, aber sicherer Arbeit die Felsmassen im Niveau des Meeres abschneiden und ebnen. Mehrere Ruinengruppen

liegen in dieser Gegend, vor allem Iskanderuna, das Scandalium der Kreuzfahrerzeit. Der Weg steigt nun wieder empor, bis ca. 60 Meter über dem Meer zum „weißen Kap" und ist auf eine Strecke weit in den weißen, Feuersteinknollen führenden Kreidemergel gehauen. Senkrecht stürzt der Felsen zum Meer hinab, die Erinnerung an Stubbenkammer weckend. Es ist wohl die großartigste Scenerie an der ganzen syrischen Küste.

Bald senkt der Pfad sich wieder zum einsamen Gestade herab, welches von hier aus in zahllosen Bauresten und Felsengräbern die Nähe einer einstigen Welthauptstadt verkündet. Noch etwa 1 Meile von Sur entfernt erblickt man, von üppigen Fluren und herrlichen Baumpflanzungen umgeben, die altphöniciſchen Wasserreservoire von Ras-el-Ain, welche noch heute ihrem Zwecke dienen. Teils von vier-, teils von achtseitiger Form, sind sie aus großen Steinquadern aufgemauert. Mit Erstaunen erblickt man zwischen den Hütten mehrere kolossale, säulenähnliche Steinmassen emporragen. Es sind riesige Stalaktiten, welche sich aus dem niederträufelnden Wasser der einst hier vorhandenen Leitung aufbauten. Weiterhin besteht das Gestade aus Sand, den man vor den Thoren von Sur nur mit großer Mühe durchschreitet. Außer einigen Palmenkronen zeigt die nähere Umgebung der Stadt als einzigen Pflanzenschmuck eine kleine Baumpflanzung, welche, ca. 500 Meter vom Süd-Ost-Ende der Stadt entfernt, in einer Einsenkung der Sandhügel üppig gedeiht. Hier hebt sich ein Gemäuer, der algerische Turm genannt, aus dem Sande hervor, eine Befestigung aus der Zeit der Kreuzzüge. Wir näherten uns der berühmten Stadt von der Südostseite, erblickten zunächst die trauerweckende Ruine der einst prachtvollen Kreuzfahrerkirche und schritten dann über ein wildes, durchgrabenes Schuttfeld zur Westseite der Halbinsel. Trümmer der Stadtmauer krönen die Ufer-

klippen; zwischen Mauer und Stadt zieht sich wieder ein Strich Ödland hin. Obgleich meine Erwartung von Sur (Neu-Tyros) nur sehr gering, so blieb die Wirklichkeit doch noch weit zurück.

An der Pforte des kathol. Klosters klopften und warteten wir lange vergeblich. Es wurde gerade Andacht gehalten und so konnte nicht geöffnet werden. In der Hoffnung bei einem Konsularagenten Aufnahme zu finden, gingen wir weiter durch kleine, elende, scheinbar ausgestorbene Gassen, hinter deren kläglichen Erdmauern die Wohnungen verborgen bleiben. Da es uns nicht gelang, den Agenten ausfindig zu machen, so kehrten wir wieder zur Casa nuova zurück. Die Andacht war zu Ende. Der Präsident, ein noch junger Toskaner, erwiderte meine Bitte um Aufnahme mit der Frage: «Siete Cattolico?» Auf meine verneinende Antwort riet er nach einem protestantischen Gastfreunde mich umzusehen, hier sei nicht mehr Terra santa. Ich legte mich nun aufs Bitten, da ich einer Nachtruhe, wie solche in dem eisernen Bett des Missionshauses sicher zu erhoffen, sehr bedürftig war. Nachdem einmal das Herz des Präsidenten erweicht, wurde er überaus freundlich und that alles in seinen Kräften Stehende, um die erste Härte vergessen zu machen. Zu seiner Entschuldigung betonte er, daß seine Ablehnung durch Rücksicht auf den Dragoman bedingt worden sei. Nicht selten pflegten diese Leute den Klöstern die gebührende Spende vorzuenthalten, während der Vertrag mit den Reisenden sie doch dazu verpflichtete. Ich konnte ihn mit der Versicherung beruhigen, daß ich der reichen Spende von Elias noch ein Scherflein beizufügen gewohnt sei, in dankbarer Anerkennung des humanen Wirkens der Mission. Der Präsident brachte mir dann einen Willkomm-Trunk und war glücklich, über seine schöne toskanische Heimat sprechen zu können. Von meinem

Zimmer, dem einzigen Oberbau des Missionshauses, trat ich hinaus auf eine Terrasse, das Dach eines untern Wohnraumes; eine Freitreppe führte von dort in den Hof. Ich überschaute die phönicische Küste gegen Süden bis zum Kap Nakura, gegen Norden bis zum Kap von Sarafend, während gegen Osten über eine Reihe sanfter Vorberge der ehrwürdige Hermon, durch große Schneestreifen gleichsam getigert, sichtbar wird. Weniger groß und erhaben wie die Ferne war der Blick auf Neu-Tyros selbst. Ich mußte der Worte Jesaias' gedenken. „Wer hätte das gemeint, daß es Tyros, der Krone, so gehen sollte? Ist das eure fröhliche Stadt, die sich ihres Alters rühmt?" hatte der große Prophet (23, 7. 8), ein Zeitgenosse des Romulus, verkündet.

Der Präsident, nun wirklich die Freundlichkeit selbst, kam, um mich zu den denkwürdigsten Punkten der nähern Umgebung als kenntnisreicher Führer zu geleiten. – Wenige Orte der Erde mögen in geschichtlicher Zeit solche Veränderungen erlitten haben, wie der Boden von Tyros. Zwei Inseln lagen hier der Küste vor und lockten zur Ansiedlung. In urältester Zeit dehnte sich Paläotyros auf dem Festlande aus; dann wurde die Inselstadt erbaut, die Inseln verbunden und durch Aufschüttung vergrößert (Eurychoros). Dem sidonischen Hafen im Norden lag der ägyptische im Süden oder Süd-West gegenüber. Alexander schüttete mittelst der Trümmer der von ihm zerstörten Paläotyros den weltberühmten Damm auf und verband so die Insel mit dem Festlande. Von jenem Damme, den das gesamte Altertum als eines der staunenswertesten Werke von Menschenhand betrachtete, ist nichts mehr sichtbar, da die Sandverwehungen über und neben ihm eine Nehrung aufgebaut haben. Der Damm Alexanders soll eine Länge von 500 Schritt und eine Breite von zwei Plethren oder 200 Fuß gehabt haben.

Die heutige Landenge ist von Norden nach Süden 600 Meter breit, schnell wächst gegen Osten ihre Breite, indem die west-östlich streichenden Küstenlinien des Isthmos, bogenförmig gekrümmt, in das herrschende, von Nord nach Süd gerichtete Streichen übergehen. Das ehemalige erste (größere) Eiland, auf dem die Inselstadt lag, bildet jetzt den Kopf des Isthmos, 1 Kilom. von Norden nach Süden, etwa 700 Meter von Osten nach Westen messend. Das zweite (kleinere) Eiland, welches das uralte Melkart-Heiligtum trug, ist nur noch durch eine Klippenreihe angedeutet, welche eine südliche Fortsetzung der Halbinsel bildet. Der heutige kleine, seichte, klippenstarrende Port ist der Rest des einst tiefer ausgebuchteten sidonischen Hafens. Vom südlichen oder ägyptischen ist keine Spur mehr vorhanden; sie müßte denn in jener durch den oben berührten Garten eingenommenen Senkung angedeutet sein. Die heutige, unaussprechlich elende Stadt nimmt nur den nordöstlichen Teil des Kopfes der Halbinsel ein. Anstehende Felsen, 7 bis 10 Meter hoch, von braunem, tuffähnlichem Kalksteine erblickt man nur am Meere, namentlich an der zackig zerrissenen West-Küste. Das Planum der alten Stadt, dessen Südhälfte jetzt von verwahrlosten Friedhöfen eingenommen wird, ist von einer hohen Schutt- und Trümmermasse bedeckt. Glasstücke, welche diesen Resten der größten Handelsstadt der alten Welt beigemengt sind, erinnern an eine jener Industrieen, welche in Tyros ihre Heimat hatten. Der wüstliegende Teil des alten Stadtplanum dient jetzt als Fundstätte von Quadersteinen für Neubaue sowohl in Sur als an anderen Orten der Küste. Zu dem Zwecke stößt man kleine Schächte durch die Trümmermassen nieder. Durch Einsturz dieser Schächte sollen alljährlich mehrere Menschen das Leben verlieren. Von den Prachtbauen der alten Tyros geben die Säulen von grauem und rotem ägyptischem Granit Zeugnis, deren Zahl

vielleicht nur durch den Reichtum Roms an Granitsäulen übertroffen wird. In größter Menge liegen die Säulen am südlichen Ufer der Halbinsel, teils im Küstensand, teils innerhalb der 1-Faden-Tiefenlinie. Für diese ungeheuere Anhäufung von mächtigen Säulen am Meeresufer hat man zwei Erklärungen versucht: nach der einen sollen die Baue, zu denen sie gehörten, hier gestanden haben (es würde dadurch zugleich ein Einbrechen des Meeres bewiesen), nach der anderen Ansicht sollen die Säulen zur Einschiffung von verschiedenen Punkten der Trümmerstätte hier zusammengelesen sein. Auch an der West-Küste sowie am Hafen liegen ungezählte Granitsäulen.

Die größten und merkwürdigsten sieht man indes auf der Trümmerstätte der bereits erwähnten Kirche an der südöstlichen Ecke der Stadt. Von diesem einst prachtvollen Gotteshause (Länge des Hauptschiffes im Innern 69 Meter, Breite 27 Meter, Länge des Querschiffes 40 Meter, Breite 12½) stehen noch zwei ca. 15 Meter hohe Mauertrumme, die Stellen bezeichnend, wo die dreifache Apsis sich an das Querschiff anschloß. Die Apsismauer selbst ragt etwa halb so hoch empor. Das ganze Langschiff der Kirche ist bis auf unansehnliche Reste zerstört und verschwunden. Die drei Apsiden, von denen die mittlere über die seitlichen gegen Ost vorragt, sind in ihrer Anlage sehr ähnlich dem Chorabschluß der Johanneskirche in Samaria. Das Innere der Kirche barg bis 1874 etwa 30 elende Hütten, an die Apsiden angebaut; in der Richtung des Querschiffes führte ein Weg; im Hauptschiff wuchsen Feigenbäume, auch dort standen einige Hütten. Inmitten dieser elenden Umgebung lagen zwei merkwürdige, aus rötlichem, ägyptischem Granit gehauene Säulen von herzförmigem Querschnitt, welche bereits Dschessar vergeblich für seine Neubaue in Akka zu heben versuchte. Durch die Aus-

grabungen der Herren Sepp und Prutz im Auftrage der deutschen Reichsregierung sind noch mehrere andere Säulentrümmer zu tage gekommen. Die größere der beiden Riesensäulen, obgleich verstümmelt, ist 8,1 Meter lang, 1,8 Meter dick. Granitsäulen von dieser Form habe ich bisher nicht gesehen. Wenn in betreff der Kirche, ob aus der Kreuzfahrerzeit oder aus den ersten Jahrhunderten des Christentums, abweichende Ansichten bestehen, so scheinen diese Doppelsäulen in der That noch weit rätselhafter. Sepp glaubt, daß sie in dem von Hiram erneuten Melkart-Tempel standen. Indes fällt die Ausfuhr der Granit- und Porphyrmassen aus Ägypten in eine sehr viel spätere Zeit, es ist wenigstens kaum glaublich, daß man tausend Jahre v. Chr. solche Lasten über das Meer gebracht habe, wenngleich in Hesekiels Weissagung wider Tyros die Worte sich finden: „Er wird deine starken Säulen zu Boden reißen". Vogüé und, ihm folgend, Dr. Prutz identifizieren die Ruine mit der venetianischen Markuskirche, deren Bau im 12. Jahrhundert bezeugt ist. Sepp hingegen glaubt die Überreste der Kathedrale zu sehen, welche Bischof Paulinus von Tyros errichtete. Auch der vermittelnden Ansicht, daß die Kreuzfahrerkirche auf den Fundamenten der Paulinischen Kathedrale erbaut sei, glaubt Dr. Prutz nicht zustimmen zu können.

Die Frage über den Ursprung der Kirchenruine ist auf Grund aller vorhandenen Quellen durch die genannten Forscher eingehend untersucht worden, da es sich um nichts Geringeres handelte als die Wiederauffindung und Zurückführung der Gebeine des großen Kaisers Barbarossa, der am 14. Juni 1190 in den Wogen des Kalykadnos (Salef) seinen Tod gefunden. Die Leiche wurde nach Antiochia übergeführt, die Weichteile dort unter dem Altar der Peterskirche beigesetzt, das Skelett aber, dem eine Grabstätte in Jerusalem bestimmt war, zu

Tyros bestattet. Auf diese Überlieferung gründete Sepp die patriotische Hoffnung, das kaiserliche Gebein zu heben und dem neuerstandenen Vaterlande wiederzugeben, eine Hoffnung, welche sich leider nicht erfüllen sollte. Nach vierwöchiger, zuletzt mit 153 Mann bewirkter Ausgrabung gaben Sepp und Prutz die Arbeiten (Juni 1874) auf in der Überzeugung, daß die Überreste des Kaisers an dieser Stätte nicht ruhen.

Noch ein anderes berühmtes Grab umschlossen die Mauern von Tyros; der große Origenes, geb. 185 zu Alexandrien, starb hier im Jahre 254 nach schweren Mißhandlungen, die er in den Christenverfolgungen unter Decius erlitten. Ihm, dem Sohn eines Martyrers, war es vergönnt, die Grundsätze, welche er in seiner Schrift „Ermahnung zum Martyrertum" gelehrt, auch durch That und Leiden zu bewähren. Nach einer lokalen Sage soll das Grab des geistvollen Kirchenlehrers (von den heutigen Tyriern als Magier, «Oriunus», angesehen) in einem von arabischen Hütten überbauten Gewölbe, etwas nördlich der Kreuzfahrerkirche sich befinden. In den Zeiten des Urchristentums nahm Tyros einen hohen Rang ein. Von Rhodos über Patara in Lycien kam Paulus (55) nach Tyros, „wo das Schiff die Waren ausladen sollte. Wir aber fanden die Jünger auf und blieben daselbst 7 Tage und sie rieten Paulo durch den Geist nicht nach Jerusalem hinaufzugehen. Als es aber geschah, daß unsere Zeit um war, brachen wir auf und zogen ab. Und sie geleiteten uns alle mit Weibern und Kindern bis hinaus vor die Stadt und knieten am Strande nieder und beteten. Dann umarmten wir uns und traten in das Schiff" (Apostelg. 21, 1. 6).

In den ersten christlichen Jahrhunderten erfreute sich Tyros einer erneuten Blüte, wie Hieronymus bezeugt. Bischof Paulinus baute hier 313—316 eine herrliche Basilika. Eusebius hielt bei der Einweihung dieser Kathedrale die Festrede,

welche, wie auch eine Beschreibung der Bauwerke, in seinen Schriften uns erhalten ist. Wir erfahren, daß ein breites, hohes Thor, gegen Morgen gerichtet, in den heiligen Bezirk leitete, wo ein säulengetragener Portikus vor dem Gotteshause stand. In die Kirche führten drei hohe Pforten, von denen die mittlere, durch Erzplatten verziert, an Höhe und Breite die anderen überragte. Säulen trugen das erhöhte Mittelschiff. Eusebius findet kaum Worte die Herrlichkeit des Baues zu preisen: „Die strahlende Pracht, den blendenden Glanz der Arbeiten, die himmelragende Höhe, die das Dach bildenden riesigen Cedern des Libanon, deren die heilige Schrift mit den Worten gedenkt: Freuen werden sich die Wälder des Herrn und die Cedern des Libanon, die er gepflanzet hat". Im Jahre 638 kam Tyros durch Verrat in den Besitz der Araber. Vergeblich belagerte König Balduin I. die feste Stadt von November 1111 bis März 1112. Erst unter Balduin II. gelang, vorzugsweise mit Hülfe der venetianischen Flotte, befehligt durch den Dogen Domenico Michaelis, die Einnahme, 1124. Venedig hatte nicht versäumt den Preis seiner Waffenhülfe vorher zu bestimmen. So gelangte die Republik zu außerordentlichen Rechten, nicht nur in Tyros, sondern im gesamten Königreich. Die Geschichte der eroberten Stadt, von der ein Drittel den Venetianern zufiel, während zwei Drittel königlich wurden, scheidet sich nun in zwei sehr verschiedene Teile. Das königliche Tyros erlag unter steigenden Wirrnissen, während die venetianische Kommune unter ihrem «Bailo» (Konsul) bis zum Untergang der christlichen Herrschaft in Syrien ein Bild jener politischen Kraft und Klugheit darstellt, welche die Politik Venedigs im Mittelalter auszeichneten.

Die Aufrichtung jener Riesensäulen und ihre Einfügung in den Bau, wenn sie wirklich durch die Venetianer geschehen,

ist in der That ein nicht geringer Beweis ihrer Kraft. Wie unerreichbar die mechanischen Leistungen früherer Jahrtausende den heutigen Landesbewohnern erscheinen, geht wohl daraus hervor, daß sie, die Möglichkeit des Transports solcher Lasten bestreitend, allgemein behaupten, die Säulen seien an Ort und Stelle gegossen worden. Von der ehrwürdigen Kreuzfahrerkirche geleitete mich der Pater gegen Süd-Ost zur kleinen, von tiefen Sandmassen umgebenen Gartenanlage. Dann folgten wir dem Südufer der Halbinsel, wo, teils halb, teils ganz vom Meere überflutet, jene unerhörte Menge von Granitkolonnen liegt. Patellen haben zuweilen sie dicht überzogen. Vom Strande erkletterten wir dann die etwa 10 Meter hohen Uferklippen von tuffähnlichem Kalkstein, durchschritten die Friedhöfe der Mohammedaner und der Metawile[1]) und wandten uns wieder der Stadt zu. Auf das ansehnliche neue Haus eines türkischen Effendi deutend, teilte der Präsident mit, es sei ganz aus alten Werkstücken erbaut, welche teils aus dem Schutt gegraben, teils durch Zerstörung alter Mauerreste gewonnen seien. Auf den Uferfelsen waren Netze ausgespannt, ein Anblick, bei welchem mein Begleiter an die Weissagung

[1]) Die Metawile, 80,000 Seelen, gleich den Persern Schiiten, unterscheiden sich von den sunnitischen Mohammedanern vorzugsweise durch die Verehrung Alis, des Schwiegersohnes Mohammeds, und der Imame. Sie beten nur einzeln, wobei sie ihr Haupt auf ein Stückchen Erde niederbeugen, welches angeblich von der Richtstätte ihres Martyrers El Hosain, des Sohnes Alis, stammt. Es bestehen unter den Metawilen mehrere eigentümliche Formen der Ehe, namentlich auch eine Ehe auf bestimmte Zeit. Mit Andersgläubigen zu essen, vermeiden sie auf das äußerste. Teils in getrennten Ansiedlungen, teils mit Christen und Juden gemischt, wohnen sie vorzugsweise im nördlichen Galiläa (Belad Beschara), doch auch in Cölesyrien bis Höms (Emesa). Unter ihrem Schech Hanzer bemächtigten sie sich 1766 des damals fast verödeten Surs. Hanzer baute den seit 1837 in Trümmern liegenden Mauergürtel. Sie sollen jetzt die Hälfte der Bewohner von Sur (5000 Seelen) bilden.

des Hesekiel erinnerte (26, 14. 17): „Ich will einen bloßen Fels aus dir machen und einen Wehrd, darauf man die Fischgarne ausspannt“. – Die Mauern von Tyros sind noch heute redende Zeugen des schrecklichen Erdbebens vom 1. Januar 1837, welches ganz Palästina und Syrien erschütterte. In Tyros wurden 12 Personen getötet, 30 verwundet, alle Mauern beschädigt, viele Häuser ganz zerstört. Mit Sonnenuntergang waren wir wieder in der Casa nuova. Der Pater verließ mich und ich konnte allein in meinem Oberbau und auf dem Dache diese ereignisreiche Planetenstelle im Abendlicht betrachten. „Ach, wer ist jemals auf dem Meere so stille geworden wie du Tyros?“ (Hesekiel, 27, 32.)

(60.) Saida (Sidon), 13. Mai.

Die Sonne ging heute wieder strahlend über dem breiten, schneeigen Hermon auf. So mochte sie auch durch das große Mittelportal in die Paulinische Kathedrale scheinen. Zwischen den elenden Mauern hin erreichten wir das Thor, wo Kamele lagerten. Sie hatten Mühlsteine aus der Ledja gebracht. Diese Steine, aus doleritischer Lava bestehend, sind, da sie durch Kamele zur Küste gebracht werden müssen, sehr viel kleiner als unsere Niedermendiger Mühlsteine. Auch von Akka und Saida werden sie verschifft. Außer diesen ca. 70 Centimeter großen Lavaplatten führt Sur vorzugsweise Holzkohlen aus, welche aus den südlichen Ausläufern des Libanon kommen, Rohseide, Südfrüchte und in gesegneten Jahren auch Getreide aus dem Transjordanlande. Doch ist der Handel Surs von geringer Bedeutung und steht weit hinter dem von Haifa, Akka, Saida. Nicht ohne Interesse sind im Vergleiche mit den heutigen Handelsverhältnissen die Andeutungen Hesekiels (27, 5–24) über den Handel von Tyros um 600 v. Chr. Das große Emporium der alten Welt erhielt u. a. Cedern zu Masten vom Libanon, Eichen

zu Rudern aus Basan, köstliche Gestühle aus den Inseln Chittin (Cypern), gestickte Seide aus Ägypten, Decken von gelber Seide und Purpur aus den Inseln Elisa (?). Die Tyrier holten in eigenen Schiffen Silber, Eisen, Zinn, Blei; auf die tyrischen Märkte wurde ferner gebracht: Sklaven, Erz von Javan (Jonien), Thubal und Mesech (?), Pferde, Maulesel, Wagen von Thogarma (Armenien), Elfenbein und Ebenholz von Dedan (?). Die Syrer brachten Rubin, Purpur, Seide, Sammet und Krystalle [1]), Juda und Israel brachten Weizen von Minnith (?), Balsam, Honig, Öl und Mastix; Damaskus starken Wein und köstliche Wolle. Arabien sandte Schafe, Widder und Böcke. Saba und Rama Spezerei, Edelsteine und Gold. Aus Assyrien und andern östlichen Ländern kamen köstliche Gewande, Seide und gestickte Tücher, wohlverwahrt in schönen Kasten von Cedernholz.

Zwischen Sur und Saida nähern sich die Vorhöhen des Gebirges meist bis auf weniger als 1 Kilom. der Küste. Diese ist einförmig; die Hügelrücken, ohne ausgezeichnete Formen, verdecken das fernere Hochgebirge. Nur an einem Punkte, bei der Mündung des Kasimiye (Leontes) öffnet sich eine Fernsicht ins innere Land. Schön und symmetrisch stellt der Hermon sich in die Thallücke. Am verwüsteten Khan Kasimiye, 9 Kilom. von Sur, dient ein 3 Meter großer Block des schönsten ägyptischen Granits als Thürgesims. Vom Khan steigt man zur Steinbrücke hinab, auf welcher man den tyrischen Strom überschreitet. Der alte Leontes,

[1]) Dies nebst Jes. 54, 12 ist das einzige Vorkommen des Worts in der Bibel. Was mag darunter zu verstehen sein? Der früheste Gebrauch jenes Wortes findet sich bei Homer (Odyssee XIV, 477) σακέεσσι περιτρέφετο κρύσταλλος (Eis umkrustete die Schilde). Noch jetzt sagt man in Griechenland τὸ νερὸν ἐκρουστάλλιασε (das Wasser fror), wenn sich eine dünne Eis-„Kruste“ auf dem Wasser bildet. Eine Umänderung des υ im Altgriechischen in ου kommt mehrfach im Neugriechischen vor, z. B. ἄχυρον in ἄχιουρον.

in seinem Oberlauf durch die Bekaa (Cölesyrien), sowie in seinem Mittellauf von der Naturbrücke Kuweh (33° 33′ n. Br.) bis zur knieförmigen Umbiegung am Kalat-esch-Schekif „Litani", in seinem Unterlaufe Nahr Kasimiye genannt, bildet eines der merkwürdigsten Thalsysteme. Unfern Baalbek entspringend (etwa 1200 Meter hoch) fließt er zunächst über die große Hochebene, zahlreiche Zuflüsse aus den Schluchten des Libanon und Antilibanon aufnehmend. Bei Meschghara verengt sich das cölesyrische Hochthal, der Fluß tritt brausend in tiefe schauerliche Felsenklüfte ein, welche ihn — nur von kurzen Thalweitungen unterbrochen — zunächst bis zum hochthronenden Kalat-esch-Schekif („Schloß der Felsen") begleiten. In diesem seinem Mittellauf strömt der Leontes parallel dem Jordan, sich ihm bis auf 1/2 Meile nähernd. Cölesyrien, 100 Meilen lang, bildet ein Glied des großen Einsturzthales, welches bis zum Golf von Akaba reicht. Zufolge der orographischen Gestaltung der Bekaa scheint der Leontes den Oberlauf des Jordan bilden zu sollen. Doch entzieht er sich am „Schloß der Felsen" in knieförmiger Beugung dem Längenthal, um sein Wasser dem syrischen Gestade zuzuführen. Wie der Mittel-, so ist auch der Unterlauf des Leontes, vom Schloß der Felsen bis zum Meer, eine enge, ungangbare Schlucht. Zur Bereicherung der syrischen Küste hat demnach der ca. 20 Meilen lange Flußlauf kaum irgend etwas weder im Altertum noch in neuerer Zeit beigetragen.

Die schmale Küstenebene, auf welcher der Weg nach Saida weiterführt, trägt in zahllosen Mauertrümmern und Grabstätten das Gepräge einstiger dichter Besiedlung, gegen welche die heutige Totenstille absticht. Die rotblühenden Oleanderbüsche und die breitblättrigen, gelbblühenden Opuntien deuten auch auf diesen Totengefilden die ewige Jugendkraft und Schönheit der Natur. Die ca. 100 Meter hohen

Hügel, welche in 1—2 Kilom. Abstand die Küste begleiten, bestehen aus bräunlichem Kalkstein, unter welchem an vielen Punkten weißer Kalkmergel hervortritt. Bei Adlun sind die Abhänge der Hügel zu glatten Wänden abgeschrägt, welche „die Nekropole von Adlun" bergen. Der gewöhnliche Zugang zu den Grabstätten wird durch einen kleinen horizontalen Gang (Stollen), etwa 1 Meter breit, hoch und tief, gebildet. Dieser Vorraum, dessen Sohle zwischen einer äußern und einer innern Schwelle ein wenig, etwa 20 Centimeter, vertieft ist, führt zu einer regelmäßig ausgehauenen Grotte, welche meist drei gewölbte Nischen (an der Hinterwand und zu beiden Seiten) zur Aufnahme von Steinsarkophagen birgt. Eine andere Form der Grotten besitzt statt des horizontalen einen vertikalen, schachtähnlichen Eingang, während die innere Einrichtung der Grabstätte genau dieselbe ist. Diese Felsengräber zählen nach hunderten, vielleicht nach tausenden. Man steigt auf offenen Treppen zu ihnen empor. Manche dieser Heiligtümer sind durch Verwitterung und Abbruch des wenig festen Gesteins geöffnet, man blickt dann unmittelbar in die einst verborgenen Grabnischen. Alle diese durch E. Renan erforschten Totenstätten sind ausgeraubt; die Sarkophage weggeschleppt.

Weiter gegen Norden treten die Höhen fast unmittelbar ans Meer. Auf dem Berge liegt das Dorf Sarafend, es entspricht dem alttestamentlichen Zarpath, wo Elias eine Zeitlang bei der Witwe wohnte und der heiligen Überlieferung zufolge deren Sohn auferweckte (1. Kön. 17, 9). Die Stadt, später Sarepta genannt, wurde zur Zeit der Kreuzfahrer zum Bischofssitz erhoben. Indem wir den Küstenvorsprung von Sarafend umgingen, entschwand Sur, aus der Ferne gesehen scheinbar im Meere liegend, während vor uns jenseits einer weitgestreckten Bucht Saida und seine Baumgärten erschienen. Bald erreichten wir den Khan Chudr, wo wir

eine Stunde ruhten. Ich hatte hier Gelegenheit eine reisende türkische Familie zu sehen. Es war der Kaimakam von Sur, welcher nach einer Stadt des nördlichen Syriens versetzt war. Voran ritt ein Soldat in äußerst abgenutzter Kleidung, etwa 100 Meter zurück folgte die Familie, die einzige Gemahlin, Kinder, Dienstboten und eine ältere Frau. Die Damen in weite weiße Stoffe gehüllt, das Gesicht von einem dunklen, sehr dichten Schleier bedeckt. Die Familie begab sich sogleich in das Innere des überaus schmutzigen, verwahrlosten Khans, während ich im Schatten einiger Bäume Platz genommen. Eine halbe Stunde später kam der Kaimakam selbst, dem wieder ein Soldat folgte. Vom Pferde gestiegen, ließ er unmittelbar neben mir eine Matte ausbreiten und begann sein langdauerndes, mit vielen Körperbewegungen verbundenes Gebet. Die Familie brach dann wieder auf, ohne daß im mindesten mit dem Gatten und Vater ein Wort gewechselt worden wäre. In dieser Weise sollen angesehene türkische Familien zwar nach demselben Ziel, doch nicht zusammen reisen.

Diese Begegnung gab Elias Gelegenheit mir mitzuteilen, daß jeder Eingabe, welche in Palästina-Syrien an irgend einen türkischen Beamten gemacht würde, ein Geschenk von mindestens zwei türkischen Thalern (à 3 Mark 60 Pfennig) müßte beigefügt werden, wenn dieselbe irgend eine Berücksichtigung finden sollte. Ohne eine solche Gabe erfolge niemals eine Antwort. Die Annahme von Geschenken und die Bestechlichkeit aller Bamten ist der eigentliche und wahre Fluch der türkischen Regierung. Das Darbringen von Geschenken wird vielfach im Orient als ein schuldiger Tribut betrachtet, welchen der Geringere dem Höheren bei jeder Annäherung irgend welcher Art schuldet. Schon Moses gebot: „Du sollst nicht Geschenke nehmen, denn Geschenke machen

die Sehenden blind und verkehren die Sachen der Gerechten" (2. Mos. 23, 8). Unter den zwölf großen Verfluchungen, welche vom Berge Ebal erschallten, bedrohte eine auch den, der Geschenke nimmt. Einer ferneren Mitteilung des Dragoman entnehme ich, daß unter den Christen, wie auch unter den Mohammedanern Palästinas leider noch jetzt jener gottlose Aberglaube herrscht, daß die Juden zu Ostern ein Christenkind schlachten, obgleich der Sultan Abdul Medjid auf Ersuchen von Sir Moses Montefiore im Jahre 1840 in einem besondern Hatti Scherif in bestimmtester Weise erklärt hatte, daß jene Anklagen gegen die Juden und ihre Religion reine Verleumdungen sind.

Wie am Tage zuvor Sur, so hatten wir heute als ersehntes Ziel, dem wir uns auf furchtbar steinigem Wege nur langsam näherten, Saida, scheinbar ins Meer vorgestreckt, vor Augen. Erwähnenswert sind alte und neue Ruinen von Straßen, welche man am phöniciſchen Gestade trifft; meilenweit zieht sich die Spur der alten Römerstraße hin. Da indes die großen Kalkböcke, aus denen der Damm aufgeführt, durch Verwitterung zu einer Art von Karrenfeld geworden, so vermeidet man, ihn zu betreten. An dieser Straße liegen die Überreste vieler alter Baue. Mit Überraschung bemerkte ich an einer Stelle, daß der Huf des Pferdes auf einen Mosaikboden trat. Vor Saida trifft man den Torso einer neuen Straße, welche, das Binnenland (zumal Nabatiye) mit der sidonischen Küste verbindend, dem fortschreitenden Verfall Saidas vorbeugen sollte. Ohne Brücken, ohne Beschotterung, geht die nie vollendete Straße, zu welcher die kleine Stadt $1/4$ Million Francs geopfert, für welche die armen Bauern Frondienste leisten mußten, einem schnellen Verfall entgegen. Halbwegs zwischen Sarafend und Saida überschreitet man den kleinen Fluß Zacharani, welcher durch seinen recht-

winklig umbiegenden Lauf ein kleines Abbild des Leontes ist. Offenbar entspricht der Oberlauf, der aus dem Gebirgsland Djezzin herabkommt, einem Längenthal, der Unterlauf einem Querthale des Libanongebirges. Wie Sur, so steht auch Saida auf den mächtigen Schuttmassen der vergangenen Jahrtausende. Ein Profil dieses sidonischen Schutts erblickt man namentlich bei der Citadelle Emeise (Kalat-el-Mezze) an der Süd-Ost-Ecke der Stadt. Saida ist bei weitem nicht so tief gesunken wie Sur; viele sehr stattliche Baue erinnern an die Zeit, da der große Drusenfürst Sachreddin (vielleicht die einzige hervorragende Persönlichkeit, welche das merkwürdige Drusenvolk hervorgebracht) die Stadt zu seiner Residenz machte.

Bei Saida dehnt sich zwischen dem Meer und den etwa 150—180 Meter hohen Kalksteinhügeln eine $^3/_4$—$1^1/_2$ Kilom. breite Küstenebene aus, welche in einer Erstreckung von 5 Kilom. einen Wald der herrlichsten Agrumibäume trägt. Über den dunkelgrünen Laubmassen dieser edlen Bäume erscheint, die Vorhöhen überragend, der auch im Mai noch schneebedeckte Kamm des Djebel Niha, dessen südlicher Gipfel, Toghmat Niha, 1850 Meter erreicht. Die Fruchtbarkeit dieses Landstrichs, des eigentlichen Kanaans, entspricht noch heute den alten Lobpreisungen. Der gelbbraune, tuffähnliche Kalkstein der Umgebung von Saida bot das günstigste Material zur Aushöhlung von Felsengräbern dar. Die zahlreichen baulichen Reste berechtigen zu dem Schlusse, daß im Altertum das sidonische Gestade etwa in ähnlicher Weise bewohnt war, wie heute der Neapeler Golf. Nachdem wir die Stadt (10,000 Einwohner, darunter etwa $^1/_3$ Christen) am Akkathor bei der Emeise betreten, begab ich mich zum deutschen Vicekonsul, Herrn Ayub Abela. In seiner Abwesenheit wurde ich von seiner anmutsvollen, des Englischen und Französischen

kundigen Gattin empfangen und mit einem Glase Limonade erquickt, eine Wohlthat nach der heutigen Reise. Frau Abela trug einen prachtvollen Halsschmuck von goldenen Alexandrinern, herrührend von einem sidonischen Funde. Ich wurde dann zu Herrn Abela geführt in den Khan Fransavi, einen schönen quadratischen Bau (60 Meter Seite), von Sachreddin gegründet, wo ich auch alsbald dem französischen Konsul, Herrn Durighello, mich vorstellen und seine Sammlung von Altertümern besichtigen konnte. Herr Abela geleitete mich dann in das lateinische Kloster, welches gleichfalls im französischen Khan sich befindet; durch ihn empfohlen wurde mir die beste Aufnahme zu teil, namentlich seitens des Padre Germano von San Germano (Casino); ein schöner Greis von 68 Jahren mit langem wallendem Barte. Er wurde freudig bewegt, als ich ihm berichtete, daß ich noch vor acht Wochen in seiner Heimat und auf dem Berge Casino gewesen. Nachdem er mir ein Zimmer angewiesen, lud er mich in seine Zelle ein, um mir seine Blumen und die Arbeiten seiner Mußestunden zu zeigen. Aus den mannigfachen Konchylien des sidonischen Strandes, von denen er eine reiche Sammlung hat, fertigt der Greis Kreuze, Leuchter u. a. Altarschmuck. Das Schönste, was ihm je in dieser Art nach jahrelanger Arbeit gelungen, sei nach Köln gekommen. Aus dem kleinen Zimmer des Paters auf eine Dachterrasse heraustretend, hatte ich eine entzückende Aussicht auf die Baumparadiese, welche sich von der Stadt bis zu den etwa $1^1/_2$ Kilom. entfernten Hügeln ausdehnen, über welchen der Niha aufsteigt. Nachdem er mir seine Kunstwerke gezeigt, frug mich der Greis, ob ich ihn nicht auch singen hören wolle, geleitete mich dann in die Kirche, wo Marienandacht war. Wir begaben uns auf die Orgeltribüne, wo er zunächst die Orgel spielte und dann mit kräftiger, wohllautender Stimme sang: «Sancta mater domini,

ora pro nobis» u. s. w. Nachdem er geendet, hielt er mich noch eine Zeitlang zurück, um den Gesang der arabischen Mädchen zu hören.

In Begleitung des Herrn Abela wanderte ich sodann zu der phönicischen Nekropole, welche 1 Kilom. gegen Süd-Süd-Ost vor der Stadt liegt. Auf dem Wege dorthin zeigte mir Herr Abela zunächst Weli-Nebi-Seidun, von den Juden als das Grab Sebulons hochverehrt. Nachdem wir den Bach Bargut, den alten Asklepios, überschritten, kamen wir zur Nekropole; hier befindet sich die ansehnliche, künstlich in den Fels gehauene Höhle des Apollo, „Moghâret Ablûn" genannt. Aus derselben trat uns eine gutmütige, aber erschreckend häßliche Negerin entgegen, welche mit dem Vieh in der Grotte, einst das Prunkgrab eines Königs, haust; zahlreiche andere Gräber liegen umher, vierseitige, 2—5 Meter tiefe, schachtähnliche Öffnungen führen zu den Grabnischen. Ich kroch in einige große Grabkammern hinein und fand deren Wände mit Stuck überzogen und mit rohen Malereien geschmückt. Die Decke der Grabkammern wird durch ein etwas festeres Stratum des tuffähnlichen Kalksteins gebildet. „Hier wurde auch im Jahre 1855 der Basaltsarg des sidonischen Königs Eschmunazar entdeckt, auf dem, ein seltener Fall, eine große phönicische Inschrift steht. Es wird darin ein Fluch über denjenigen ausgesprochen, der das Grab des Königs stört. Der Sarg befindet sich jetzt in Paris" (Prof. Socin in „Palästina und Syrien", herausgeg. von K. Bädeker). Herr Abela verpflichtete mich auch zu Dank durch manche interessante Mitteilung aus der Vergangenheit und der Gegenwart Saidas. An die Beantwortung meiner Frage nach dem Erbauer der stattlichen Khane knüpfte er Bemerkungen über die Blüte der Stadt unter Fachreddin und die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes.

Sachreddin, Sohn Maan-Emirs, des Groß-Emirs der Drusen, geb. 1584, wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, durch seine kluge Mutter Setnesep sorgsam und zunächst unter Verheimlichung seines hohen Ranges erzogen. Erst in seinem 15. Jahre wurden ihm Mitteilungen über seine Ansprüche auf das Groß-Emirat gemacht. Der junge Groß-Emir befestigte zunächst sein Ansehen unter den Emiren seines Volkes, verjagte dann die türkischen Statthalter aus den Städten der syrischen Küste und nahm den Titel eines Fürsten von Saida und von Galiläa an. Im Jahre 1608 begannen die merkwürdigen Beziehungen zwischen dem Groß-Emir und dem Großherzog Cosimo II. von Toskana, welche zunächst in einem Bündnis gegen die Pforte zum Ausdruck kamen. Nachdem Sachreddin Cölesyrien erobert, begab er sich, einer Einladung des Großherzogs folgend, nach Italien, unter Zurücklassung seines Sohnes als Groß-Emir unter der Vormundschaft Setneseps, in der Hoffnung seine umfassenden Pläne von Europa aus wirksamer fördern zu können. Er landete nach siebenwöchentlicher Fahrt mit großen Schätzen am 5. Nov. 1613 in Livorno, vom Großherzog mit ausgezeichneten Ehren empfangen. Nachdem er sich mit der abendländischen Kultur, namentlich mit dem toskanischen Landbau und verschiedenen Gewerbs- und Fabrikationszweigen, vertraut gemacht, kehrte er im Sommer 1614 nach Syrien zurück und begann nun seine civilisatorischen Bestrebungen zu verwirklichen, indem er zugleich sein syrisches Reich von der Pforte unabhängig zu machen strebte. Er baute Brücken, Straßen, Khane, Paläste, legte Gärten und Wasserleitungen an, ließ durch toskanische Bauern seine Unterthanen im Landbau unterweisen, ein Unterricht, welcher, wie die hohe Feldkultur des Libanon beweist, nicht vergeblich war. Sein Heer soll 10,000 Mann Fußtruppen betragen haben. Das Gebiet seiner

Herrschaft reichte bis Aleppo. Nur zu schnell sollte die Katastrophe über ihn und seinen Staat hereinbrechen; nach längerer Lethargie raffte sich die Pforte auf, eine türkische Flotte landete, die Paschas von Damaskus, Jerusalem und Gazza rückten gegen den Groß-Emir vor, welcher, nachdem sein Bruder und sein tapferer Sohn im Kampf gefallen, in einer Höhle des südlichen Libanon, unfern Djezzin (830 Meter hoch, 3 Meilen östlich Saida) Zuflucht suchte. Durch Felssprengungen bahnten sich die Türken einen Zugang, trieben durch Feuerbrände den Flüchtling aus seinem Versteck, 13. Nov. 1634, und führten ihn als Gefangenen nach Konstantinopel. Als im folgenden Jahre ein Neffe Fachreddins die Waffen gegen die Türkei ergriff, wurde sofort Fachreddin, 52jährig, hingerichtet und fast sein ganzer Stamm ausgerottet [1]).

Die jetzige Lage der Stadt Saida ist den Mitteilungen des Herrn Abela zufolge eine wenig günstige, die frühere Quelle des Reichtums, die Seidenkultur, droht durch die nach Vollendung des Suezkanals entstandene Konkurrenz zu erliegen. Die Straße Berut-Damaskus hat das Übergewicht Beruts über die andern syrischen Häfen noch sehr vermehrt. Unter diesen Umständen scheint die Vollendung der Fahrstraße von Saida nach Nabatiye und über den südlichen Libanon eine Lebensfrage für die Stadt zu sein. Um so tiefer ist begreiflicherweise die jetzt hier herrschende Niedergeschlagenheit, da trotz aller Opfer, welche die Stadt gebracht, der Straßenbau unterbrochen und, so scheint es, in eine unbestimmte Zukunft verschoben ist. Herr Abela ist im Begriffe eine Schrift über die Gebräuche und die seltsam abergläubischen Vorstellungen der einheimischen Bevölkerung zu vollenden, welche gewiß, bei dem hohen Alter solcher Ideen und Gebräuche, von großem

---

[1]) Vergl. H. Prutz: Aus Phönizien. Seite 75—88.

Interesse sein wird. Meine Frage, ob auch in Saida die christliche Bevölkerung wachse, die mohammedanische abnehme, verneinte er, indem er darlegte, daß die Christen mit Rücksicht auf die Verminderung der Erwerbsquellen nach Berut oder andern Orten übersiedelten, die Mohammedaner aber selbst in großer Armut an Ort und Stelle blieben. Bei ihrer äußersten Bedürfnislosigkeit und der mangelhaften Verpflegung ihrer Familie können die Mohammedaner noch leben, wo eine christliche Familie nicht mehr bestehen kann. Letztere speist gemeinsam, gleiche Speisen; der Mohammedaner läßt im Falle der Armut nur zu oft die Seinigen entsetzlich schlecht leben, während er selbst auf dem Bazar sich verhältnismäßig noch gut ernährt. Nachdem ich von Herrn Abela die Versicherung erhalten, daß er sein Werk: „Über abergläubische Vorstellungen und Gebräuche des Orients“ bald veröffentlichen werde und ihm dankbar Lebewohl gesagt, wandte ich mich wieder zum Kloster.

Die Mönche hatten die Freundlichkeit, mich an ihre Tafel zu ziehen; ich erwiderte dieselbe, indem ich (mit Rücksicht auf das nahe Ende des phönicischen Ausflugs) durch eine Büchse Sardinen, den Rest meiner Reiseprovisionen, ihre karge Fastenmahlzeit bereicherte. Schwer zu beschreiben war die Freude der drei Männer. An Unterhaltung fehlte es am Abendtische nicht. Ich hörte, daß die katholische Gemeinde vor kurzem sehr betrübt worden ist durch den Übertritt des russischen Vicekonsuls zur orthodoxen Kirche. Um die ganze Gottverlassenheit der griechischen Kirche zu kennzeichnen, teilten mir die Brüder mit, daß dieselbe seit so vielen Jahrhunderten keinen Heiligen hervorgebracht, während doch die katholische Kirche fort und fort mit Heiligen begnadigt würde. Die Hartnäckigkeit, mit welcher die Griechen an ihrer Kirche hingen, wurde in düsterm Lichte dargestellt; niemals sei es

hier gelungen einen Griechen zu bekehren, eher würden die Mohammedaner noch zum katholischen Glauben sich bekennen als die Griechen. Auf meine Frage, ob hier ein Mohammedaner seit Menschengedenken Christ geworden, mußten sie leider mit Nein antworten. Padre Germano ist ein Verehrer Bismarcks, nur konnte er es weder verzeihen noch auch begreifen, daß der Kanzler mit „solcher Grausamkeit" die Cristiani verfolgen lasse, er schien ja eine Austreibung oder Vernichtung der Christen im Sinne zu haben. Ich darf mich der Hoffnung hingeben, daß die braven, aber durch eine gewissenlose Presse getäuschten Männer meiner berichtigenden Darlegung nicht unzugänglich geblieben sind.

Schließlich wandte sich die Unterhaltung auf Dschessar, dessen blutiges Andenken der Bevölkerung unauslöschlich eingeprägt ist. Padre Germano erzählte folgende schreckliche Geschichte, ihre Wahrheit verbürgend. Ein Bauer schuldete dem Ortsvorsteher (Schech) eine Summe Geldes, welche er am Verfalltage nicht zurückgeben konnte. Der Schech drängte, der Bauer bat um Ausstand, versichernd, daß er von dem Erlös der nächsten Ernte bezahlen werde. Erbarmunglos ließ der Schech einen der beiden Ochsen, welche den einzigen verkäuflichen Besitz des Bauers bildeten, schlachten und machte sich von dem Erlös bezahlt. Mit dem einen, ihm gebliebenen Ochsen konnte der Bauer nur die Hälfte seines Feldes bestellen. Zufällig kam Dschessar des Weges geritten, sah das unbeackerte Feld und stellte den Bauer darüber zur Rede. Nachdem er den ganzen Hergang der Wahrheit gemäß erforscht, beschied er den Schech und alle diejenigen zu sich, welche von dem geschlachteten Ochsen des armen Bauers gekauft; er befahl dann den Schech zu erdrosseln und in Stücke zu zerhauen. Wieviel ein jeder für sein Stück Ochsenfleisch gegeben, soviel mußte er erlegen für ein Stück der

Leiche des hartherzigen Schechs. Noch andere Thaten Dscheffars wurden berichtet, die mitzuteilen die Feder sich sträubt.

(61.) Berut, 14. Mai.

Der heutige Reisetag war beschwerlicher wie alle frühern. Mit Tagesgrauen, $4^1/_2$ Uhr, war ich reisefertig, der Bruder läutete das Glöcklein, welches hell über die noch stille Stadt tönte. Zum Thore hinausschreitend, erblickte ich auf einem rechts an der Straße liegenden Friedhof zahlreiche, in weiße Gewande gehüllte, tief verschleierte Frauen; man hätte sie für Geister der Abgeschiedenen halten können, wenn nicht eben die Sonne ihre ersten Strahlen über die Landschaft geworfen. Für viele Mohammedanerinnen ist der Friedhof die einzige Stätte, wo sie im Freien verweilen können.

Der Beruter Weg führt von Saida zunächst über den schmalen Sandstreifen, welcher sich zwischen dem Meere und den Baumgärten hinzieht. Die Hügel verengen allmählich die Küstenebene. $2^1/_2$ Kilom. von der Stadt erreicht man die Mündung des Awali-Flusses, des alten Bostrenus, welcher die herrlich kultivierte sidonische Ebene gegen Norden begrenzt. Der Weg wird nun, immer am Küstensaume hinziehend, äußerst rauh und steinig; in den bizarrsten Formen sind die Blöcke von sandigem Kalkstein ausgewittert, welche den schmalen Küstenstreif wie den Weg bedecken und die Reise zu einer Qual gestalten. Weiterhin, jenseits Khan Chulda (Heldua), 15 Kilom. von Berut, beginnen die schon erwähnten Massen rötlichen Sandes, welche, bis zu Hügeln von 25—30 Meter aufgeweht, für Roß und Reiter gleich qualvoll sind. — An der Küste reisend, welche zwischen mehreren wenig hohen Vorgebirgen (Ras er-Rumele, R. Djedire, R. Damur) flach ausgebuchtete Golfe bildet und nur sehr spärliche, durch Baumwuchs begünstigte Stellen zeigt (so am Khan Nebi Yunus), ahnt man kaum, welcher Reichtum der Bodengestaltung und

Besiedlung sich auf den östlich vorliegenden Gehängen des südlichen Libanon entfaltet, dessen Hauptrücken 3^1/$_2$—4 Meilen fern vom Meere von der Kniebiegung des Leontes gegen Nord-Nord-Ost streicht, um sich in der Breite von Berut mit dem hohen Libanon (Djebel Sannin, 2608 Meter) zu verbinden. Dem einförmigen Abfall gegen die Hochebene Bekaa stehen die vielgegliederten westlichen Gebirgsabhänge gegenüber. Auf dem Nebi Safi (1355 Meter), der 18 Kilom. west-süd-westlich von Saida, erschienen Fraas (Geologisches aus d. Libanon, in Jahresh. f. Naturk. in Württemberg 34. Jahrg. S. 259) „die Berge des Libanon gleich riesigen Maulwurfshügeln, die neben und hintereinander hingeworfen sind und sich je nach ihrer Zusammensetzung aus Kalkfelsen, Sandstein oder Mergel bald steiler bald flacher legen. Jeder dieser Hügel besteht aus einem System vieler Schichten, die sich wie Bänder durch den Berg ziehen. Doch ist der nächste Hügel wieder außer Zusammenhang mit dem ersten, sodaß man den Eindruck bekommt, den im kleinen bei einem Eisgange gestrandete Schollen auf uns machen. Was den Blick auf die Schichtenbänder besonders anmutig macht, ist der Wechsel der Farben dieser Bänder".

Drei Flußthäler zerschneiden mit ihren zahllosen Verzweigungen das westliche Gehänge; der bereits genannte Awali, der Damur und der Berut. Von diesen Flüssen strömen die erstgenannten in ihrem Oberlauf gleich dem Zaharani in Längsthälern von Nord-Ost nach Süd-West; sie treten dann mit Westwendung in Querthäler ein. Die herrliche Libanon-Landschaft kommt in diesen Thälern zur Entfaltung. Höchste Fruchtbarkeit und fleißigster Anbau, namentlich dort, wo Sandsteine und Mergel nebst Melaphyren die Gehänge bilden; großartige Felsgestaltung, wo der Kalkstein in circusähnlichen hohen Wänden über dem braunen Sand-

steinterrain aufragt. — Entsprechend der höhern Erhebung und dem reicheren Relief des Libanonlandes im Vergleiche zum Gebirge Palästinas ist hier an die Stelle einfacheren Schichtenbaues die größte Unregelmäßigkeit getreten, wie sie durch Fraas vortrefflich ausgesprochen wurde: „Es wäre sehr einfach, die syrische Kreide zu gliedern, wenn der geologische Satz in Syrien feststände, daß das oberste Gebirge das jüngste, das unterste aber das älteste sei". Es hat aber dort „eine gründliche Verschiebung aller Niveaus stattgefunden, sodaß wir einen bestimmten geologischen Horizont ebenso gut bei 2000 Meter über dem Meer als im Niveau des Meeres antreffen können. Es fehlt uns in Syrien zur Bestimmung des Schichtenalters der anderswo so wichtige Faktor, die Aufeinanderfolge der Schichten. Das eine Mal stehen sie auf dem Kopf, das andere Mal sind sie überkippt, sodaß man ratlos vor einer solchen Schichtenwand steht, ratlos, was als das Ältere, was als das Jüngere anzusehen ist".

Während die Höhen des Libanon dicht bewohnt, ist die Küste arm an Ansiedlungen. Trotz den Qualen, welche der furchtbar rauhe, mit großen rollenden Steinen bedeckte Weg dem Reisenden bereitet, fehlt es nicht an erhebenden und tröstlichen Eindrücken: das blaue Meer zur Linken und die rotblühenden Oleanderbüsche, welche die aus den Gebirgsschluchten zum Meere ziehenden Rinnsale umsäumen. An einer kleinen Bucht, von einigem Baumwuchs umgeben, trafen wir den Khan Nebi Yunus (Prophet Jonas). Hier soll des Propheten Jonas „Leben aus dem Verderben geführt" worden sein (Jon. 2, 7); — nachdem ihn die „Tiefe umringt, Schilf sein Haupt bedeckt". Ich mußte hier der altchristlichen Sarkophage aus den Katakomben gedenken, welche im Bilde des Jonas dem Auferstehungsglauben kindlichen Ausdruck geben (Matth. 12, 40).

Wiederum streckt sich ein Kap (Ras Damur) ins Meer. Nachdem wir dasselbe umgangen, den Fluß gleichen Namens (Tamyras der Alten) durchschritten, erblickten wir, noch drei Meilen fern, Ras Berut nebst dem höchst liegenden Teil der Stadt. Bei dem nächsten Kahn, Chulda, rasteten wir. Es wirtete hier ein maronitischer Christ, dessen Frau eben das landesübliche Scheibenbrot, an Gestalt dem norwegischen Fladbröd gleich, buk. Das Brot ist sehr dünn und biegsam, sodaß Elias und Hammad, welche auf unserer Reise vorzugsweise von Lebben (saure Milch) sich nährten, aus demselben eine Art Kelle formten, um die Milch zu schöpfen. Wenn das Instrument zu erweichen beginnt, wird es verzehrt und aus einem andern Brotlappen ein neues gefertigt. Schließlich wurden sämtliche Speisereste in ein Brot wie in ein Tuch eingewickelt.

Bei Chulda erinnern ausgedehnte Nekropolen an die einst dichte Bevölkerung; man erblickt hunderte von Sarkophagen, welche allgemach zertrümmert und in einem nahen Kalkofen gebrannt werden. Fast 2 Meilen südlich von Berut beginnt rötlicher Sand die Küste zu bilden. Auf der 1–2 Kilom. breiten Sandfläche erheben sich hohe Dünen, welche die herrlichen Baum- und Fruchtgärten von Berut zu bedrohen scheinen. Zu ihrem Schutze werden die Gärten mit Erdwällen umgeben, diese sogleich mit Opuntien bepflanzt. Wo immer es möglich ist, Wasser auf den Sand zu führen, erweist er sich sehr fruchtbar. Der Sand ist reich an Magneteisenkörnchen, welche, da sie vermöge ihrer Schwere dem Verwehen nicht so leicht unterliegen, sich in Streifen auf den Hügeln ansammeln. Während des mühevollen Fortschreitens durch den tiefen Sand erquickt den Blick gegen Osten die vom Beruter Fluß durchflossene Landschaft. Über den Baumpflanzungen der Ebene erhebt sich das schöne Gebirge, dessen

graue Kalkflächen, vorzugsweise mit Ölbäumen bewachsen, in der von Sonnenglanz erfüllten Atmosphäre einen silbergrauen Farbenton reflektieren. Über die Vorhöhen hinweg hebt der 2608 Meter hohe Sannin sein schneebedecktes Haupt empor. Mit welchem Entzücken sahen wir das weiße Gebirge nun nahe vor uns liegen, nachdem es, während vier Tagereisen am Horizont sich erhebend, das Ziel unserer Sehnsucht gewesen!

Da ich auf meiner Reise von Jerusalem her nicht so glücklich war wie die Juden bei ihrer vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste („ihre Kleider veralteten nicht und ihre Füße zerschwollen nicht", Neh. 9, 21), so mußte ich im syrischen Emporium zunächst die erlittenen Schäden ausbessern lassen; dann besuchte ich Herrn Christmann auf der ottomanischen Bank, welcher, seit 25 Jahren in Syrien, mit Land und Leuten sehr vertraut ist. Um so gewichtiger erscheint sein günstiges Urteil über die hiesige ländliche Bevölkerung. An Fleiß, natürlicher Bildung und Freundlichkeit gegen den Fremden stehen sie vielleicht keiner europäischen Landbevölkerung nach. Die Lage der syrischen Landleute ist eine sehr verschiedene; am glücklichsten mögen sich jetzt wohl, seitdem sie von den mohammedanischen Distrikten getrennt und unter einem christlichen, mit ungewöhnlichen Vollmachten ausgestatteten Pascha oder General-Gouverneur stehen, die maronitischen Bauern des Libanongebiets befinden. Schutzloser steht die mohammedanische Landbevölkerung den Mißbräuchen der türkischen Verwaltung gegenüber. Anknüpfend an meine Mitteilung über den sidonischen Straßentorso erzählte Herr Christmann von einem andern Straßenbau (ich erinnere mich nicht, ob in Syrien oder Kleinasien), welcher die hiesige Regierungsweise charakterisiert. Die Behörde befiehlt den Bau einer Straße. Die Gemeinde stellt

das Land ohne Entschädigung zur Verfügung; die Bauern müssen fronden. Nachdem die Straße vollendet, erhebt die Regierung ein Weggeld unter der ausgesprochenen Verpflichtung, die Straße zu erhalten. Die Bauern bezahlen auf der Straße, welche sie gebaut. Da die Behörde, ihre Verpflichtung mißachtend, für die Instandhaltung der Straße nicht das Geringste thut, so ist sie bald in einem unbrauchbaren Zustand und die Bauern werden von neuem zu Fronarbeiten gezwungen.

Die günstige Entwicklung der Dinge im Libanondistrikt während der beiden letzten Jahrzehnte bezeichnet deutlich den Weg, auf welchem die beklagenswerten Zustände der von Konstantinopel aus regierten Länder gebessert werden können, wobei allerdings zuzugeben, daß bei der großen Verschiedenheit der Verhältnisse für jedes Glied des noch immer so ausgedehnten Reiches die Lösung der vorliegenden Frage besondere Schwierigkeiten bietet. Da die Regierung zu Konstantinopel in ihrer jetzigen Gestalt, sowohl von ihren christlichen, wie auch von mohammedanischen Unterthanen als unverbesserlich betrachtet wird (der wohlunterrichtete Korrespondent der „Daily News" schrieb 28. Okt. 1880: «Christians and Turks alike, have given up the present Government as hopeless. The attitude of the whole population is that of despair»), so kann nur durch Decentralisation eine Besserung herbeigeführt werden, bis es möglich sein wird, den betreffenden Landesteil von dem zerfallenden Reiche zu trennen. Jede Politik seitens einer der europäischen Mächte, welche auf eine Stärkung der Pfortenregierung gerichtet sein sollte, würde nicht nur etwas Unmögliches erstreben, sondern auch einen Frevel an den unter einer so durchaus verderbten Regierung leidenden Bevölkerung begehen. Nachdem die blutigen Greuel von 1860 durch französische Intervention (Frankreich wird von

den christlichen Libanesen als besondere Schutzmacht verehrt) gedämpft, die Drusen entwaffnet und zum Teil im Hauran angesiedelt, wurden die von Christen (meist Maroniten) bewohnten Teile des westlichen Libanon, ein Gebiet mit sehr unregelmäßigen Grenzen zwischen den Thälern des Awali und des Kadischa, zu einem besonderen Paschalik vereinigt und einem christlichen Generalgouverneur unterstellt, welcher von der Pforte bezeichnet, von den Mächten bestätigt wird. Indem der Pascha des Libanon (Mont Liban) für seine Verwaltung auch den Schutzmächten gegenüber bürgt, unterliegt er nicht wie die andern Generalgouverneure (Vali) der Willkür der Regierung zu Konstantinopel, welche namentlich in einem schnellen Wechsel der Vali zu Tage tritt und als ein wesentlicher Mißstand bezeichnet wird. Auch unter den türkischen Gouverneuren fehlt es nämlich nicht ganz an solchen, welche den ernsten Willen haben, die Zustände ihrer Provinz zu verbessern und den Mißbräuchen zu steuern. Dieser Wille aber kann nicht durchdringen, wenn das Geld der Reichen in Konstantinopel das Recht beugt.

Die größere Wohlfahrt, deren sich jetzt die Libanonbevölkerung erfreut, beruht wesentlich in ihrer autonomen Verwaltung und vor allem in einer gerechteren Steuererhebung. Das türkische System der Steuerverpachtung verdammt den Bauer, auch wenn er, wie es thatsächlich in Syrien der Fall, mit großem Fleiß den fruchtbaren Boden bearbeitet, zu ewiger Armut. Man stelle sich nur den Hergang vor: Das in öffentlicher Auktion ausgebotene Recht der Steuereintreibung für einen bestimmten Distrikt ist von einem reichen Spekulanten erworben worden. Sein Reichtum macht ihm die Lokalbehörden dienstbar; mit Gendarmen (Zaptiehs) rückt er aus und fällt gleich einem Geier auf die Gemeinde, in der er sich mit seinen Raubgesellen, oft wochenlang, einquartiert,

bis der Tribut entrichtet ist. Glücklich kann sich die Gemeinde schätzen, wenn sie mit dem dreifachen Betrag des Zehnten sich von dem Steuerpächter befreit, der zudem auch noch Geschenke an barem Gelde nimmt (500 Beschliks = 400 Mark im Dorfe Djifna)[1]). Mit einem Teil des Raubes weiß der Erpresser die Nachsicht der Provinzialbehörde zu erkaufen. Sollte aber auch hier das Geld nicht die gewünschte Wirkung haben, so wird es in Konstantinopel um so sicherer seinen Weg finden, sodaß von dort aus die Bestrebungen eines Paschas gehemmt werden, welcher den Mißbräuchen entgegenzutreten wagt. So ist die Landbevölkerung arm, der Staat arm; es bereichern sich aber teils in hohen, teils in mehr untergeordneten Stellungen eine Menge von Menschen. Daß unter diesen die Zahl der Mohammedaner vielleicht geringer ist wie die der Christen, erklärt sich schon durch die weniger entwickelte Erwerbs- und Geldsucht der Anhänger des Propheten. So weit jetzt in den türkischen Ländern europäischer Einfluß reicht, ist die Lage der Fremden und aller derer, welche direkt oder indirekt unter dem Schutze der Konsulate stehen, eine verhältnismäßig bessere als die, welche eines solchen Schutzes entbehren. Glücklich auch der Reiche, da Recht und Macht ihm dient! Wehe aber denen, welche keinen Beschützer haben und namentlich wehe den Armen!

Das schnelle Aufblühen des Libanon nach der furchtbaren Heimsuchung des Jahres 1860 beweist einerseits die Fruchtbarkeit des Landes und die Thätigkeit seiner Bewohner und ist andererseits ein Zeichen der guten, fast ganz autonomen Verwaltung Rustem Paschas, dessen Gebiet nicht nur befreit ist von türkischen Steuerpächtern, sondern auch von türkischen Gendarmen (meist genommen aus den wilden

---

[1]) Nach der Erzählung von Laur. Oliphant in «The Land of Gilead».

räuberischen Stämmen der Tscherkessen und Kurden; und gleichfalls eine greuliche Heimsuchung für die ländliche Bevölkerung). Über die Aufrechthaltung der Gesetze im Libanondistrikte wachen einige aus einheimischen Freiwilligen gebildete Compagnien. Der Regierungssitz des Libanondistrikts, welcher wenige Kilom. hinter Berut beginnt, ist im Sommer zu Beteddin, 3 Meilen südsüdöstlich von Berut, im Palast des Emir Beschir, welcher 80jährig 1840 von den Engländern ins Exil nach Malta geführt wurde; im Winter zu Baabda, 1 Meile von Berut in gleicher Richtung. Außerdem besitzt der Pascha eine Wohnung in der Stadt. Die Bevölkerung des Libanondistrikts ist nur annähernd anzugeben. Die Zahl der Maroniten soll 150,000 betragen, dazu kommen etwa 50,000 Griechen, während die im Libanon zurückgebliebenen Drusen nicht über 13,000 zählen (die Gesamtzahl dieser letzteren Nation wird auf 70—80,000 geschätzt, von denen 50,000 im Hauran wohnen, wo sie im Lavagebiet der Ledja ihre Unabhängigkeit wahren). Vielleicht giebt es keinen Volksstamm, welcher in gleichem Maße dem Einfluß der Priester untersteht, wie die Maroniten, welche einen Patriarchen, zehn Bischöfe, mehrere tausend Priester und Mönche zählen. Auch der Libanon hat seinen Kulturkampf, verbannte und begnadigte Bischöfe. Ja es scheint, daß, nachdem der alte Erbfeind, der Druse, nicht mehr zu fürchten, der Gegensatz zwischen der klerikalen Mehrzahl und einer liberalen, sich um den Pascha scharenden Minderzahl nur um so schärfer hervortritt. Da die Maroniten früher in ihrer Schutzmacht Frankreich auch den Hort ihres Glaubens verehrten, so hat die antikirchliche Richtung der französischen Regierung unter den Maroniten begreiflicherweise die Sympathien zu Frankreich vermindert.

Im Gegensatz zu den Gebirgen Judäas ist der Libanon, dessen Schneegipfel den nach Berut oder nach Tripolis Schif-

fenden schon aus weitester Ferne begrüßen, eines der fruchtbarsten, wohlbewässerten, dichtbewohntesten (etwa 6000 Einwohner auf die Quadratmeile) Gebirgsländer der Erde. Das Relief zeigt gerundete Rücken, gewölbte breite Kämme, sanft ansteigende Pyramiden. Zu dieser Oberflächengestaltung der Berge bilden die schluchtähnlichen Thäler, welche oft in Felsenkesseln ihren Ursprung nehmen, einen merkwürdigen Gegensatz. Beim Anblick der breiten, in zahlreichen sanften Wölbungen gegliederten Bergflächen ahnt man nicht die tiefen Felsenthäler, welche jene zerschneiden. Wo hätte die Natur größere Gegensätze der Bodenplastik in unmittelbarere Nähe gerückt als im Libanon! Nachdem man z. B. die mit den herrlichsten Baumpflanzungen bedeckten Berggehänge südöstlich von Berut erstiegen, öffnet sich 400 Meter tief die Felsenschlucht Salima; wer möchte auf den entzückenden Gebirgsfluren von Ehden (3 Meilen südöstlich von Tripolis) die Nähe der schauerlichen Kadischa-Schlucht ahnen! Manche dieser Felsenthäler und Gebirgsklüfte sind vollkommen ungangbar und bilden einen Teil der natürlichen Bergfeste des Libanon, welche den Bewohnern durch Jahrhunderte einen Schutz gegen ihre Bedränger gewährte.

Die beiden Gehänge des Libanon sind außerordentlich verschieden; das westliche ist reich gegliedert; über Quadratmeilen hin sind die Bergflächen in Kulturterrassen umgewandelt und gartenähnlich bebaut. Dicht gedrängt liegen die Dörfer in ihren Baumpflanzungen. Schlösser der Emire, Klöster, kleine Heiligtümer erhöhen den Reiz der paradiesischen Landschaft. Der Absturz gegen die Hochebene der Bekaa („Spalt") ist steiler, einförmiger, zum Teil mit Buschwald (Eichen, Wachholder, Cypressen) bedeckt. Die Bekaa selbst, deren Höhe bei Baalbek 1170 Meter, bei Zahle (spr. Zachle) etwa 900 Meter, an der Litanibrücke (1 Meile südlich Zahle) 870 Meter

beträgt, bietet zwischen Libanon und Antilibanon, deren sanft undulierte Rücken 3—5 Meilen entfernt sind, eine der großartigsten Gestaltungen des Erdballs dar. Im Süden, wo Jordan und Leontes (Litani) ihr entströmen, erscheint sie teilweise geschlossen durch den Hermon, gegen Norden scheidet eine dem Auge nicht wahrnehmbare Bodenschwellung die Quellbäche des Leontes und des Orontes. Beide Ströme trennen in ihrem symmetrischen Lauf das Libanon- und Nosairiergebiet vom übrigen Syrien. Die Bekaa stellt mit ihrem tiefgründigen fruchtbaren Alluvialboden die schönste Gedreideebene Syriens dar. Die Fluren sind baumlos, doch die Dörfer von reichen Baumgärten umgeben. Das Klima ist eines der gesundesten und glücklichsten der Erde. Die Bevölkerung ist in der Bekaa weit spärlicher als auf dem westlichen Gehänge des Libanon (der Antilibanon ist sehr wenig bewohnt), denn die Zeit ist noch nicht lange dahin, da die Hochebene von nomadisierenden räuberischen Stämmen heimgesucht wurde. Im Libanongebiet sind alle natürlichen Bedingungen gegeben zur höchsten und glücklichsten Entwicklung der trefflich in geistiger und körperlicher Hinsicht begabten Völkerstämme, die es bewohnen.

(62.) Baalbek, den 15. Mai.

Nachdem ich Herrn Christmann verlassen, wurde mir an der Abendtafel die Freude des Wiedersehens mit Herrn Leutzinger und des Austausches gemeinsamer Reiseerinnerungen. Da die Post nach Damaskus, welche ich bis Schtora benutzen wollte, um 4 Uhr morgens abgehen sollte, stand ich um 3 Uhr auf; durch die noch stillen Straßen wandernd, bemerkte ich die herrenlosen, halbwilden Hunde, in Gruppen von 4—6 zusammenliegend, in tiefem Schlaf. Um 4½ Uhr ging die Post ab. Die französische Straße Berut-Damaskus (15 Meilen) überschreitet den Libanon bei dem Khan Mizhir

in einer Höhe von 1542 Meter, unmittelbar südlich des Djebel Knenyseh („Kirchberg"), welcher sich bis 2030 Meter erhebt; sie senkt sich dann hinab in die Bekaa, erreicht Schtora (950 Meter hoch 6¼ Meilen von Berut), wo der Weg nach Baalbek abzweigt. Die Damaskus-Straße überschreitet dann bei Bar Elias die Tiefenlinie des Hochthals und den Litani (Leontes), steigt von neuem empor und kreuzt 1353 Meter hoch den Antilibanon, südlich des Djebel Zebedani, gelangt bei Hame (740 Meter) in das Barada-Thal (690 Meter) und nach Damaskus.

Nach den verdienstvollen Untersuchungen von Prof. Fraas, welcher im Auftrage Rustem Paschas den Libanon geologisch untersuchte (1875), gehören die Bildungen dieses Gebirges der mittlern Kreide an. Fraas unterscheidet im libanesischen Kreidegebirge von unten nach oben 9 Etagen: 1. Die Glandarien-Zone, Dolomite, Marmore, Oolithe, thonige Zwischenbänke, bezeichnet durch Cidarites glandarius. 2. Sandstein-Etage mit Trigonia syriaca und Astarte libanotica; mit dieser Abteilung stehen die Melaphyr-(Basaltit-)Eruptionen in enger Verbindung; ihr gehören auch die unbauwürdigen Kohlenflötze an, die im Quellgebiet des Nahr Berut und im Awalithal auftreten. 3. Gasteropoden-Zone von Abeih (2¾ Meilen südlich Berut); Kalkstein, Mergel, Dolomit mit Nerineen, Cerithien, Turritellen. 4. Cardiumbänke; braune Kalksteinschichten mit Steinkernen von Cardien. 5. Zone des Ammonites syriacus; eine bis 200 Meter mächtige Etage grauen Kalksteins; enthält ferner Pteroceras, Hippuriten, Orbituliten, Ostreen u. v. a. 6. Die Radiolitenzone; Kreidemergel, krystallinische Kalke und Dolomite, Plattenkalke. 7. Schiefer von Hakil (34° 10½' nördliche Breite, 1½ Meile von der Küste); harte Schieferplatten mit den altberühmten Fischen, Krebsen, Sepien und Echinodermen. Die Fische sind zuweilen in ungeheurer Menge in dieser dem Radioliten-Horizonte zugehörigen Schicht angehäuft;

so schätzt Fraas die Zahl der Exemplare von Leptosomus macrurus auf einer metergroßen Platte zu 2500. 8. Mergel mit den Fischen von Sahil Alma (1 Meile südlich des Nahr Ibrahim, des Adonis-Flusses; diese zweite berühmte Fundstätte von Fischversteinerungen liegt 187 Meter über dem Golf von Djuni in einem Klostergarten). 9. Die weiße Kreide. — Von diesen Gliedern gehören 1—2 dem Cenoman an, 3—8 dem Turon, 9 dem Senon.

Im ersten Morgenlicht lag der schöne Fichtenhain uns zur Seite, die Palmen erhoben ihre Blätterkronen; die Sonne ging strahlend auf. Etwa 6 Kilom. von Berut, wo der Weg nach Baabda sich abzweigt, ist das schöne Grabmal Franco Paschas, des ersten Gouverneurs des Libanon-Distrikts. Die Straße erreicht den Fuß des Gebirges und steigt über Schichten eines bräunlichen Kalksteins, der Radiolitenzone (Etage 6) angehörig. Bald aber, etwa in der Gegend des Khan Djemhur (380 Meter über Meer) beginnt rötlichbrauner Sandstein (Etage 2), welcher namentlich in der Landschaft Metn, dem Thalgebiet des Hammana-Flusses, verbreitet ist. Die Salima-Schlucht (s. Bd. II. S. 40) schneidet nach ihrer Vereinigung mit Hammana mehrere hundert Meter tief in den Gebirgskörper ein und läßt die Lagerung der Sandsteinetage (2) über den lichten Kalksteinen und Dolomiten der Glandarienzone (1) deutlich erkennen. In oolithischen Kalkschichten, welche mit thonigen Bänken wechseln, entdeckte Fraas die früher unbekannt gebliebene Fundstätte jenes ausgezeichneten Cidarites glandarius, dessen keulenförmige Stacheln als «Lapides Judaici» oder „Judeneicheln" seit Jahrhunderten neben den fossilen Fischen des Libanon die Aufmerksamkeit der abendländischen Reisenden auf sich zogen.

Die Straße führt in vielen Windungen auf der Wasserscheide der Flußgebiete Nahr Berut und Nahr Damur empor.

Der herrschende Zug der Landschaft ist die Auflagerung der rötlichbraunen Sandsteinschichten auf dem grauen pflanzenärmeren Kalkstein, welche höher und höher empor von einer Gebirgsterrasse zur andern sich wiederholt. Fraas erkannte hier eine größere Zahl von Verwerfungslinien, dem Streichen des Gebirges (von Norden nach Süden) parallel, längs denen stets der westliche Schichtenkomplex in die Tiefe gesunken ist. Eine solche Verwerfung setzt namentlich etwa 1 Kilom. westlich des Khan Djemhur auf; die Sandsteinschichten liegen hier hoch über der Gasteropoden- und über der Radiolitenzone. Diese Verwerfungen, im Verein mit andern Spalten, welche das Gebirge normal zu seinem Streichen zerrissen und den Wassern die Wege gebahnt haben, bedingen die außerordentliche Zerstückelung und Zertrümmerung des westlichen Libanongehänges. — Die Straße läuft über 10 Kilom. auf dem hohen Gebirgswall hin, welcher die große Thalsenkung Hammana im Süden umgiebt. Dieselbe besteht aus rötlichbraunem Sandstein, über welchem ein Felsenwall aus wenig geneigten Kalkbänken der Cardiumzone (4) sich aufbaut. Zwischen den Stationen Rueset-el-Hamra („Rotköpfchen", 1206 Meter hoch) und Khan Sofar (1295 Meter hoch, 3²/₃ Meilen von Berut) hat man stets zur Linken die beckenförmige weite Thalschaft Hammana, deren grüne Weizenfluren ohne Baumgärten, im Gegensatze zu den immer noch sichtbaren Baumparadiesen von Berut, an die schönsten Fluren des mittlern Europa erinnern. Bald schwindet der Blick auf jenen Thalgrund; über rauhe, des Planzenwuchses fast entbehrende Fels- und Steinflächen wird die Paßhöhe am Khan Mizhir erreicht. Noch einmal zeigt sich durch eine Lücke der Vorberge am fernen Horizont die Küste und die schiffbelebte Reede von Berut. Kahle Kalksteinberge überragen den Paß, im Norden der Djebel Kneyßeh, im Süden der Djebel Baruk.

Am Nordgehänge einer Erosionsschlucht sinkt die Straße schnell hinab zur Hochebene, welche sich gleich einer andern Welt vor uns ausbreitet. Nichts erinnert hier mehr an die heiße Küste, welche man vor wenigen Stunden verlassen. Obgleich die Bekaa ihre Gewässer nicht zum abflußlosen Gebiet des Ghôr entsendet, so ist sie dennoch als eine Fortsetzung jenes großen Senkungsgebiets zu betrachten (s. S. 236). Nur ein sanftgewölbter Hügelzug trennt den mittlern Litani vom Oberlauf des Jordan. Während aber das Ghôr eine spaltenähnliche Depression zwischen Hochebenen ist, stellt sich die Bekaa, ein durch Alluvionen erfüllter, alter Seeboden, als eine Hochebene zwischen scharf ausgeprägten Gebirgsketten dar. Gegen die durch den Lauf des Litani bezeichnete Mittellinie senkt sich die Ebene vom Fuße beider Gebirge, aus denen zahlreiche Bäche hervorstürzen, sich südlich wenden und mit dem Hauptfluß vereinigen. Schnell fährt die Post durch die Schluchten hinab. Man sieht, nicht ohne Sehnsucht, die Straße gegen Süd-Ost weithin durch die grüne Ebene ziehen und wieder zu den Bergen gen Damaskus emporsteigen. Schtora, wo die Post eine halbstündige Rast macht, ist ein stattliches Gehöft. Hohe Pappelbäume, in denen der Wind mächtig rauschte, ein in unmittelbarer Nähe des Hauses vorbeiströmender Bach, wogende Getreidefluren auf weiter Ebene bilden eine Landschaft, welche, wenn man von den baumlosen oder nur dürftig bewachsenen Bergen absieht, an manche Gegenden der deutschen Heimat erinnert. In Schtora wirtet ein des Italienischen kundiger Grieche, als Andrä weithin bekannt, welcher auch für das Geleit der Reisenden nach Baalbek, Tripolis u. s. w. sorgt. Ihm empfahl mich ein freundlicher Fahrtgenosse mit dem Ersuchen, eine Preisermäßigung seines Tarifs, der in seiner ganzen Strenge auf einen einzelnen Reisenden angewandt, einer Überforderung fast gleich

käme, zu bewilligen. So gelang es unsern gemeinsamen Bitten und Vorstellungen, die 3½tägige Reise nach Tripolis zu 160 Fr. zu vereinbaren. Andrä stellt zwei Pferde und einen mit Gewehr und Revolver bewaffneten Begleiter und bestreitet alle Ausgaben. Hätte ich bis zum folgenden Tag mit dem Aufbruch warten können, so würde ich ohne Zweifel eine weitere Herabminderung erlangt haben. Dem schriftlich abgeschlossenen Vertrag kam Andrä in der loyalsten Weise nach. A Conto der vereinbarten Summe forderte er mich nicht nur auf, in seinem Hause zu verzehren, was mir beliebte, er ließ mich auch in Baalbek auf das trefflichste bewirten und sorgte durch briefliche Empfehlung für einen des Französischen kundigen Führer zu den Tempeln. Da Pferde und Begleiter von einem benachbarten Dorfe geholt werden mußten, so war eine mehrstündige Frist geboten.

Auf einer kleinen Wanderung empfand ich auf das wohlthuendste den außerordentlichen Wechsel der mich umgebenden Natur, nach den heißen Reisetagen in Palästina und Phönicien den kühlen Lufthauch der Hochebene, statt des unruhigen Hügelreliefs die einfacheren großen Umrisse des Libanon und des Antilibanon, statt der Steingerölle in Fluren und Wegen, schließlich eine Qual für Auge und Fuß, — hier schöne ebene steinlose Fluren. Gegen Süden erhebt sich, 6 Meilen fern, der Hermon, Djebel esch-Schech, „der Graue", „der Alte", von dessen breitem Scheitel Schneestreifen tief hinabziehen. Gegen Norden ragt, kaum 2 Meilen, fern der gleichfalls weißgetigerte Sannin empor, mit welchem der hohe Libanon, das eigentliche „weiße" Gebirge, endet, um gegen Süden als eine Kette von kaum 2000 Meter Gipfelhöhe fortzusetzen. Erst um 4 Uhr konnten wir aufbrechen, vor uns ein Weg von 5 Meilen. Andrä forderte mich auf, meinen bis dahin gänzlich überflüssigen Revolver mit Rücksicht auf den verspäteten Ritt schußbereit zu halten;

doch auch hier zeigte sich keine verdächtige Gestalt, alles atmete den tiefsten Frieden, sodaß ich überzeugt bin, Andrä wollte nur Wert und Bedeutung des bewaffneten Begleiters in das rechte Licht stellen. Verdächtige Erscheinungen oder gar räuberische Gelüste sind mir, wenn ich von einigen wenigen Wirten in Centraleuropa absehe, auf der orientalischen Reise nicht vorgekommen.

Unser Weg, eine unter großen Opfern der Bevölkerung begonnene, doch seit zehn Jahren unvollendet daliegende Straße, führt zunächst am Fuß des Libanon hin, zieht dann in diagonaler Richtung durch die hohe Thalebene, um bei Baalbek den Antilibanon zu erreichen. Bei Muallaka öffnet sich die Aussicht gegen Nord-West in das herrliche Thal von Zahle, welches am Djebel Sannin in einer Längsmulde seinen Ursprung nimmt, um sogleich mit rechtwinkliger Umbiegung in die Bekaa zu münden. Wo der Bach Berduni aus einem Felsenthor hervortritt, herrscht eine steile bis senkrechte Stellung der Schichten; es sind weiße Kreidemergel (Et. 9) und halbkrystallinische Kalke mit Nerineen (Et. 3); auch Nummuliten stellen sich ein. Nummulitenschichten in steiler Stellung bilden in der Breite von Zahle einen schmalen Zug in den Vorhöhen sowohl des Libanon wie des Antilibanon. An und auf diese Schichten legen sich miocäne Süßwasserbildungen in horizontaler Schichtung, welche wahrscheinlich die Basis des Alluvionsbodens der Bekaa bilden und in dem Süßwassersee, welcher ehemals Cölesyrien („Hohlsyrien") erfüllte, zur Ablagerung gelangten. Als bezeichnendste Versteinerungen der limnischen Miocänschichten werden von Prof. Fraas Planorbis cornu und Litorinella acuta angeführt. Da die ältere, aus marinen Schichten gebildete Abteilung des Miocäns, welche namentlich im nördlichen Teil des Gebirges, am Djebel Terbol, 8 Kilom. östlich von Tripolis, durch Fraas unter-

sucht wurde, mit aufgerichteten Schichten an der Gebirgsbildung teilnimmt, so dürfte die Erhebung des Libanon in die mittlere Tertiärzeit fallen.

Muallaka, ein rein mohammedanisches Dorf, gehört zum Paschalik Damaskus, während das sich unmittelbar anschließende Zahle, 15,000 Einwohner, nur von Christen, ²/₃ Griechen, ¹/₃ Maroniten, bewohnt, der volkreichste Flecken des Libanongebiets ist. Unter den Mohammedanern Muallakas haben die Jesuiten eine große Niederlassung gegründet; eine evangelische Mission und Schule wirken in Zahle. Die Stadt mit vielen gutgebauten, flachen Häusern, welche von Fleiß und Wohlhabenheit zeugen, gewährt in ihrer schönen Umgebung einen überaus reizenden Anblick. Das Land ist auf das trefflichste angebaut. In der nähern Umgebung der Dörfer werden vorzugsweise Maulbeerbäume und Reben kultiviert. Letztere lagen auf einigen Rebenfeldern noch am Boden (sie scheinen im Winter niedergelegt zu werden), auf andern sah ich sie durch kleine untergestellte Stäbe in stark geneigter Lage unterstützt. Für die Lebenskraft und -Freudigkeit der christlichen Bevölkerung des Libanon zeugt namentlich Zahle, denn diese Stadt wurde durch die Drusen furchtbar heimgesucht und ein großer Teil ihrer Bewohner erschlagen. Dem Thal von Zahle folgt gegen Norden eine Reihe kleinerer Schluchten, welche vom Djebel Sannin sowie von seiner nördlichen Fortsetzung, dem Djebel Mnetir, herabziehen. Beim Eintritt in diese Schluchten wird man überrascht durch den Farbenkontrast der Schichten. An weiße Kreidemergel lehnen sich intensiv rote, eisenschüssige Straten.

Die Dörfer Abla und Temnin-et-Tahta boten ein freundliches Bild: die Häuser wohlgebaut, Paläste im Vergleich zu den Wohnhöhlen Palästinas. Die Bevölkerung war vor den Häusern und in den Dorfgassen versammelt, die Sonntags-

ruhe genießend. Die kleidsame Tracht ließ Schönheit und Gesundheit der Menschen um so mehr hervortreten. Die epidemischen Augenkrankheiten sind hier verschwunden. Um wie viel glücklicher ist diese christliche Bevölkerung des Libanon als die unglücklichen Mohammedaner des gelobten Landes! Mit dem mildern Himmelsstrich, den grünen Fluren, den reichlichen Quellen ist auch der Menschenschlag ganz verändert, obgleich demselben arabischen Stamme angehörig. Von welchem Segen ein wolkensammelndes Hochgebirge in südlichen Breiten ist, beweist der Libanon. In der Abendsonne trat das Relief des Antilibanon in wunderbarer Klarheit hervor. Einige sargähnliche Berge, 2 Meilen östlich von Zahle der hohen, einförmigen, wald- und baumlosen Gebirgswölbung vorgelagert, verleihen der Landschaft einen erhöhten Reiz. Solche isolierte Höhen, welche wohl als Nebenwellen der beiden großen Berggewölbe betrachtet werden dürfen, treten auch am westlichen Rande der Hochebene, in der Breite von Baalbek hervor. Der Sannin, scheinbar ganz nahe, obgleich immer noch 1½ Meilen in der Luftlinie entfernt, stellt sich um so schneereicher dar, je weiter wir nach Norden vorrücken. Von seinem plateauähnlichen, sanftgerundeten Gipfel ziehen zahlreiche Thalschluchten, welche tiefer hinab zu engen Erosionsthälern sich gestalten.

Als wir die Litani-Brücke erreicht, schwand der letzte Schein des Tages vom fernen Gipfel des Hermon („welchen die Zidonier Sirion heißen, aber die Amoriter heißen ihn Senir,“ 5. Mos. 3, 9) und von der hohen Wölbung des Antilibanon (Dhahr Abulhin 2540 Meter, Djebel el Achiar 2360 Meter). Schnell brach nächtliches Dunkel herein; die Sterne glänzten über der Hochebene in ungewöhnlicher Klarheit. Mit Freude nahm ich wahr, daß der Polarstern, der in Jericho und Mar Saba tief hinabgesenkt erschien, merkbar,

mehr als 4 Monddurchmesser, sich gehoben; ich fühlte mich der lieben Heimat etwas näher. Eine Stunde ritten wir in der Finsternis, den Pferden überlassend ihren Weg zu suchen. Sehnsüchtig erwartete ich den Aufgang des Mondes. Endlich stieg er empor und erleuchtete den letzten Teil unseres Weges. Zuerst stellte sich, noch 1/4 Stunde vor Baalbek, Kubbet Duris dar, ein mohammedanisches Heiligtum, erbaut aus alten Prachtsteinen, unter denen namentlich 8 Granitsäulen sein sollen. Dann erschienen die auf hohen Substruktionen ruhenden Tempelbaue der alten Heliopolis, vom bleichen Mondlicht übergossen, ein unvergleichlicher Anblick. Es war 10 Uhr, als wir vor dem Gasthause anlangten. Der Mukari rief laut, die Antwort erfolgte augenblicklich. Alsbald umgab mich wohlthätig einiger europäischer Komfort. Da die Wirtsleute, sowenig wie der Mukari, ein anderes Wort als arabisch sprechen, so empfand ich es als eine dankenswerte Aufmerksamkeit, daß noch am späten Abend Herr Hakim, Agent der Firma Bonfils in Berut, an den Andrä mir einen Brief gegeben, erschien, um nach meinen Wünschen zu fragen. Übrigens sind die Leute so intelligent und zuvorkommend, daß, wer nicht etwa besondere Wünsche hegt, sich ihrer Sorge und Anordnung völlig überlassen kann und nur wenig durch Sprachunkenntnis leidet. Auf einer Freitreppe steige ich zu einer Arkadenhalle empor, an der mein Schlafzimmer liegt. Von der offenen Halle aus erblicke ich im Mondlicht, kaum 250 Meter gegen Norden entfernt, die sechs Säulen des großen Sonnentempels.

(63.) Ainata, 16. Mai.

Ihrer uralten Verehrung würdig, stieg heute die Sonne empor und warf ihre Strahlen auf die grandiosen Tempel, welche einst ihrem Dienst geweiht waren.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.

Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Doch die herrlichen Sonnentempel, die schönsten und gewaltigsten, welche dem Tagesgestirn, diesem Bilde der Allmacht, geweiht, welch' furchtbarer Zerstörung sind sie anheimgefallen! Die Riesenmaße der Baue und ihre Schönheit, der Umsturz und die Verwüstung, alles reißt uns zu gleicher Bewunderung hin! So vieles bleibt rätselhaft an diesen Wunderbauen von Heliopolis. An der Grenze der Wüste und des Machtgebiets des römischen Reiches finden wir Tempel, deren Pracht und Größe alles übertrifft, was selbst das stolze Rom aufzuweisen hatte! Wo kamen diese tausende geschickter Hände her, welche nötig waren, eine solche unermeßliche Fülle kunstreicher Steinarbeiten zu fertigen, wie sie verschwenderisch diese Tempelstätten schmückten? Noch unerklärlicher sind aber die mechanischen Leistungen. Wie Werksteine von 20 Meter Länge, über 800 Tonnen (800,000 Kilogr.) schwer, bewegt wurden, das wird vielleicht immer ein Geheimnis bleiben. Wie die hier aufgewandten mechanischen Kräfte unsere Bewunderung erwecken, so ist es gewiß auch bemerkenswert, daß zur Zeit der Erbauung dieser Tempel unter Antoninus Pius, etwa 1½ Jahrhundert n. Chr., da schon aller Orten christliche Gemeinden blüten, die religiösen Ideen des Heidentums noch so gewaltige Werke schaffen konnten. Welche Tempelstätte könnte sich an Bedeutung der Lage mit der syrischen Heliopolis messen: zwischen Libanon und Antilibanon, auf dem höchsten Punkte des cölesyrischen Thals, an den Quellen des Leontes (Litani) und Orontes (Nahr el-Asi), nahe der Grenze der Wüste, wo diese selbst der römischen Herrschaft ein Ziel

setzte; in einem 2 Meilen breiten, höchst fruchtbaren Thal, in welchem, so nahe der heißen Küste und der glühenden Wüste, das Klima der Lombardei wiederkehrt!

Um einen Überblick von Baalbek-Heliopolis zu gewinnen, wanderte ich an dem ganz sanft ansteigenden Gehänge gegen Süd-Ost empor. Bald lagen die ebenen Thondächer Baalbeks unter mir, während hoch über allen neueren Bauen die kolossale, aus mächtigen Quadern zusammengefügte Tempelarea gleich einem Plateau aus grüner Baumumgebung sich erhebt. Als ragende Bautrümmer dieser Tempel-Akropolis erscheinen im Westen die sechs hohen Säulen mit ihrem Architrav, die einzigen Überreste des großen Tempels, im Osten zwei zerbrochene Festungstürme aus alten Werkstücken aufgeführt. Die gewaltige Area, etwa 300 Meter lang, 100 Meter breit, gewährt der Tempelstätte die dem Sonnenkult entsprechende Höhenlage. Vor diesem aus gigantischen Quadern gefügten Unterbau erhebt sich, auf gesonderten Substruktionen ruhend, der sogenannte kleine Tempel, eine Bezeichnung, welche sich nur auf den Vergleich mit dem Riesentempel gründet. — Zur vereinbarten Stunde erschien Herr Hakim und geleitete mich zur Tempelstätte. Wir näherten uns durch Baumgärten der Ostseite des großartigen Baukomplexes. Auf einer ca. 6 Meter hohen Terrasse erhob sich hier der Portikus, zu welchem man auf einer jetzt ganz verschwundenen Prachttreppe emporstieg. Durch die drei Portale des Thorbaus trat man in einen sechseckigen Vorhof, welcher in den großen Tempelhof führte; an diesen schloß sich der große Tempel selbst, von welchem noch die sechs Säulen des Peristyls aufrecht stehen. Wir folgten der nördlichen Umfassungsmauer, von Osten nach Westen schreitend. Der Boden besitzt in dieser Richtung eine sanfte Neigung, sodaß man um eine ebene Tempelarea herzustellen im Westen einen höhern Unterbau, wohl bis 15 Meter hoch,

aufführen mußte. An der nördlichen Grundmauer des großen Tempels erblickte ich Werksteine, welche an Größe bei weitem die Riesenquadern von Mykenä oder von der Pnyx übertreffen; sie messen nämlich 9 1/2 Meter in der Länge bei 3 Meter Höhe und Breite. Das Gewicht eines solchen kolossalen Steins berechnet sich zu 230 Tonnen à 1000 Kilogr. Wir umgingen dann die Nord-West-Ecke des Baues und standen vor der westlichen Grundmauer des Tempels, in welcher drei Riesensteine, etwa 6 Meter über dem Boden, eingefügt sind, denen der Tempel seinen Namen Trilithon verdankte. R. Wood hat bereits 1757 die Länge jener Steine gemessen, 64 engl. Fuß (19,5 Meter), 63 2/3 engl. Fuß (19,4 Meter), 63 engl. Fuß (19,2 Meter). Diese drei Steine, etwa 4 Meter hoch und auch wohl annähernd so dick, nehmen fast die ganze Breite der Tempelmauer ein. Das Gewicht des erstgenannten Steins berechnet sich annähernd zu 842 Tonnen. Wilson sah in den Substruktionen ein noch größeres Werkstück, 69 engl. Fuß lang, 18 breit, 13 hoch, welches ich nicht bemerkte. Es ist nicht wohl glaublich, daß diese Grundmauern, welche durch die Größe der bewegten und eingefügten Steine alle Baue übertreffen, derselben Zeitepoche angehören wie die Tempel selbst; vielmehr deuten jene ungeheuren Steinlasten auf eine ältere Zeit. Zur Tempelarea emporgestiegen, fand ich es, angesichts der Wunderwerke der Baukunst, welche mich nun umgaben, nicht leicht, die Maße der Säulen und Pilaster des Gebälks, der Nischen etc. nur annähernd richtig zu schätzen. Die kunstreiche Ausarbeitung bewirkt, daß wir sämtliche Dimensionen für geringer halten, als sie in Wahrheit sind. Vor allem ziehen die sechs hochragenden Säulen den Blick immer wieder auf sich. Ihre glatten, 2 1/5 Meter im Durchmesser haltenden Schäfte sind 19 Meter hoch und bestehen aus je drei Teilen. Sie ruhen auf ziemlich schmächtigen Basen

und diese auf hohen Stylobaten. Die korinthischen Kapitäle tragen ein Gebälk von herrlicher Arbeit. Diese Säulen stehen allein noch aufrecht von je 19 an den Lang- und je 10 an den Breitseiten. Der große Vorhof, 135 Meter lang, 113 breit, geschmückt durch herrliche nischenartige Baue zur Aufnahme von Kolossalstatuen muß einst, als man über denselben schreitend, dem Tempel sich näherte, einen überwältigenden Eindruck gemacht haben. Auch hier ist alles zertrümmert und zerbrochen. Sehr viele Granitsäulen liegen umher, zum Zeugnis der Pracht, mit welcher diese Räume ausgestattet waren. Besser erhalten als diese auf der hohen Area liegenden Baue ist der sog. kleine oder Sonnentempel, der südlich des großen Tempels, diesem sehr nahe, auf besondern Substruktionen ruht. Die Länge des Sonnentempels, auf dessen Langseiten je 15, auf dessen Breitseiten je 8 mit den Kapitälen etwa 14 Meter hohe glatte Säulen standen, beträgt ungefähr 67½, die Breite 36 Meter. Die mit korinthischen Kapitälen gekrönten Schäfte bestehen auch hier aus je drei Trommeln. Vor dem gegen Ost gerichteten Portal stand eine doppelte Säulenreihe; ein Vorhof war indes nicht vorhanden. Eine Säule der südlichen Langseite lehnt, ohne Zweifel durch Erdbeben umgestürzt, gegen die Wand der Cella, deren Steine sie etwas verschoben hat, ohne daß die beiden festgefügten Trommelstücke sich gelöst haben. Von bewundernswert reicher Arbeit ist das Innere der Cella, 27 Meter lang, 22½ Meter breit, sowie die Deckplatten, welche die Säulen des Peristyls mit der Cella verbinden. Die kolossalen Steinplatten dieser Decke sind durch die herrlichsten Reliefs geschmückt. Aus der Vorhalle tritt man durch ein gewaltiges, mit reichster Steinarbeit bedecktes Portal ein. Der mittlere der drei Steine des Thorsturzes hat sich bedeutend gesenkt und konnte nur durch einen Mauerpfeiler, dessen Ausführung dem englischen Konsul Burton

zu verdanken, vor dem Fall bewahrt werden. Die Flächen der Langseiten des Innern sind durch je acht kanellierte Halbsäulen auf das schönste ausgestaltet. Über den korinthischen Kapitälen ruht ein reichgegliedertes stark vortretendes Gebälk. Die hohen rechteckigen Flächen zwischen den Halbsäulen sind ausgestattet zu nischenähnlichen Räumen und zwar unten durch herrliche Rundbogen, oben durch dreiseitige Giebel. Man glaubt in diesen Werken die edelsten Vorbilder der Renaissance zu erblicken. Der Stein dieser Wunderbaue ist ein halbkrystallinischer, der obersten Kreide oder dem Eocän angehöriger gelblich verwitternder Kalkstein, dessen Brüche nur etwa $1^{1}/_{2}$ Kilom. von der Area entfernt sind. Dorthin wandten wir uns jetzt, indem wir durch einen unterirdischen Gang, dessen Dimensionen gleichfalls außerordentlich, die Tempelburg verließen. Wir bemerkten hier Veranstaltungen, um den Zugang zu den Ruinen zu sperren, resp. nur gegen eine Gebühr von 2 Fr. zu gestatten. Die Regierung glaubt nämlich eine Einnahmequelle entdeckt zu haben. In dem Bruche, der die Steine zu dem Riesenbaue geliefert, sieht man die Schichten annähernd konform dem Berggehänge, etwa $12-15^{0}$ gegen Westen fallen. Hier ruht noch auf seiner Lagerstätte, nur auf der Unterseite nicht ganz abgelöst, im übrigen frei aus dem Gebirgskörper gehauen, ein ungeheurer Werkstein; seine Dimensionen werden angegeben wie folgt: 21,35; 4,33; 4 Meter, woraus sich das Volum zu 369,8 Kubikmeter, das Gewicht zu 1,368,000 Kilogr. berechnet. Nachdem man 3 (zufolge Wilson 4) Riesensteine dieser Art eingefügt, scheinen die Kräfte zur Bewegung des vorliegenden Kolosses gefehlt zu haben. Mit Bewunderung auf der schiefgeneigten, dem Schichtenfall entsprechenden Steinebene wandernd, fragt man sich, wie solche Lasten bewegt, aus welchem Grunde diese Titanenblöcke zum Bau gewählt wurden. Wenn ein

Mann 100 Kilogr. heben und bewegen kann, so würde die Kraft von 13,000 Männern nötig sein, um diesen Riesenblock zu heben. Nur auf Walzen konnte man ihn bewegen. Wie aber schützte man die Holzrollen vor der Zermalmung. An ein Ziehen solcher Lasten ist wohl nicht zu denken, eher konnten sie geschoben und durch Keile vorwärts gestoßen werden. In unmittelbarer Nähe dieses Steins ragen einige andere rechteckige Pfeiler empor, gleichfalls noch mit dem lebendigen Fels verbunden.

Von der Besichtigung der herrlichen Tempelreste zurückkehrend, traf ich im Gasthofe zwei Herren, deren lehrreiche Unterhaltung mich zu einer kleinen Verzögerung des Aufbruchs veranlaßte. Es waren Herr Bertrand, ein seit 25 Jahren in Syrien lebender Franzose, Wegebau-Inspektor des Paschaliks Damaskus und Herr Chéfiq Mouayad Azem, ein in den christlichen Schulen von Berut gebildeter mohammedanischer Araber. Die nicht häufige Gelegenheit, einen gebildeten Moslim über die Lage des Staates, über den Islam u. a. reden zu hören, bot zu große Verlockung dar, als daß sie nicht hätte ergriffen werden sollen. Der Ansicht des Herrn Chéfiq, daß die sozialen und staatlichen Verhältnisse der mohammedanischen Länder die Möglichkeit einer Besserung nicht ausschlössen und in der That ein Fortschritt zum bessern bemerkbar sei, trat Herr Bertrand, auf umfassende eigne Wahrnehmungen gestützt, scharf entgegen: eine schlechtere und infamere Regierung wie die türkische gäbe es nicht; die Bestechlichkeit sei so allgemein, daß jede Reform daran scheitere. Er selbst habe dem Pascha von Damaskus die Beweise übergeben, in welchem Maße das Nehmen von Geschenken unter seinen Beamten herrsche. Derselbe habe indes ihm erklärt, daß es unmöglich sei, dieser Korruption zu steuern. Die unvollendete, seit zehn Jahren im kläglichsten

Zustande daliegende Straße nach Schtora sei ein empörendes Beispiel der Mißverwaltung. Die Interessenten hätten das Geld überreichlich aufgebracht, wo sei es geblieben? Dies sei ein Beispiel von tausenden auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Die Stellung der Frauen, der Mangel eines wahren Familienlebens wurde von Herrn Bertrand als eines der Grundübel der mohammedanischen Gesellschaft und des Staates bezeichnet. Herr Chéfiq glaubte dagegen versichern zu können, daß in dieser Hinsicht seit einem Menschenalter eine Besserung eingetreten. Sein Vater habe „viele Frauen" gehabt; die zehn von ihm hinterlassenen Söhne (welche sich wie Kinder derselben Mutter liebten) lebten aber in Monogamie. Herr Bertrand konnte eine Abnahme der Polygamie und eines Verstoßens der Frauen nur in den Kreisen zugeben, welche im Verkehr und unter dem Einfluß der europäischen Gesellschaft stehen. In den mittleren Ständen wirke die Ehescheidung und die dadurch bedingte unsichere Stellung der Frau, welche sie zur Diebin im eignen Hause mache, noch zerstörender auf das Familienleben als die Polygamie.

Auch auf den Ausschluß der Frauen vom öffentlichen Gottesdienst wandte sich die Unterhaltung. Herr Chéfiq behauptete, es handle sich hier nicht um ein Verbot, worauf Herr Bertrand erwiderte, mit eignen Augen gesehen zu haben, daß in Damaskus Frauen, welche der Sitte zuwider die Moschee hätten besuchen wollen, vom Moscheenwärter in rauher Weise zurückgewiesen wurden. Nachdem ihm ferner bemerkt, da das religiöse Leben der Familie in der Mutter und Frau die vorzüglichste Stütze besitze, so erschiene es uns geradezu sinnlos, sie vom gemeinsamen Gottesdienst auszuschließen und die Religion gleichsam als eine Prärogative des Mannes zu betrachten. Nun versuchte Herr Chéfiq die in jener Sitte liegende Erniedrigung der Frau zu begründen,

indem er andeutete, der Gläubige müsse nach der Waschung im Haram, während er in der Moschee weile, wie am Leibe, so auch in seinen Gedanken rein sein. Jede Verunreinigung, selbst durch einen Gedanken, sei eine Sünde und hebe die Wirkung der Gebete auf, welche erst wieder begonnen werden könnten, nachdem eine erneute Waschung vorgenommen. Die Anwesenheit der Frauen in der Moschee erschwere demnach den Gläubigen die Erfüllung des Gebotes. Obgleich Herr Chéfiq an die göttliche Inspiration Mohammeds nicht zu glauben schien und seine ganze in Berut empfangene Bildung als eine Frucht des Christentums anerkennen mußte, schien er doch durchaus nicht geneigt, die Religion Christi anzunehmen. Das neue Testament hatte er gelesen, wie ich schon aus seiner Aufforderung, ihm die Verfluchung des Feigenbaumes (Matth. 21, 19) zu erklären, schließen mußte. Wir schieden übrigens, nachdem er von christlicher Seite arge Dinge über den Propheten hatte hören müssen, als gute Freunde.

Von Baalbek gesehen zeigt der Libanon eine wenig undulierte Höhenlinie. Der Cedernpaß (Djebel el Ars, 2348 Meter), unser nächstes Ziel, stellt eine kaum bemerkbare Einsenkung dar. Sehr deutlich zeigt sich ein zweites niederes Gebirgsprofil, welches einer östlichen Vorkette des Kammes angehört. In dem so gebildeten Längenthal liegt das Sommerdorf Ainata, sowie der Yammune-See. Baalbek ist gegen Westen von einer bachdurchrauschten Baumpflanzung (viele Nußbäume und Pappeln) umgeben. Unser Weg führt gegen Nord-Nord-West nach Deir el-Ahmar, wo der Fuß des Libanon erreicht wird. In der Nähe von Baalbek sind die Fluren noch sehr steinig, trotzdem von großer Fruchtbarkeit. Bald aber verschwinden die Steine; der Boden wird feinerdig, tiefgründig, rötlich. Die Wasserscheide, welche wenig nördlich

Baalbek liegt, setzt nicht rechtwinklig über das Thal, vielmehr strömen die beiden Flüsse, Orontes und Leontes, hier auf einer Strecke von etwa 2 Meilen fast parallel, doch in entgegengesetzter Richtung neben einander. Der Boden ist von großer Fruchtbarkeit und ganz bebaut (Seetzen fand 1805 die Ebene nur sehr wenig angebaut). Viele Rinnsale ziehen durch die herrlichen Fluren, das Wasser kann gestaut und den Feldern zugeführt werden. Vier Kilom. von Baalbek ließen wir zur Linken das Dorf Yaat liegen, eine Metawilen-Gemeinde. In der weiten Ebene zieht hier eine einzelne etwa 3 Kilom. nordwestlich von Yaat stehende Säule, Amu-Yaat, von unbekannter Bedeutung, den Blick auf sich. Hier bemerkte ich eine Sandtrombe; das Phänomen dauerte etwa 20 Minuten und schritt langsam von Süd-West nach Nord-Ost fort. Auch Seetzen beobachtete am 20. August an derselben Stelle eine Staubhose „wie ein Palmbaum"; „der Himmel war hell, der Staub verdunkelte ein wenig die Sonne, indem er eine Wolke bildete". Durch die Bekaa, „das hohle Syrien", sollen nicht selten überaus heftige Stürme brausen. Zurückgewandt, schwinden die Baumgestalten der Umgebung von Baalbek, sie erscheinen nur noch als eine dunkelfarbige Masse. Um so imponierender hebt sich der Riesenbau der Akropolis mit den Tempelsäulen hervor. Erst aus einiger Entfernung, wenn die meilenweiten, kahlen Gehänge des Antilibanon den einzigen Hintergrund bilden und die nähere Umgebung nicht mehr erkennbar, ermißt man die Riesengröße der Baue. —

Deir el-Ahmar, „das rote Kloster", liegt auf einer aus rötlich verwitterndem, löcherigem Kalkstein bestehenden Vorhöhe des Libanon. Von ihm, wie auch vom Antilibanon, gliedern sich einzelne niedere Felshügel ab und bereichern das Relief der Bekaa-Ebene, welche buchtenähnlich zwischen jene sargförmigen Gestalten eindringt. Mehrere solcher Vor-

höhen, welche südwestlich Deir el-Ahmar sich reihen, gleichen einseitig erhobenen Bänken, die gegen Süd-Ost sich verflachen. Der Antilibanon erscheint von unserer Höhe als eine viele Meilen ausgedehnte, steinig-felsige, jeder Pflanzendecke entbehrende Wölbung, welche durch verschiedene Farben, des weißen Kreidemergels sowie grauer und rötlicher Kalkmassen, eine gewisse Mannigfaltigkeit erhält. Nördlich von Baalbek streichen über die sanftgeneigten Abhänge mehrere mauerförmige Felsenriffe, neben denen rinnenähnliche Schluchten in die weichern Schichtenmassen tief einschneiden. Deir el-Ahmar, im Anfange dieses Jahrhunderts ein kleines, elendes Dörfchen (nur Friede und Schutz vor Plünderung und Verfolgung, so werden Wohlstand und Wohlfahrt in die Thäler des Libanon einkehren!), ist jetzt ein großer Ort, von Maroniten bewohnt. Die zerstreuten Häuser, würfelförmige Baue aus rötlichen, löcherigen Kalksteinblöcken, besitzen ein ebenes Dach, eine gewalzte, auf dünnen Stämmen ruhende Tenne, auf welcher stets eine Steinwalze liegt zum Glätten und Härten der Fläche nach jedem starken Regen. Gleich dachlos erscheinen auch die Kirchen, welche sich im besten Falle nur durch Größe auszeichnen, da sie turmlos sind. Es giebt auch fensterlose Kirchen, welche spärliches Licht nur durch die niedere Thür erhalten.

Jetzt steigt der Pfad in einer mit Buschwald bestandenen Schlucht empor. Niedere, dickstämmige Eichen, Wachholder, Berberitzen, Tamarisken, Crataegus, etc. bestimmen vorzugsweise den Charakter dieses lichten Waldes. Der Pfad übersteigt mehrere Höhen, welche stark gekrümmte Schluchten scheiden, in denen der Anblick des schneebedeckten Kamms verloren geht. Zur Linken bleibt ein Kirchlein, einige Hütten und eine gartenähnliche Flur, gleich einer Oase in der Fels- und Buschwüste; nun furchtbar steil, fast pfadlos empor zum

rauhen Kamm jener Vorkette des Libanon, welche um 100 Meter das Längenthal von Ainata überragt, in welches wir jetzt durch eine Schlucht hinabsteigen. In einem Felshügel zur Seite eine Höhle. Das Hochthal, dessen Sohle etwa 1480 Meter über Meer, hat einen welligen, steinig-felsigen Boden, welcher durch den Fleiß der Bewohner streckenweise in Getreidefluren umgewandelt ist. Nur noch eine kleine halbe Stunde blieb uns gegen Norden zurückzulegen um Ainata (1485 Meter hoch), ein aus zwölf Häusern bestehendes Sommerdörflein, zu erreichen. Auf unsere Bitte um Herberge konnte man uns und unsern Pferden nur die offene Vorhalle anbieten. Die nächtliche Kälte in der hohen Gebirgslage fürchtend, begab ich mich zu dem Geistlichen (Churi), Pater Juaiquime (P. Joachim) Yamine, welcher in der freundlichsten Weise bereit war mich zu beherbergen, bedauernd, daß seine provisorische Wohnung (er sei erst seit 3 Tagen im Sommerdorf) nur eine elende Sennhütte sei. Ich habe indes nicht zu bereuen, seine freundliche Einladung angenommen zu haben. Im letzten Abendschein erschienen am Horizont Sannin und der ferne Hermon, dann brach die Nacht herein; über dem einsamen Hochgebirgsthal erglänzte die Pracht der Sterne.

Die Kälte zwang mich bald in die Hütte einzutreten, welche zwar durch ein Feuer erwärmt, doch leider nicht frei von Rauch war; fast ohne Hausgerät. Der Pfarrer teilte mein Abendbrot und gewiß hatte er lange nicht so gut gegessen; Messer und Gabeln besaß er nicht, sondern aß, wie er entschuldigend bemerkte, à l'arabe, mit den Händen; nach dieser Art des Essens (bei welcher indes nur die Fingerspitzen einer Hand benutzt werden), findet eine sorgsame Waschung statt. Aus der nahen Kirche erschallte Gesang, ich trat ein und bemerkte, daß sie zugleich als Getreidemagazin dient. Dann schenkte mir der Churi, welcher fließend französisch

sprach, seine Unterhaltung. Er teilte mir mit, daß unter seinen jüngern Amtsbrüdern der Cölibat mehr und mehr Verbreitung gewinne und daß man hoffe, sich auch in diesem Punkte der römischen Kirche zu nähern. Er versicherte, daß fast alle jüngern Geistlichen jetzt die französische Sprache erlernten, sowie daß man der Schutzmacht Frankreich wegen der im Jahre 1860 geleisteten Hülfe die dankbarste Gesinnung widme. Seit dieser Errettung vor drohender Vernichtung sind die Maroniten sich ihrer Zusammengehörigkeit zur großen christlichen Völkerfamilie lebhafter bewußt als zuvor.

Trotz aller Klagen, besonders aus drusenfreundlichen d. h. englischen Quellen stammend, welche laut wurden über die Unduldsamkeit und den Fanatismus der bisher fast ausschließlich unter dem Einfluß ihrer Priester lebenden und kämpfenden Maroniten, bietet dies Gebirgsvolk von nur 150,000 Seelen, welches inmitten der verheerenden Fluten des Islams sein Dasein und seine Religion bewahrt, eine der merkwürdigsten und ehrwürdigsten Erscheinungen dar. Durch das Konzil von Konstantinopel 680 als Monotheleten (welche zwar zwei Naturen aber nur Einen Willen in Christo annahmen) zu Häretikern erklärt, trennten sich die Maroniten (nach dem um 400 lebenden frommen Einsiedler Maron sich nennend) von der Kirche. „Auf den Bergen wohnt Freiheit", nirgends bestätigt sich dies Wort glänzender als im Libanon, an dessen Felsen die blutigen Wogen des Islams sich brachen. Ausgeschlossen von der Gemeinschaft der griechischen Kirche, in wildem Haß gegen die Mohammedaner, lieh das tapfere, kriegsgeübte Bergvolk den Kreuzfahrern seine Waffen. Nachdem im Jahre 1870 im Vatikan, zum ersten Mal wieder seit fast 12 Jahrhunderten, der maronitische Patriach an einem Konzile teilnahm, ist die vollkommene Vereinigung der Maroniten mit der katholische Kirche besiegelt. Doch halten, nach

altchristlichem Brauch, die Maroniten an dem Abendmahlskelch fest. Auch bedienen sie sich des Altsyrischen als Kirchensprache, sowie des orientalischen Kalenders. Ebenso stehen sie unter dem Schutze besonderer Heiligen.

(64.) Ehden, 17. Mai.

Die ärmliche Hütte des Churi enthält gleich den andern Häusern von Ainata nur eine einzige geschlossene Stube, vor welcher ein kleiner offener Vorraum sich befindet. Weder Tisch noch Stuhl, so wenig wie eine Bettstatt waren in der Wohnung vorhanden, wie überhaupt diese Geräte in echt orientalischen Häusern durchaus fehlen. Der treffliche Churi trat sein hartes, doch mir hoch willkommenes Lager ab. Während der ganzen Nacht brannte ein Holzfeuer in dem eines Rauchfangs entbehrenden Gemache. Am Feuer hockte, oft einschlummernd, ein mit der Bewachung und Unterhaltung desselben betrauter Knabe; wiederholt trat der Pfarrer in der Nacht ein, um nach dem Feuer zu sehen. In welchem Winkel er sein Haupt niedergelegt, ob in dem offenen Vorraum bei dem Mukari und den Pferden, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. In Arbeit und Entbehrung teilen die maronitischen Geistlichen das harte Los ihres Volkes.

Mit Tagesanbruch waren wir zur Reise gerüstet. Als ich aus der Hütte trat, beleuchtete die Sonne prachtvoll die unmittelbar neben uns gegen Nord-West 1000 Meter prall emporsteigende Hauptkette des Libanon, ein merkwürdiger Anblick. Die ganze Oberfläche des Gehänges ist infolge der brüchigen und schüttigen Beschaffenheit des Gesteins (schiefriger Kalkstein und Mergel) in Schutt und Trümmermassen aufgelöst. Die Bergwände selbst zeigen große sehr flache Wölbungen oder Ausbauchungen; auch der Sannin zeigt dieses eigentümliche Relief. Die langen Schneestreifen, welche vom weißen First herabziehen, erscheinen, in der Ver-

kürzung von Ainata gesehen, als kreisförmige Partieen, welche den erstaunlichen Eindruck der großen uns umgebenden Berggestaltung noch sehr erhöhen. Die nächste Umgebung des ärmlichen Sommerdörfchens giebt rühmliches Zeugnis vom Fleiß der Bewohner. Ein von der Gebirgswand herabstürzender Bach wird zur Bewässerung der Fluren benutzt; obgleich die schmale Sohle des Hochthales sehr steinig, so entsprießen ihr doch grüne Saaten. Solche erfreuen auch das Auge in der Richtung gegen den Yammunesee. Wir mußten von Ainata zunächst noch eine kurze Strecke abwärts steigen bis zum Bach des Wadi en Nusur, welcher sich in den eine Meile fernen, eines sichtbaren Abflusses entbehrenden Birket (Teich) Yammune ergießt.

Wie um so viele stille Seen, so schwebt auch um Yammune die Sage von einer versunkenen Stadt, deren zerbrochene Mauern zuweilen deutlich in der Tiefe sichtbar sein sollen. Unmittelbar nördlich von Ainata ragt eine mauerförmige Kalksteinmasse empor, über und neben welcher der Pfad den Fuß der hohen Gebirgswand erreicht. Die gleitende und rollende Trümmerhalde – als solche darf der Ostabhang des Libanon bezeichnet werden – trägt begreiflicher Weise keine zusammenhängende Pflanzendecke, dennoch war die Flora durch eine große Mannigfaltigkeit zum Teil prachtvoll blühender Pflanzen vertreten. Zur Befestigung des zertrümmerten Gehänges tragen namentlich kugelige Pflanzenformen, Stachelgräser u. s. w. bei. Zwei Burschen, welche sich uns anschlossen, leisteten durch ihre genaue Ortskenntnis nicht geringe Dienste, indem sie voranschreitend die schneefreieste Wegspur bezeichneten. Der eine dieser beiden guten Jungen kannte aus dem gesamten Schatz der europäischen Sprachen nur die Worte «buono» und «non buono», der andere war der beiden Worte «attendez Monsieur» mächtig. Trotz dieses so geringen Sprach-

schatzes war es bei der Intelligenz und dem guten Willen der Knaben nicht ganz schwer, sich mit ihnen zu verständigen. Immer mußten, sei es als Frage, sei es als Antwort, jene vier Worte dienen.

Der Weg zum Cedernpaß, Djebel el Ars, 2348 Meter hoch, führt im Zickzack an der jähen Wand empor, je nach der Jahreszeit die Schneeflächen möglichst vermeidend. Als wir endlich den Schneefeldern nicht mehr ausweichen konnten, waren wir auch der Scheitellinie schon nahe. Wir hatten den Anstieg von Ainata, 900 Meter, in 2½ Stunden überwunden. Der Paß, noch mit tiefem Schnee bedeckt, ist nicht eine eigentliche Einsattelung, gleich den Pässen der Alpen, vielmehr führt der Pfad, wenn man eine kaum wahrnehmbare Gehspur so nennen darf, unmittelbar über den hohen, etwas welligen Kamm hinweg. Um so umfassender ist der Fernblick. Zum letzten Mal erscheint der Hermon. In dem langen Zuge des Antilibanon, welcher den östlichen Horizont bildet, sucht das Auge vergeblich nach einem ausgezeichneten, die ganze Kette beherrschenden Gipfel. Landschaftlich reicher als die Aussicht gegen Osten ist das Bild, welches sich vor unsern Augen entfaltet, nachdem wir den kaum 300 Meter breiten First überschritten. Wir stehen auf dem hohen östlichen Rande eines 13 Kilom. im Durchmesser haltenden Gebirgstheaters, des halbkreisförmigen, hohen, von Westen her in die Libanonkette einschneidenden Felsenkessels, in welchem der Kadischa-Fluß seinen Ursprung nimmt. Während der Süd-Ost-Abhang des Gebirges gegen die Bekaa schon zum größten Teil schneefrei, war das westliche Gebirgsrund in seiner obern Hälfte fast durchaus mit tiefem Schnee bedeckt. Trotz dieser Bedeckung traten, ringsumlaufend, die festern Schichtprofile, mit sehr geringer Neigung gegen Nord-West, ganz deutlich hervor. Der Boden jenes mächtigen Cirkus

(400—500 Meter unter dem Passe liegend), über dessen nordöstlichem Kamm die Gipfel Djebel Makmal, 3052 Meter, Dahr el Kodib, 3063 Meter, Naba el Miskiye, 3059 Meter, sich auftürmen, ist sehr rauh, steinig, mit Hügeln von Felstrümmern bedeckt.

Von jenem hohen Thalboden, in dessen nordöstlicher Ecke die berühmte Cedern-Gruppe eine Oase in der Steinwüste bildet, sinkt in jähem Absturz eine Steilterrasse mehrere hundert Meter herab, einen tieferen inneren Felscirkus bildend. Von diesem führt die berühmte Kadischaschlucht gegen Nord-West und Norden nach Tripolis. Mit dem schneebedeckten Gebirgskranz, mit den Felsmeeren des oberen Cirkusbodens und dem unserm Auge kaum erreichbaren Abgrund des Kadischa kontrastieren in wohlthuender Weise die Maronitendörfer Bscherre, dicht an den Abgrund vorgeschoben, und Ehden (1445 Meter hoch) auf schöner Terrasse am nordwestlichen Fuße des bogenförmigen Bergkamms liegend. Gartenähnliche Fluren, eine Fülle von Bäumen (Pappeln, Feigen-, Wallnuß-, Maulbeerbäume) verraten schon von ferne die glückliche Natur dieser Libanondörfer. Stufenweise sinkt das Gebirge gegen Nord-West allmählich zu sanften Bodenwellen herab. Jenseits der weißen Hügel, welche auf Kreidemergel deuten, am untern Gebirgsgehänge, verkündet das Graugrün der ferneren Flächen die Olivenwälder von Tripolis. Die Stadt selbst wird durch eine unmittelbar in Süd-Ost aufsteigende Steilterrasse verdeckt. Die Hafenstadt el-Mina, der kleine vorliegende Archipel und das blaue Meer, vom Vorgebirge Gottes-Antlitz (Θεοῦ πρόσωπον), Ras el Hadschar „Felsenkap" der Araber, bis über die Bucht von Orthosia hinaus, sind deutlich vom hohen Paß erkennbar. — Von der Höhe stiegen wir auf rauhem Pfade, teils über Schutt und Trümmer, teils über Schneefelder 423 Meter zu den Cedern

hinab. Die ehrwürdige Baumgruppe erscheint aus dieser Ferne als ein kleiner dunkler Fleck in der Gebirgswüste. Allmählich traten einzelne Bäume deutlicher hervor, dann verschwand hinter einer Bodenwölbung der heilige Hain unserm Blick. – Jetzt lag er ganz nahe vor uns; nur noch ein schmales, in den Felsschutt eingeschnittenes Rinnsal blieb zu kreuzen und wir betraten den Perivolos. Eine Schutzmauer mit zwei nicht verschließbaren Thoröffnungen umgürtet nämlich das etwa 8–10 Hektaren messende Areal des Cedernhains, welches eine Gruppe von 5–7 Schutt- und Trümmerhügeln darstellt, von Fraas mit einer Moränenlandschaft Oberschwabens oder der Schweiz verglichen.

Bevor ich in den Schatten der ehrwürdigen Bäume trat, warf ich noch einen Blick zurück auf das grandiose Gebirgsrund, von dessen hohem Rande ich eben herabgestiegen. Gleich so vielen Höhen Palästinas trägt auch das Hochgebirge des Libanon das Gepräge der Verwüstung. Die jetzt in Schutt und Trümmer aufgelösten Gehänge waren vor Jahrtausenden mit Cedern, Fichten, Cypressen bedeckt. Von dieser alten Waldherrlichkeit ist durch eine ungewöhnliche Gunst des Geschicks die Cedernoase der Vernichtung entgangen. Die verwüstende Hand des Menschen war es, welche den Libanon des Cedernwaldes beraubt hat, dessen mächtige uralte Bäume, nach den Worten des königlichen Sängers, Gott selbst gepflanzt hatte (Psalm 104, 16.) Wie die Bibel voll von Lobpreisungen des Libanon und der Cedernbäume mit den „schönen Ästen", so läßt sie uns auch nicht im Zweifel über die fortschreitende Waldvernichtung. Die Herrlichkeit des Herrn und den Schmuck Gottes sieht Jesaias offenbart durch die „Herrlichkeit des Libanon", durch den „Schmuck Karmels und Sarons" (Jes. 35, 2). Schon zu Salomos Bauen mögen die Cedernwälder stark angegriffen worden sein, wenn

wahr ist, daß damals im Libanongebirge 10,000 Menschen mit Fällen beschäftigt waren, 70,000 mit dem Tragen der Lasten, 80,000 mit Zimmerarbeiten. Fällten Salomos und Hirams Knechte nur die jüngern Stämme oder vermochten sie auch, was die heutigen Libanesen nicht mehr vermögen, die Riesenbäume zu bezwingen? Nicht nur zum Tempel verwandte Salomo des edle Cedernholz, er baute auch ein „Haus vom Walde Libanon"; es ruhte auf cedernen Säulen und war getäfelt mit cedernen Brettern (1. Kön. 7, 2). Auch ließ der König Salomo aus „Holz vom Libanon" eine herrliche Sänfte zimmern.

Noch rücksichtsloser wie die einheimischen Könige ließen fremde Eroberer Cedern fällen, wie uns Jesaias belehrt, welcher über den Untergang des Königs zu Babel „die Tannen und die Cedern auf dem Libanon sich freuen" und sagen läßt: „Weil du liegst, kommt niemand herauf, der uns abhaue". Wie die Propheten in den majestätischen Cedern die Herrlichkeit Gottes schauten, so fehlt in ihrer Verkündigung der Heimsuchungen auch das Bild des vernichteten Cedernwaldes nicht. In der That scheint Jesaias den heutigen Zustand zu bezeichnen mit den Worten: „Das Land liegt kläglich und jämmerlich, der Libanon steht schändlich zerhauen" (Jes. 33, 9, siehe auch 10, 34). In den brausenden Stürmen, welche die Baumriesen zu Boden schleudernd das Hochgebirge umtoben, erblickt David eine Offenbarung des göttlichen Zorns: „Die Stimme des Herrn entblößt die Wälder; die Stimme des Herrn zerbricht die Cedern des Libanon" (Psalm 29, 5. 9). – Am Feste der Verklärung kommen viele Gläubige aus den umliegenden Thälern hinauf. Priester lesen in der kleinen, einem Steinkasten ähnlichen Kapelle die Messe. Wohlthuend und erfrischend, doppelt willkommen als eine Erinnerung an die nordische Heimat, umgiebt uns

im Bezirk der heiligen Cedern der Duft der harzreichen Bäume, der „Geruch Libanons“, den Salomo schon preist (H. Lied 4, 11). Aber ein nordischer Wald ist es doch nicht. Der stark hügelige Boden des Cedernhains ist ein Aggregat, ein chaotischer Schutt von Kalksteinblöcken der Glacialzeit, eine Pein, ein Schmerz für Auge und Gemüt, welche Frieden und Ruhe im Waldesschatten suchen. Es fehlt an einer Rasen- oder Kräuterdecke, es mangelt jeglicher Nachwuchs. Auch ist der Schatten der Nadelbäume nur licht; selbst in der kleinen Oase sind Lücken, der Waldesschatten ist nicht geschlossen; herrlich aber tönt das tiefe Rauschen und Brausen in den Wipfeln, Laute, welche auf einen Augenblick uns in die heimatlichen Wälder versetzen.

Die vielgepriesenen Bäume sind zum Teil uralt, wahrscheinlich Zeitgenossen der Könige Hiram und Salomo, zum Teil aber zählen sie nur wenige Jahrhunderte. Jene, 8 oder 9 an der Zahl, sind wahre Baumungeheuer (8—14 Meter im Umfang, nicht über 25 Meter hoch), deren kolossale Holzmassen mit dem spärlichen Nadelkleide kontrastieren. Man erblickt an ihnen fast nur die gewaltigen, in Höhe weniger Meter sich teilenden Riesenstämme und Riesenäste, unter denen manche laublos, verstümmelt, zersplittert, durch Blitz oder menschlichen Frevel verbrannt. Diese uralten, unsterblichen, ehrwürdigen, heiligen Cedern machen den schmerzlichen Eindruck von Wesen, welche nicht sterben können, obgleich das natürliche Zeitmaß ihres Lebens längst überschritten. Weniger ehrwürdig, aber von schönem, ebenmäßigem Wuchse sind die jüngern, nur einige Jahrhunderte alten Bäume, etwa 370. Ihre Gestalt ist gedrungen stumpf-pyramidenförmig, der Stamm steigt gerade und ungeteilt empor, die Zweige bilden horizontal ausgebreitete Schirme, welche mit abnehmendem Durchmesser gleichsam in Etagen angeordnet sind. Diese jüngere Baum-

generation kann nicht viel über 300 Jahre zählen, denn der Kräuterforscher und Arzt Rauwolff, welcher überhaupt nur 24 Cedern zählte, versichert ausdrücklich von jungem Nachwuchs nichts wahrgenommen zu haben (1573). Der berühmte Reisende Burkhardt besuchte 1810 den Libanon und zählte 25 sehr große, 50 mittlere und 300 kleinere Bäume. Fraas und seine Begleiter stellten 1874 eine genaue Zählung an, welche 377 Bäume ergab; unter ihnen 5 Riesenbäume mit mehr als 10 Meter Umfang. Nach dem Besuche Rauwolffs muß demnach eine günstige Epoche für den Aufwuchs junger Cedern gewesen sein. Sie ist nicht mehr. Die Bäume wachsen nicht nach. Je kleiner die Oase wird, je weniger Widerstandskraft wird sie den zerstörenden Elementen entgegensetzen können. Mitten in den Felswildnissen stehend, scheinen selbst die natürlichen Bedingungen des Gebirges, vielleicht auch das Klima der Entwicklung der Cedern nicht mehr günstig zu sein. Nach einigen Jahrhunderten wird diese Herrlichkeit den Libanon nicht mehr schmücken, während die Bäume im englischen Klima herrlich gedeihen.

Jener Hain, an der Quelle des Kadischa ist jetzt der einzige Standort der Cedern im Libanon; alle gegenteiligen Angaben beruhen auf einer Verwechslung mit Cupressus horizontalis, „Scherbin“ der Araber, deren Stämme bis 1 Meter mächtig werden und in ihrem Wachstum den heiligen Bäumen nicht ganz unähnlich sind. Der Scherbin gedeiht bis zu Höhen von 1000—1200 Meter; nur ausnahmsweise bis 2000 Meter. Seetzen erwähnt indes ausdrücklich diese Cypresse, doch sicherlich nur in verkümmerten Exemplaren, selbst höher als die Cedern getroffen zu haben. Es darf nicht verhehlt werden, daß Zweifel laut geworden sind, ob „das Haus vom Walde Libanon“ wirklich aus Cedernholz und nicht aus einer andern Conifere (Fichte, Cypresse) gefertigt worden sei, da das Holz

der Cedrus, leicht und weich, nicht die Dauerhaftigkeit besitzt, welche man bei jenen königlichen Bauen im Auge haben mußte. Immerhin aber wird nur die Ceder „Aers" genannt, entsprechend dem Hebräischen Ars, auch ist es undenkbar, daß Hesekiel (31, 3–4) einen andern Baum als die libanotische Ceder vor Augen hatte, als er Assur mit einem Cedernbaum auf dem Libanon verglich, „höher als alle Bäume im Felde, mit schönen großen und langen Ästen; die Tannenbäume nicht einmal seinen Ästen zu vergleichen". Gleich einem natürlichen Altertum ragt die einsame Cedernoase in die Gegenwart herein. Wenn hier der Sturm braust, der Regen niederstürzt und die Gebirgswasser Schuttmassen vom steilen Gehänge mit sich führen, so mag die Stätte eine der ernstesten und schauerlichsten sein.

Gegen 1 Uhr setzten wir langsam die Reise fort. Der Weg von den Cedern nach Ehden führt auf der obern Terrasse des großen Gebirgshalbkreises hin; zur Rechten erhebt sich der Makmal und ein westlicher Zweig desselben; zur Linken liegt die Kadischaschlucht. Angesichts der schneebedeckten Hochgebirgsmulde vergegenwärtigte ich mir den frühern Zustand der Dinge, als ein Firnmeer sich dort ausbreitete und ein Gletscher sich in das Kadischathal hinabsenkte. In der Luftlinie sind die Cedern vom Dorfe Ehden nur 1 Meile entfernt, aber kaum wird es möglich sein, den vielgewundenen, furchtbar schlechten Weg in weniger als 3 Stunden zurückzulegen. Zunächst wandert man zwischen Trümmerhügeln hin, dann folgen anstehende Kalkfelsmassen von furchtbar rauhen Formen. Namentlich ein Zug von Felsen zur Linken des Weges hat wahrhaft ungeheuerliche Formen. Etwa 1/4 Stunde, nachdem man die Cedern verlassen, erblickt man plötzlich die jähe, fast senkrechte Felswand, welche die obere von der untern Terrasse des Gebirgscirkus trennt. Bei der Aussicht vom

hohen Cedernpaß hatten wir über diese Wand hinweggeschaut, ohne sie selbst wahrnehmen zu können. Die halbkreisförmige, aus sehr ungleichen Massen zusammengesetzte Felswand bietet einen großartigen Anblick dar; ein Wasserfall stürzt über sie zur Tiefe. Bscherre inmitten schöner Fluren bleibt zur Linken. Kaum wird man anderswo den Kampf des Menschen, der den widerstrebenden Felsboden dem Ackerbau unterwirft, in gleichem Maße zu bewundern Veranlassung finden, wie in der Umgebung dieser fleißigen Maronitendörfer. Bei aller fürchterlichen Rauheit der Oberfläche giebt der Fels nach seiner Verwitterung eine überaus fruchtbare Erde. Dies ist besonders der Fall dort wo Bänke von Melaphyr und Melaphyrtuffen den Schichten des Kalksteins und des Mergels eingeschaltet sind. An Quellen ist kein Mangel, sie brechen besonders dort, zuweilen in Bächen, hervor, wo der sehr zerklüftete Kalkstein auf undurchlässigem Mergel ruht. Ein solcher Wechsel zeigt sich vor Ehden, vielfach von grünlicher und rötlicher Farbe. Das Wasser der Quellen wird dann weithin in kleinen Kanälen über die Fluren am steilen Gehänge hin geleitet; es ruft wie mit einem Zauber die üppigste Vegetation zwischen und auf den Steinen hervor. Dieses an mineralischen Bestandteilen reiche Wasser hat eine mehr befruchtende Kraft als das atmosphärische Wasser.

Während dieser Wanderung sollte ich Gelegenheit haben, den Einfluß des Gebirges auf die meteorologischen Erscheinungen kennen zu lernen. Vom hohen Passe aus hatten wir in der Ferne am Meere eine Lufttrübung und eine Wolkenbildung bemerkt; später konnte unser Blick jene Gegend nicht mehr erreichen. Plötzlich um eine Bergecke biegend, befinden wir uns im dichtesten Nebel; etwas Ähnliches hatte ich während des Aufenthaltes in Palästina und Syrien nicht wahrgenommen. Offenbar schlug die kalte Gebirgswand des

Libanon den Feuchtigkeitsgehalt der über das Meer streichenden Luft nieder. Etwa 1 Meile hatten wir in diesem dichten Nebel unsern Weg zu suchen. Zum Glück fehlte es nicht an Begegnenden, die nach dem Wege gefragt werden konnten. Es war 4$^1/_2$ Uhr, als wir die ersten Häuser von Ehden, einem der größeren Maronitendörfer, erreichten. Der Ort liegt unfern eines Steilabsturzes, am hohen Rande eines Zweigthals des Kadischa, auf wenig geneigter Fläche, über welcher gegen Nord-Ost eine ca. 300 Meter hohe steile Gebirgswand sich erhebt. Das Dorf hat zerstreute, braune, würfelförmige Häuser, zwischen denen viele prächtige Bäume, namentlich herrliche Wallnußbäume, Cypressen, italienische Pappeln, Maulbeer-, Feigen-, Aprikosenbäume und Reben gedeihen. Die Baumgärten wechseln mit sorgsam gepflegten Fluren. Der Nebel zerteilte sich schnell, die Sonne brach hervor und beleuchtete eine durch die Mischung üppiger Fluren und Baumgärten, rauher Felsen und erhabener Hochgebirge bezaubernde Landschaft. Unter den Gebäuden des Dorfs zeichnet sich die neue Kirche durch stattliche Größe aus. Freilich ist auch dies Gotteshaus ohne Turm und ohne sichtbares Dach.

P. Joachim hatte mir empfohlen, bei seinem ehrwürdigen Amtsbruder, dem Churi Dschibrail, gastliche Aufnahme nachzusuchen. Mein Begleiter willigte nur ungern ein, nochmals die Gastfreundschaft eines Churi in Anspruch zu nehmen. Ich habe Grund zu der Mutmaßung, daß er den Geistlichen nur mit einem höhern Gastgeschenk glaubte zufriedenstellen zu können. Schnell hatten sich 20—30 Bewohner Ehdens, jung und alt, um uns gesammelt. Auf meine Frage, wer französisch könne, trat sogleich der 15jährige Paul Saadéh hervor, ein Jüngling wohlgestaltet, mit edlen Zügen, welche geistige und leibliche Gesundheit verkündeten. Seine Entschuldigung, nur unvollkommen die Sprache zu verstehen, da er nur wäh-

rend 5 Monate französischen Unterricht genossen, war in der That kaum nötig, denn seine Kenntnis reichte für den vorliegenden Zweck vollkommen aus und war mir von großem Wert. Paul, sein Bruder Johann, nebst Pierre Yamine, denen sich ein ferneres Ehrengeleit von zehn jugendlichen Personen beiderlei Geschlechts anschloß, führten mich nun zum Churi Dschibrail. Paul deutete inmitten des Dorfes auf ein in Trümmern liegendes, ansehnliches Haus, einst die Wohnung Jussuf Karams, ihres großen Mitbürgers und Anführers in den Kämpfen von 1860, dessen Andenken schon jetzt im Lichte nationaler Glorie strahlt.

Wir kamen an das Pfarrhäuslein. Wie elend sah das aus! ein würfelförmiger Bau, sehr klein, mit einer einzigen Öffnung als Thür und Fenster dienend. Auf einer Außentreppe stieg man zu dem etwas zurücktretenden Oberbau empor, vor dem eine kleine Terrasse frei blieb. Da der Churi in der Kirche, empfing mich seine uralte Gattin und wies mich zu jener Oberstube hinauf. Vor dem Hause floß ein fröhliches Bächlein; gegenüber die Kirche, ein ganz kleiner rektangulärer, fensterloser Bau, das Dach einer Tenne gleichend, die Thür nur 1 1/3 Meter hoch. Einige treppenförmig gefügte Grabsteine mit arabischen Inschriften liegen davor. Meine Begleiter, welche bestrebt waren, mir jeden Wunsch an den Augen abzusehen, schlugen mir nun einen Spaziergang nach der großen Quelle, dem Stolz und dem Reichtum des Dorfes vor. Der Weg führte am Fuß der Höhe längs einer Wasserleitung. Die in den Gärten beschäftigten Männer und Frauen begrüßten mich ehrfurchtsvoll nach orientalischer Art. Paul Saadéh versäumte nicht meine Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken mit den oft wiederholten Worten: il (elle) vous fait ses compliments. Meine kleine Schar fragte dann, ob sie mich durch einen Gesang erfreuen könnte? Nach-

dem ich dies bejaht, stimmten sie einen fröhlichen, wohllautenden Gesang an. Später machte ich sie auf die Versteinerungen in den Kalkfelsen am Wege aufmerksam. Dies erweckte ihr allergrößtes Interesse und sie waren nun ihrerseits bestrebt, solche Reste der Vorwelt in den Steinen aufzusuchen und mir zu zeigen. Unter den Fragen, welche ich im Laufe der kleinen Wanderung beantworten mußte, war auch die, ob ich katholisch sei. Daß meine verneinende Antwort irgend eine Veränderung der freundlichen Gesinnung meiner Begleiter bedingt hätte, konnte ich durchaus nicht bemerken.

Zurückgekehrt fanden wir die Pfarrerin, welche im Äußern einer Bäuerin glich, auf der Terrasse an einem kleinen Kohlenfeuer. Einer meiner kleinen Begleiter, welcher den Dienst als Chorknabe versah, sprang in die Kirche, holte das Räuchergefäß, legte glühende Kohlen hinein und eilte wieder in die Kirche zurück. Mich tief zur Erde bückend, trat ich in das Kirchlein. Der 90jährige Churi Dschibrail, in dunkelblauem Gewand, sang abwechselnd mit den anwesenden Gläubigen, deren etwa zehn vorhanden. Die Formen des abendlichen Gottesdienstes waren offenbar nicht sehr streng, denn die Pfarrerin erschien plötzlich in der Kapelle, rief ihren Mann vom Altar und machte ihm einige, ohne Zweifel häusliche Mitteilungen, entfernte sich wieder und der unterbrochene Gesang konnte fortgesetzt werden. Nachdem die Andacht vollendet, sah ich mein Zimmer und die Terrasse von meinen kleinen Freunden und Freundinnen gefüllt. Bald erschien auch der Pfarrer. Da er nur arabisch sprach, so machte Paul den Dolmetscher. Bei den Vorbereitungen zu meinem frugalen Nachtmahl schienen die zahlreich Anwesenden etwas lästig zu werden, der Churi ergriff daher einen langen Stecken und war im Begriff unter sanfter Berührung die ganze Schar auszutreiben. Ich intervenierte, indem ich den des Französi-

schen Beflissenen das Verweilen gestattete, ein Vorzug, dessen sich außer Saadéh noch zwei Knaben erfreuten.

Dem empfindlichen Mangel an Tisch und Stuhl wurde bestmöglich abgeholfen, indem aus zwei Kissen ein erhöhter Sitz und aus zwei unbestimmbaren Holzapparaten etwas einem Tisch entfernt Ähnliches aufgebaut wurde, worauf dann der Mukari die Provisionen ausbreitete. Meine Freunde, die anscheinend sehr bequem nach orientalischer Weise hockten, lehnten in Bescheidenheit jede Teilnahme an meinem Mahle ab. Da sich der Tisch später zum Schreiben ganz ungeeignet erwies, so war Saadéh, sich auf die Kniee werfend, bereit, seinen Rücken zur Unterlage darzubieten. Als ich mich dann zur Ruhe begab, strebten die jungen Maroniten in jeder Weise mir behülflich zu sein, indem sie die Lampe an meinem Lager hielten. Dem orientalischen Brauche habe ich mich jetzt schon soweit accomodiert, daß ich in den Kleidern schlafe. Auch ziehe ich Handschuhe an, binde und knöpfe alles auf das sorgsamste zu. Meine Stube kann in keiner Weise geschlossen werden, die Außentreppe geht unmittelbar auf die Dorfstraße. Doch fühle ich mich sicherer als wie zu Hause. Ich entschlummerte unter den freundlichen Bildern der jugendlichen arabischen Christen. Ihre „gute Gestalt", das wohlgebildete edle Angesicht, dazu die schönen bunten Kleider, — das alles gehört zur Herrlichkeit des Libanon. Welch' eine Bereicherung für die christliche Welt würde es sein, wenn nicht nur dies kleine Häuflein der Maroniten, sondern der ganze edle arabische Stamm zur christlichen Völkerfamilie gehörte!

(65.) El-Mina bei Tripolis, 18. Mai.

Um 5 Uhr früh auf die Hausterrasse tretend, fand ich bereits dort den 90jährigen Churi in einem arabischen Brevarium lesend, neben einem Kohlenbecken kauernd. Auch Paul Saadéh harrte schon, seine Dienste mir zur Verfügung

zu stellen und ein Glas Wasser aus dem nahen Bächlein zu reichen. Schnell war nach Landesbrauch an dem rauschenden Rinnsal die Toilette gemacht. Der in Kleidern schlafende Orientale ist augenblicklich zum Aufbruch, augenblicklich zum Kampfe bereit. Die Schönheit und Großartigkeit der Landschaft ließ mich die Abreise etwas verzögern. Noch war die Sonne nicht über dem Schneegebirge emporgestiegen, rosige Frühnebel hüllten den hohen Gebirgsrand und den Standort der Cedern ein. Gegen Süden breitet sich ein Hügelland aus, man ahnt kaum, daß tiefe ungangbare Schluchten es durchschneiden. Die dort sichtbaren, scheinbar nahen Dörfer, verlockend anzuschauen in ihren Baumparadiesen, sind durch die 400 Meter fast senkrecht einschneidende Kadischa-Schlucht dennoch von Ehden weit getrennt. Es ist der heilige Fluß, das heilige Thal, voll von Kirchen, Kapellen, Einsiedeleien, Klöstern, vor allem das durch Kaiser Theodosius im Jahre 379 gegründete Kannobin (Cœnobion). Seit 15 Jahrhunderten haben sich in diesem Thal älteste Formen des Christentums und des christlichen Lebens erhalten. Die nicht selten zum Fanatismus gesteigerte Hingabe an ihre nationale Kirche bildet einen hervorstechenden Zug der Maroniten, welche vielleicht durch kein anderes Volk übertroffen werden an emsigstem Fleiß in Bebauung ihres Landes (überall in Terrassen kultiviert und bewässert), an Tapferkeit in Verteidigung und Angriff gegen Drusen und Türken.

Die Fruchtbarkeit der Gebirgsterrasse von Ehden wird vorzugsweise bedingt durch glückliche Bodenmischung. Mergel und Sandsteine mit sehr zahlreichen Durchbrüchen und Zwischenlagern von Melaphyr und Melaphyrtuff bilden die paradiesische Flur, während die im Osten aufsteigenden Felsen aus versteinerungsreichem Kalkstein (Turon; der Gasteropodenzone (3) angehörig) bestehen. Die Kadischa-Schlucht ist in die unter-

lagernden Kalk- und Dolomitschichten des Cenoman eingeschlossen. Ein mächtiger Gang von Melaphyrtuff wurde durch Fraas aus der Nähe des berühmten Felsenklosters bis hinauf zur Gebirgsebene verfolgt, eine Höhendifferenz von 450 Meter. Brocchi, der Erforscher der römischen Campagna, beobachtete auch zellige Varietäten des Eruptiv-Gesteins.

Bei meinem Abschied hatten sich am Pfarrhause eine Anzahl Dorfbewohner versammelt, wobei mir auffiel, daß die Frauen mit ihrem weißen Kopftuch ihr Gesicht fast ganz verhüllten. Zwischen meinem Mukari und dem ehrwürdigen Churi gab es wieder eine kleine Meinungsverschiedenheit über die Höhe des Bakschisch. Die Churi sollen durch Geldsucht ihren Gemeindekindern ein wenig nachahmenswertes Beispiel geben, ohne dadurch das ehrfurchtsvolle Ansehen und den Einfluß, dessen sie sich erfreuen, zu gefährden. Saadéh, sein Bruder, sowie Pierre Yamine gaben mir eine halbe Stunde weit das Geleite. Bewundernswert war mir in dem Verkehr mit diesen begabten Jünglingen arabischen Blutes das heiße Verlangen nach Unterricht und Ausbildung. Dem allgemeinen Gesetze, daß an Wert verliert, was reichlich geboten und ohne Kampf errungen wird, daß nur erstrebenswert erscheint, was schwer erringbar ist, gehorcht auch das Lernbedürfnis der Jugend. So haben wir in der Fülle der Bildungsmittel, welche unsere Staaten darbieten, selten Gelegenheit zu erkennen, welch' brennendes Verlangen nach Unterricht und Wissen der nicht überreizten, nicht übersättigten Jugend innewohnt. Als ich von den Knaben von Ehden Abschied nahm, drängte sich mir die Frage auf, wo eine glücklichere, schönere, bessere, gottgefälligere Jugend, in den Maronitendörfern des Libanon oder in unsern Städten?

Der Weg von Ehden nach Tripolis bleibt, zunächst wenig abwärtssteigend, auf derselben hügeligen Gebirgsstufe, auf

welcher Ehden und südlich der Kadischa-Schlucht ein Kranz schöner Dörfer liegt. Wir erreichen nun eine Bergecke, ein Kalksteinberg mit rauhem Profilabbruch, auf der eine Kapelle, Sedet el-Hizn («Madonna della Bellezza»), sichtbar wird. Bevor wir von Ehdens Landschaft Abschied nehmen, blickten wir nochmals zurück. Über der Kulturterrasse, in welcher der Kadischa und seine Zuflüsse einschneiden, erhebt sich, einen Halbkreis beschreibend, eine wilde Gebirgswand (vielfach durch Schluchten unterbrochen), deren Schichtprofile nicht sehr vom Wagrechten abzuweichen scheinen. Oberhalb jenes Steilabsturzes dehnt sich die höhere, teils mit Felstrümmern, teils noch mit Schnee bedeckte Gebirgsstufe aus, daran schließt sich das Halbrund des beschneiten Hochgebirges, über welchem jetzt die Sonne strahlte. Um jene Bergecke biegend, bietet sich uns, rechts und links der Bergpyramide Mar Djurdjus (heil. Georg), eine unvergleichlich herrliche Aussicht auf die Landschaft von Tripolis, welche in reichster Gliederung 13 bis 1400 Meter hinabsinkt. Eine Einlagerung von Melaphyr und Tuff, teils schwarz, teils lichtrötlich und grünlich, tritt hier in den die Kalkschichten des Mar Djurdjus unterlagernden Mergel-, Thon- und Sandsteinschichten auf. Diese Schichten sind infolge der Verwitterung meist bunt, von lichtrötlicher bis lichtgrünlicher Farbe. Die herrschende Neigung der Straten ist unter 10°–15° gegen Nord-West gerichtet. Östlich des Berges Djurdjus steigen wir furchtbar steil in eine Schlucht hinab. Überall wiederholt sich hier der Kontrast zwischen dem rauhen, wilden Gebirgsrelief und den schönen, wenngleich auf schmale Flächen beschränkten Fluren. Bewundernswert ist der Fleiß der Menschen, welche vor diesem furchtbar steinigen Boden nicht zurückschrecken.

Vielfach erblickte ich auf den Flurmauern die hier allgemein getragenen spitzen roten Schuhe stehen. Die Wege

sind oft so furchtbar steinig, daß die Bauern nur mit Schuhen versehen zu ihren Äckern sich begeben, dort entledigen sie sich derselben und arbeiten barfuß auf dem Felde. Mehrere Geistliche begegneten mir, eine schwere Hacke (Karst) auf der Schulter, im Gebetbuch lesend; gleich den Mönchen bearbeiten sie, im Wetteifer mit den Bauern, das Feld. Der Gegensatz zwischen den mühevoll bearbeiteten Fluren und den furchtbar verwahrlosten Wegen könnte überraschen, wenn man nicht sich vergegenwärtigte, daß diese Felsenwege das wesentlichste Glied der gewaltigen Gebirgsfestung der Maroniten sind. Etwa 600 Meter steigt man, zur Rechten ein waldbedecktes Gehänge, durch steile Schluchten hinab, dann erreicht man die Region der Hügel, welche vorzugsweise aus weißem Kreidemergel bestehen und eine Zone von wechselnder Breite weithin am Fuße des Gebirges bilden. Endlich senkt sich der Pfad in das Thälchen Khaldiyeh hinab, auf dessen rechtem Gehänge das Dorf gleichen Namens mit braunen, kastenförmigen Steinhäusern liegt. Der rauschende Bach und die syrische Sonne haben dieses Thal in ein Pflanzenparadies umgewandelt, doppelt entzückend für den, welcher in wenigen Stunden vom Schnee des Libanon herabgestiegen. Man verläßt das Thal und den zwischen Oleanderbüschen schnell hinströmenden Bach um Sgarta das Winterdorf von Ehden zu erreichen. Sgarta soll trotz seiner herrlichen Lage und den prangenden Gärten im Sommer äußerst ungesund sein, selbst mehr als Tripolis. Daher zieht die Mehrzahl der Menschen hinauf nach Ehden. Die Bewohner der Gebirgsdörfer tragen dann sogar Bedenken selbst nur zu kurzem Aufenthalt in die Küstenregion hinabzusteigen.

In der Umgebung bemerkt man viele rechteckige Hütten aus Laub und Gestrüpp, welche zur Zucht der Seidenraupen dienen. In einem Verkaufslokal, wo ich Schutz gegen den

Sonnenbrand suchte, bildete sich alsbald eine kleine Versammlung neugieriger und teilnahmvoller Menschen, deren Wohlgestalt mich wieder in hohem Grade überraschte. Ein europäisch Gekleideter, Herr Joseph Saadéh, «Professeur de l'école d'Eden», redete mich französisch an. Da er Lehrer und Oheim des guten Paul war, so konnte ich ihm meine aufrichtigen Glückwünsche zu diesem Neffen aussprechen. Herr Prof. Saadéh war in Italien, Frankreich und der Schweiz gewesen, wo er sich in den Landessprachen gut verständigt hatte. Von der Schweiz aus hatte er auch einen Ausflug über die deutsche Grenze unternommen, wo er eine seltsame sprachliche Beobachtung gemacht, deren Lösung er von mir erhoffte. Vergeblich hatte er in dem deutschen Städtchen französisch und italienisch gesprochen, endlich in größter Erregung seine Zuflucht zum Arabischen genommen und nun habe man ihn verstanden. — Von den Anwesenden, welche anscheinend bequem auf dem Boden hockten, ahnte wohl niemand, wie sauer mir, halb hockend, halb sitzend und liegend das Dasein wurde. Von Sgarta bis Tripolis dehnt sich eine 60—100 Meter hohe Plateauebene aus, deren rötlichbrauner Boden die schönsten Olivenwälder trägt. Zur Rechten erhebt sich der schildförmige Berg Terbol, 638 Meter hoch. Älteres Miocän, bestehend aus Schichten von Kalksteinen, Mergeln und Kalkkonglomerat, setzt ihn zusammen. Die zum Teil steil aufgerichteten südlich fallenden Schichten scheinen zu beweisen, daß sie durch die Erhebung des Libanon mit betroffen wurden. Die mäandrischen Schichtenkrümmungen geben dem Berge ein eigenartiges Gepräge.

Lange verbirgt sich Tripolis dem Auge. Plötzlich erreicht man den etwa 50 Meter hohen Steilrand des Küstenplateaus und wie mit einem Zauberschlage öffnet sich der Blick auf die weißen Häuser und Moscheen von Tripolis,

vom Kadischafluß durchströmt. Auf einem Ausläufer des Tafellandes, unmittelbar über dem linkseitigen Stadtteil und über der Schlucht, aus welcher der heilige Strom hervorstürzt, erhebt sich auf der Stätte des mittelalterlichen Pilgerberges, des Mons Pellegrinus, ein großes Kastell aus dem braunen, tuffähnlichen Kalksandstein erbaut, welcher die Küstenebene bildet. Tripolis bietet mit seinen zahlreichen Kuppeln und Minarehs eine der schönsten orientalischen Stadtansichten dar. Im Begriffe nach Tripolis hinabzusteigen, hielt uns ein Zollwächter an in der Absicht mein Gepäck zu untersuchen, wozu er ohne Zweifel ein Recht hatte. Die Uniform, wenngleich zerrissen und verwahrlost, kennzeichnete ihn als einen Beamten. Der Mukari wies ihn jedoch zunächst mit Worten ab, als aber der Beamte sich nicht abhalten ließ, sondern dem Rößlein in die Zügel fiel, erhielt er, ohne daß ich es hindern konnte, durch den Mukari einen so kräftigen Stoß vor die Brust, daß er zurückprallend von der Untersuchung unseres Gepäcks Abstand nahm. Hiermit war die Sache vollkommen geordnet. In tiefem Frieden setzten wir unsern Weg fort. Mehr als es sonst bei orientalischen Städten der Fall, entspricht bei Tripolis dem vorteilhaften äußern Anblick auch das Innere. Die Straßen sind leidlich gepflastert und mit schmalen Bürgersteigen versehen. Auch durch Gewerbfleiß namentlich in Seide scheint die Stadt sich vorteilhaft auszuzeichnen. Mehrere Seifenfabriken sollen in schwunghaftem Betriebe sein, während Schwammfischerei einen wesentlichen Erwerbszweig der Hafenstadt el-Mina bildet. Wir durchwanderten eine Straße, in der sich eine Schuhmacher-Werkstatt an die andere reiht. Alle Schuhe sind spitz und von roter Farbe.

Ich wandte mich zum Hause des kaiserl. deutschen Konsuls Herrn Al. Catzeflis, aus einer korfiotischen Familie stammend. Wie überrascht war ich, als ich aus der engen Straße

eine kleine Treppe hinauf das äußerlich unscheinbare Haus betrat; es ist, vor etwa 200 Jahren erbaut, ein Muster vornehmer orientalischer Bauart; prächtig ist namentlich das ehemalige Haram, von einer weiten Kuppel überwölbt. Die jetzigen, mehr und mehr verarmenden Mohammedaner bauen solche Paläste nicht mehr. Da Herr Catzeflis sich nach el-Mina begeben, so brach ich sogleich dahin auf. El-Mina, das Ziel meiner Landreise, 3 Kilom. gegen Nord-West entfernt, ist jetzt durch einen Tramweg mit Tripolis verbunden; eine vielbewunderte, in der orientalischen Umgebung recht fremdartige Anlage. Ein flaches sandiges Vorland, etwa $^1/_4$ Quadratmeile groß, von dreiseitiger Form, an dessen Spitze el-Mina auf der Stätte der alten Tripolis liegt, breitet sich vor der höheren Terrasse aus. Da es dem Untergrund an Wasser nicht fehlt, so gedeihen hier die herrlichsten Baumpflanzungen. Diese Ebene war zur Zeit der Kreuzzüge mit Zuckerrohrfeldern bedeckt. Hier war es, wo 1099 die Occidentalen zuerst den Zucker «Zucara» kennen lernten. Dies ihnen neue Genußmittel, welches sie ungemein lieblich und erquickend fanden, verzögerte den Aufbruch des Heeres nach Jerusalem. Zur Rechten am Meer erblickte ich mehrere alte Befestigungstürme, unter ihnen den Löwenturm, genannt nach dem dort eingehauenen Wappentier des Grafen Raymund von St. Giles (R. von Provence), dem berühmten Kreuzhelden. Nach einigen Erkundigungen fand ich Herrn Catzeflis, einen der zuvorkommendsten Männer, welchen ich auf meiner Reise zu begegnen das Glück hatte. Dankbar, die Landreise ohne den geringsten Unfall vollendet zu haben, stieg ich vom Pferde. Einschließlich des Ausflugs von Jerusalem zum toten Meere habe ich 86 Meilen zurückgelegt, davon 6 Meilen in der trefflichen französischen Post, von der übrigen Strecke etwa $^1/_3$ zu Fuß, $^2/_3$ reitend, meist auf äußerst stei-

nigen Wegen. Herr Catzeflis, der französischen und italienischen Sprache mächtig, welcher neben dem deutschen Konsulat auch Dampfschiff- und Postagenturen verwaltet, begiebt sich zur Besorgung der Geschäfte 2 Tage der Woche nach el-Mina. Mit dem Bedauern, mich nicht in seinem Hause zu Tripolis beherbergen zu können, bezeichnete er es lediglich als seine Pflicht, mich gastfreundlich aufzunehmen. Da ich ihm einen Gruß von P. Schmidt überbrachte, teilte er mir mit, wie schmerzlich er den deutschen Lazaristenpater vermisse, nicht allein seinen freundschaftlichen Verkehr, sondern auch seine Kenntnis der deutschen Sprache. Sämtliche offiziellen Schriften würden aus dem auswärtigen Amte, resp. von Konstantinopel in deutscher Sprache gesandt. Da unter den 24—25,000 Einwohnern von Tripolis und el-Mina nicht ein einziger sei, welcher die Schriftstücke übersetzen könne, so müsse er sie jetzt nach Berut senden.

Eine herrliche Abendstunde brachte ich, mit dem Konsul auf der Dachterrasse umherwandelnd, im Angesicht der großartigen Libanonlandschaft zu. Auf den schneebedeckten Häuptern glühten die letzten Sonnenstrahlen; die Farbentöne des entzückenden Bildes vom Schnee des „weißen Gebirges" zum Grau der Felsen, welches tiefer hinab mehr und mehr durch den Pflanzenwuchs verhüllt wird, bis zu den köstlichen dunkeln Baumpflanzungen, deuteten den Wechsel des Klimas an vom nordischen Schnee bis zur subtropischen Küste. Nicht nur ein schönes Bild war es, was ich schaute; ich hatte einen, wenn auch nur flüchtigen Eindruck der Libanonwelt gewonnen, der an Mannigfaltigkeit der Naturgestaltung, des Anbaus und Volkslebens auf eng begrenztem Raume kaum ein anderes Gebirge zu vergleichen ist. Den Verkehr mit Herrn Catzeflis empfand ich doppelt wohlthuend, da ich in den beiden letzten Tagen nur wenig Mitteilungen hatte erhalten können. Aus

meiner freundlichen Aufnahme in Ehden erkannte Herr Catzeflis eine Zunahme der religiösen Duldung in jenem Teil des Maronitenlandes. Ich darf nämlich der Wahrheit gemäß nicht verschweigen, daß (wie Herr Catzeflis berichtete) die Bewohner Ehdens früher wegen ihrer Intoleranz gefürchtet waren, wie zwei evangelische Amerikaner, welche, der sommerlichen Fieberluft Tripolis entfliehend, einige Wochen in Ehden zu verweilen gedachten, vor etwa 20 Jahren erfahren mußten. Die beiden Herren hatten sich im Dorfe eine ländliche Wohnung gemietet. Als die Dörfler erfuhren, daß Protestanten unter ihnen Wohnung genommen, begannen sie das Haus zu stürmen. Die Amerikaner setzten sich in Verteidigungszustand und verrammelten das Haus. Die Wütenden stiegen auf das Dach, brachen es auf und waren im Begriff, Feuerbrände ins Innere zu schleudern, — als zum Glück Jussuf Karam erschien und fernere Unthaten verhinderte.

Auf die sozialen Verhältnisse der Mohammedaner übergehend, erzählte Herr Catzeflis von den Ehescheidungen der Mohammedaner. Gesetz und Herkommen berechtigen den Mann, die Gattin, wenn er ihrer überdrüssig ist, zu verstoßen. Die Möglichkeit eines solchen Geschickes vor Augen, richtet sich die Frau für einen solchen Fall ein. Sie bringt Geld und Geldeswert beiseite, um, wenn das Gefürchtete eintritt, nicht in äußerste Not zu kommen. Bei einer solchen Verstoßung verbleiben die Kinder dem Manne. Es fehlt nicht an Fällen, in denen die verstoßene, aller Subsistenzmittel beraubte Frau sich dem schmählichsten Gewerbe hingeben mußte, nur um dem Hungertode zu entgehen. Die Vielweiberei ist in den Städten keineswegs auf die Wohlhabenden beschränkt. Herr Catzeflis erwähnte eines Trägers (Hamal), dessen täglicher Verdienst allerhöchstens 1½ Fr., wahrscheinlich nur 1 Fr. betrage, der nichts destoweniger 4 Frauen besitze, welche

sich auf das elendeste ernähren müßten, während der Mann auf dem Bazar seine Mahlzeiten einnehme.

Auf die neuere Geschichte des Landes übergehend, betonte der Konsul, wie viel Syrien der ägyptischen Herrschaft unter Mehemet Ali verdanke, welcher zuerst die Christen aus ihrer bis zum Jahre 1831 in Syrien durchaus rechtlosen Stellung befreit hätte. Auch jetzt noch erscheine eine Vereinigung mit Ägypten unter Gewähr eines starken europäischen Einflusses naturgemäßer als die jetzige Verbindung mit der Türkei unter einer ersterbenden Herrscherrasse und unter einer so durchaus verdorbenen Regierung. Wie furchtbar hat dies Land gelitten durch fremde Bedrückung, durch innere Kämpfe — und vielleicht am meisten durch die Zwietracht der Mächte! 1840 geschah sogar das Unerhörte, daß englische und österreichische Kriegsschiffe die von den damals einträchtigen Christen und Drusen besetzten festen Seeplätze beschossen und sie den Türken zurückeroberten. Die Wiederaufrichtung der türkischen Herrschaft bezeichnete zugleich den Wiederbeginn des Rassenkriegs im Libanon, von Konstantinopel aus genährt, um Drusen sowohl wie Maroniten zu schwächen und um so sicherer zu beherrschen. Die Rivalität zwischen den Westmächten war verhängnisvoll für den Libanon; während Frankreich die Maroniten als seine Schützlinge betrachtet, bestehen noch immer die nächsten Beziehungen zwischen England und den Drusen. Dies körperlich und geistig wohlausgestattete, weder durch nationales noch durch religiöses Vorurteil beschränkte Volk läßt sich in der That sowohl gegen Mohammedaner wie gegen Christen als ein schätzbarer Bundesgenosse verwerten, wie es Laur. Oliphant andeutet: The day may come when it may be well to remember that we have a warlike people in Syria absolutely devoted to us and only longing to prove that devotion in acts. Welche

Thaten sie verrichten können, das haben sie ja 1860 gezeigt, da mehr denn 10,000 Maroniten, Frankreichs Schützlinge, nachdem sie treulos hintergangen, von ihnen hingeschlachtet wurden.

(66.) An Bord des Tscherkask nahe dem Djebel el-Akra, 19. Mai.

Mein Quartier in el-Mina war im Hause eines Beamten der Agentur bereitet. Mit einer Laterne geleitete mich ein Diener durch die stillen Straßen des Städtchens; ein altes Mütterchen empfing mich mit tiefen Verbeugungen und vielen ehrfurchtsvollen Handbewegungen, den Gast in ein großes Zimmer mit Urväter-Hausrat führend, wo auf dem Boden ein großes reines Lager bereitet war. Als ich gegen 5 Uhr hinaustrat, fiel mein Blick auf den hohen Libanon. Während ich noch in Betrachtung versunken war, hatte ich nicht gesehen, daß das gebeugte Mütterchen neben mir stand, ich bemerkte sie erst, als sie drei Rosen in meine Hand drückte. Alsbald brachte sie mir als Morgengruß einen schönen Rosenstrauß; so fehlte auch nicht die Erinnerung, daß Tripolis durch seine Rosenkultur („Tarabulus-Rose") eines alten Ruhmes sich erfreut. Schnell vergingen einige Frühstunden. Ich begab mich zu Herrn Catzeflis und lernte seine schöne Gemahlin kennen, welche schon mit der ersten Tramfahrt von Tripolis gekommen. Sie war so liebenswürdig, mir schöne Blumen und feine Süßigkeiten von Damaskus darzureichen; leider konnte ich meinen Dank lediglich durch Mienen ihr verständlich machen, da sie nur des Arabischen mächtig ist. Um 8 Uhr warf der russische Dampfer auf der Reede Anker, wegen des untiefen, felsigen Strandes über 1 Kilom. fern. Der kleine ausgebuchtete Kai ist von zwei Türmen aus der Kreuzfahrerzeit flankiert, in welche eine Menge grauer Granitkolonnen eingemauert ist. Nach dankbarem Abschied von Herrn Catzeflis bestieg ich die Barke, welche mich auf den Tscherkask brachte.

Thalassa, die Mutter der Schönheit, strahlte in blauem Lichtglanz. Gegen Osten folgt der Blick dem durch eine Reihe mächtiger Türme bewehrten Strand bis zur Mündung des heiligen Stroms. Gegen Westen liegt der Landspitze eine große Zahl von Klippen vor, welche jede Annäherung verbieten. Der Dampfer blieb noch 1 Stunde auf der Reede, sodaß ich die bezaubernde Ansicht des in großen Stufen abstürzenden Gebirgs, der Baumparadiese, der beiden weißen Städte noch genießen konnte. In diesem schönen feierlichen Anblick drängen sich Erinnerungen aus den wilden Kämpfen, welche die wechselnde Herrschaft des Halbmonds und des Kreuzes begleiteten. Graf Raymund von St. Giles (v. Provence) begann 1104 die Belagerung der reichen blühenden Stadt, welche an der Stelle von el-Mina lag und baute das Kastell auf dem Pilgerberg (Mons Pellegrinus), unterstützt von den christlichen Bauern des Gebirgs, bedroht und beunruhigt durch die Assassinen. Der tapfere Kreuzheld fand schon 1105 durch einen Brand in der von ihm erbauten Burg seinen Tod. König Balduin I. setzte die Belagerung fort, doch erst im 5. Jahre fiel die Stadt, in welcher die Genueser, die mit ihren Schiffen die Belagerung unterstützt hatten, ein furchtbares Blutbad anrichteten. Die christliche Grafschaft Tripolis, eines der vier christlichen Reiche in Syrien, bestand 180 Jahre, wiederholt durch furchtbare Erdbeben heimgesucht und durch die Charesmier verwüstet. Der Khalif Kelawun al Mansur („der Unüberwindliche") nahm 1289 nach vierwöchiger Belagerung die durch ihre Seidenmanufaktur wieder zu hoher Blüte gelangte, sehr bevölkerte Stadt ein. Nach einem furchtbaren Blutbad, 7000 Christenleichen bedeckten die Straßen, wurde die Herrschaft des Halbmonds wieder aufgerichtet; die Stadt an den Fuß des Mons Pellegrinus verlegt.

An Bord des Tscherkask befanden sich etwa 300 russische

Pilger und gegen 100 Mohammedaner. Der Kommandant des Schiffes, ein Archangler, spricht englisch, doch kein französisch, der zweite Offizier ist des Französischen auch nur unvollkommen mächtig. Von den drei Kellnern versteht keiner auch nur ein einziges anderes Wort als russisch. Sogar das Wort Thee war ihnen unbekannt. Erst als ich erfahren, daß man Tschaj verlangen müsse, erhielt ich das Gewünschte. Passagiere der ersten Klasse sind sehr wenige: zwei Damen, von denen die ältere nur russich, eine jüngere, aus Irkutsk, welche auch französisch spricht; sowie Herr Cav. Gasp. Pestalozza aus Mailand, Miteigentümer einer Chininfabrik, dessen Unterhaltung von nicht geringem Interesse war. Seine Geschäftsreise führt ihn zunächst nach Aleppo, dann nach allen Hauptorten der kleinasiatischen Küste. Über Poti erreicht er Baku, Rescht und Teheran. Herr Pestalozza hat bereits mehrfach diese große Reise ausgeführt und das unvergleichliche Heilmittel den Ländern des Ostens gebracht. Unser Schiff nimmt seinen Lauf genau gegen Norden, während die Küste, gegen Osten ausbuchtend, den Golf Djun Akkar bildet, an welchem die Stadt Orthosias lag. Dort landete der flüchtige Tryphon, der Mörder Jonathans des Makkabäers und seiner beiden Knaben (143 v. Chr. 1. Makk. 13, 23. 15, 37). Einige Schutthügel und Felsengräber sind das einzige, was an die alte Stadt erinnert. Als unser Kurs der Küste sich wieder näherte, erkannten wir die Lage der phönicischen Städte Marathus (von Strabo schon „die alte zerstörte Stadt der Phönicier" genannt) mit der vorgelagerten Insel Hebbes, sowie Tartos, die alte Antarados und die Insel Ruad (Arados), eine Felsenklippe, 800 Meter lang, 500 breit. Deutlich stellten sich dem bewaffneten Auge die gewaltigen Mauern dar, welche Ruad, 3 Kilom. vom Festland entfernt, umgürten. Das Eiland ist von einigen tausend fast unabhängigen Mohamme-

danern bewohnt. Fred. Walpole, der Erforscher des Nosairierlandes, welcher vor wenigen Jahrzehnten einen Monat unter ihnen verweilte, fand sie noch der Schlangenzauberei ergeben. Zwischen der Insel und dem Festlande brechen süße Quellen auf dem Meeresgrunde empor.

Nun wird gegen Nord-Ost, auf dem Ausläufer eines Höhenzugs, eine der außerordentlichsten Burg- und Städtelagen sichtbar, Merkab, das Castrum Merghatum der Kreuzfahrer, eine gewaltige Burgstätte, etwa 3 Kilom. vom Meer entfernt, auf einem breitgipfeligen, 3—400 Meter hohen, aus schwarzem Eruptivgestein (Basalt oder Melaphyr) bestehenden Berge, der nur gegen Süden mit andern Höhen zusammenhängt. Innerhalb des dunklen Mauergürtels, welcher das steil abstürzende Plateau der Naturfestung krönt, wohnen mehrere tausend Menschen, zumeist Nosairier. Das Castrum Merghatum, eine der unbezwinglichsten Burgen Syriens, deshalb von großer Bedeutung in der Geschichte der Kreuzzüge, blieb noch fast ein volles Jahrhundert im Besitz der Christen, nachdem durch die Niederlage bei Hattin die Herrschaft über das heilige Land verloren gegangen. Die wichtige Feste, welche Saladin nicht anzugreifen gewagt hatte, erstürmte 1285 Sultan Kelawun (Almansur) nach tapferster Gegenwehr seitens der Hospitaliter. Diese Eroberung wurde von den Mohammedanern als einer der glänzendsten Siege Allahs über den Gott der Christen gefeiert. Hier gewann Abulfeda, damals ein zwölfjähriger Jüngling, seinen ersten Waffenruhm. Der junge Prinz, später Fürst von Hama am mittleren Orontes, hat die Feste und ihre Bezwingung selbst beschrieben.

Jenseits der gewaltigen Burg erhebt sich am östlichen Horizont das Nosairiergebirge zu bedeutenden Höhen (anscheinend über 1000 Meter), weniger schön geformt als der Libanon, von diesem getrennt durch die tiefe Gebirgslücke,

in welcher der südliche Nahr el-Kebir, der alte Eleutheros, zum Meere fließt. Jenes Gebirge, in welchem Basalte eine außerordentliche Verbreitung gewinnen, ist vorzugsweise das Wohngebiet der Nosairier, welche, ca. 200,000 Seelen, etwa 800 Dörfer von den Ufern des Eleutheros bis an den Taurus inne haben, ein schöner, großer Menschenschlag, fast unabhängig unter ihrem religiösen Oberhaupte lebend, von den Mohammedanern als Heiden und Götzendiener verachtet. In diesem wilden Gebirge lagen die Burgen der Ismailier, der Assassinen. Die Festung Masiad, 5 Meilen östsüdöstlich von Merkab, war der Sitz des Fürsten, des Alten vom Berge, des Schech el-Djebel, welcher über so viele tausende von Meuchelmördern gebot. Weiter folgt am Gestade Djebele, das alte Gabala, viel genannt in den Kämpfen zwischen Byzantinern und Mohammedanern, sowie zwischen diesen und den Kreuzfahrern.

Am späten Nachmittage machte unser Dampfer einen kurzen Halt auf der Reede von Ladikiye, eine der 6 Laodikeiä, welche Seleukus Nikator seiner Mutter zu Ehren benannte. Die Stadt, an Hügel gelehnt, halb verborgen in schönen, reichen Baumpflanzungen, liegt etwa 2 Kilom. vom Ufer. Dann richtete das Schiff seinen Lauf nach Nord-West um die Spitze Ras-ibn-Hani zu umfahren, wo sich ein weiter Fernblick auf die Küste gegen Norden öffnete. Bis hierhin hatte der im Süden über den wechselnden Küstenbildern emporsteigende hohe Libanon diesen sein bedeutsames Gepräge verliehen. Jetzt schon 20 Meilen fern schienen die untern und mittlern Gehänge versunken und die Schneemassen unmittelbar auf den Fluten zu ruhen. Indem das schwindende Bild des weißen Gebirges sich unsern Blicken fast entzog, stieg gegen Nord-Ost der Djebel Akra (der Mons Casius, 1628 Meter) unmittelbar aus dem Meer empor, eine herrliche Pyramidenform mit gerundeter Spitze. Höhe und Lage dieses

Berges machen es begreiflich, daß er im grauen Altertum als eine besonders geheiligte Stätte galt. Von diesem außerordentlichen Berg berichtet Plinius, daß man von ihm die Nacht und den Tag zugleich erblicke. Um dieses Wunder zu schauen, unternahm Kaiser Hadrian die Besteigung. Er wurde indes durch ein Gewitter abgehalten den Gipfel zu erreichen. Auch Julianus Apostata soll ihn bestiegen, dort geopfert und diesen Tag durch einen Akt der Milde gegen einen Feind bezeichnet haben. Wie Karmel im Süden, so galt Casios im Norden seit ältester Zeit als ein Gottesberg. Zeus Casios wurde auf dieser ausgezeichneten Höhe, an der Grenze des nördlichen Syriens verehrt. Noch jetzt spielen beide Berge in den religiösen Vorstellungen eine Rolle; wie im Süden Elias, so beschützt im Norden der heilige Georg, als el-Chudr von den Mohammedanern angerufen, die Schiffenden.

Der Berg besteht nach Ainsworth aus Schichten der Kreideformation, durchbrochen von Diallag- und Serpentingestein. Wo der Casios seinen Fuß ins Meer vorschiebt, lag einst die Stadt Poseideion, an welche noch jetzt der Name des Vorgebirgs Ras-el-Buseit erinnert. Schon Herodot (III, 19) erwähnt sie als Grenze der Kiliker und Syrer, und noch heute ist hier eine Völker- und Sprachgrenze, indem gegen Norden Turkomanen, gegen Süden Araber wohnen. Die Nacht brach ein und entzog uns den Anblick des Djebel Mussa (Mons Rhosos), des südwestl. Ausläufers des Amanos, zwischen welchem und dem Casios der Orontes in breitem Thale mündet.

(67.) Auf der Reede von Alexandrette (Iskenderun), 20. Mai.

Mit Tagesanbruch erreicht das Schiff die Reede von Alexandrette (Klein Alexandrien). Wir glauben uns auf einem ringsumschlossenen See. Sowohl die Form und Mannigfaltigkeit der Gebirge als auch ihre Wald- und Rasendecke

drängen uns sogleich das Bewußtsein auf, daß nicht mehr Syriens sondern die Natur Kleinasiens uns umgiebt. Die gegen Osten und Nord-Ost unmittelbar vom Meere ca. 1000 Meter aufsteigenden, dem alten Amanos, dem heutigen Akma Dagh, angehörigen Berge stellen eine Verbindung der ost-westlich streichenden kleinasiatischen mit den nord-südlich gerichteten syrischen Ketten her. Soweit man den Amanos vom Hafen Alexandrettes überblickt, besteht er zum größeren Teil aus Kalkstein (nach von Tchihatchefs Karte der Kreide und dem Eocän angehörig); doch auch ein jüngeres Eruptivgestein, wahrscheinlich Basalt, ist verbreitet und bildet inmitten und gleichsam eingekeilt im Kalkgebirge einen Teil des gipfelreichen Kammes. Die graue Farbe des Kalksteins und die rötliche des verwitternden Eruptivgesteins treten sehr deutlich hervor. Gegen Süden steigt das Gebirge sanfter zum Paß von Beilan (483 Meter hoch; Höhe des Beilangebirges 1627 Meter nach Ainsworths Messungen) empor, über welchen der Weg nach Antiochia und Aleppo führt. Gegen Norden, Nord-West und Westen zeigt sich über der weiten Wasserfläche des Golfs der Horizont durch eine ununterbrochene Reihe von Schneegipfeln (Cilicischer Taurus) geschlossen. Die geologische Untersuchung der nächsten Berge, welche schon durch ihre verschiedene Färbung eine Mannigfaltigkeit der Gesteine verraten, würde gewiß von besonderem Interesse sein. Es wäre vielleicht auch möglich gewesen, während des mehrstündigen Aufenthaltes einen Teil des Gehänges zu ersteigen. Leider aber war meine Ermüdung so groß, daß ich auf einen solchen Ausflug verzichten mußte.

Bei Vollendung meiner Landreise in Tripolis war ich mir nicht bewußt, in welchem Maße die letzten 3 Reisewochen, das Reiten und Wandern auf fürchterlichen Wegen, dazu die ungenügende Nachtruhe, mich ermüdet. Erst jetzt

fühle ich die außerordentliche Erschöpfung aller Muskeln, wie ich sie zuvor nie empfunden. So kommt mir die erzwungene Ruhe auf dem Schiffe außerordentlich zu statten. Ich begnügte mich deshalb die herrliche Gebirgsumgebung zu betrachten und mir von Herrn Bruyas über seine Reise berichten zu lassen. Herr Bruyas, von Aleppo kommend, ein sehr gebildeter und namentlich auf dem Gebiete der Anthropologie und Vorgeschichte kenntnisreicher Lyoner, bildet einen erfreulichen Zuwachs unserer kleinen Gesellschaft, nachdem Herr Pestalozza uns verlassen. Er hatte sich einer französischen naturwissenschaftlichen Expedition, unter Leitung des Herrn Chantre, angeschlossen, welche vor einigen Wochen von Berut aufbrach mit der vorgezeichneten Route: Berut, Höms, Hama, Aleppo, Biredjik am Euphrat, Urfa, Diarbekr, Bitlis, Wan, Musch, Erzerum, Trapezunt, ein Weg, welcher geradlinig gemessen über 200 Meilen lang. Bei Biredjik hatte Herr Bruyas die Gesellschaft verlassen und war von dort, ohne Dolmetscher, nur mit einem Begleiter zur Küste gereist.

Auf dem Golf von Alexandrette, dem alten Issicus sinus, schwimmend, wie hätten unsere Blicke nicht mit größtem Interesse dem in das Meer tauchenden Fuß der nördlichen Berge folgen sollen? Im nordöstlichen Winkel des tiefeingebuchteten Golfs lag Issos am Fluße Issos oder Pinaros, wo der damals 23jährige Alexander in den Strandpässen den Darius schlug (29. Oktober 333). Ein Denkmal dieses Sieges ist Iskenderun, Alexandrette. Von hier zog der große Eroberer über den Paß von Beilan nach Antiochia. – Denselben Weg über das zu seiner Zeit große, reiche und stark bevölkerte Issos, dann über den Beilanpaß war 400 v. Ch. auch Xenophon mit den Zehntausend gezogen. Endlich war dieser merkwürdige Knotenpunkt der Wege von Kleinasien nach Mesopotamien, Syrien und Ägypten nochmals der

Schauplatz entscheidender Kämpfe, als 1832 Ibrahim Pascha im Beilanpaß einen vollständigen Sieg über die türkische Armee davontrug und die Grenze des Reiches Mehemet Alis bis an den cilicischen Taurus verlegte.

Die verschiedenen Lebensgewohnheiten der unser Deck einnehmenden Russen und Türken sind der Erwähnung wert. Beide Völker halten sich im allgemeinen getrennt. Die Russen, darunter sehr viele Pilgerinnen, trinken drei, viermal am Tage Thee, die Türken rauchen Wasserpfeifen und schlürfen Kaffee. Jene sind beweglich, während die Anhänger des Koran tagelang nur die Stellung ihres Körpers, namentlich zum Gebet, nicht aber den Ort verändern. Auch ein Grünbeturbanter ist an Bord. Der Abkömmling des Propheten, obgleich augenscheinlich von seinen Glaubensgenossen ausgezeichnet und geehrt, ist Deckpassagier wie alle übrigen. Mehrmals am Tage sammeln sich einige Gläubige um ihn, seinen Vorlesungen aus dem Koran horchend. Als Maschinenmeister ist ein Deutscher an Bord; er schleppte zwei prächtige Marmorköpfe aus Palmyra herbei, sie mir zu zeigen; wer sie geraubt, wem sie gehören, ist nicht zu erfahren. Der Entführer soll, von Kavassen verfolgt, seine kostbare Beute, um sie zu retten, auf das russische Schiff gebracht haben. In Alexandrette nahmen wir noch einen griechischen Archimandriten auf, der sich nach Mersina begiebt; seine edlen Züge und hohe Gestalt werden durch die griechische Priestertracht und ein großes Kreuz noch mehr gehoben und geschmückt. Die Schiffsoffiziere begegnen ihm mit großer Auszeichnung. Schnell vergingen die Stunden, teils in bewundernder Betrachtung der großartigen Landschaft, teils in gewinnreicher Unterhaltung mit Herrn Bruyas, welcher in anspruchslosester Weise eine Menge interessanter Dinge erzählt.

Wie wenige Punkte der Erde könnte Alexandrette mit

seinem trefflichen Hafen zur Entwicklung von Handel und Verkehr geeignet erscheinen! In der That wurden in diesem Jahrhundert mehrfach Hoffnungen für die Alexanderstadt wachgerufen. Unter der ägyptischen Herrschaft, deren wohlthätiges Wirken noch heute in Syrien bemerkbar, wurden Straßen gebaut und ein Teil der verpestenden Sümpfe ausgetrocknet. In jene Zeit fallen auch Versuche, die Verbindung mit Indien durch Dampfer auf dem Euphrat zu bewirken; eine Straße von 20½ Meilen Länge würde Alexandrette mit Biredjik verbunden haben. Leider sollten sich diese Hoffnungen nicht verwirklichen; unter der durch die europäischen Mächte wieder eingesetzten türkischen Regierung sind die Straßen verfallen, die Versumpfung hat wieder überhand genommen. Nochmals erschien die Zukunft der Stadt hoffnungsreicher nach Besitzergreifung Cyperns durch die Engländer. Doch auch diese Hoffnung ist geschwunden und so erscheint Alexandrette, obgleich an einem der schönsten Golfe Vorderasiens liegend, als ein kleiner, stiller, durch Sümpfe verpesteter Ort. Nach Sonnenuntergang verließ der Tscherkask die Reede und wandte sich gegen die Öffnung des Golfs.

Indem die Küsten Syriens im Dunkel sich uns entzogen, suchten wir die gewonnenen Eindrücke und Erkundigungen zu einem Bilde zu sammeln; — es ist ein trübes. Die ökonomischen und politischen Verhältnisse des Landes sind trostlos. Eine Besserung unter türkischer Herrschaft zu erwarten, wäre eine Täuschung, welche durch die Kenntnis der neueren Entwicklung des türkischen Staates sofort zerstört werden muß. Ja, der Islam selbst, als herrschendes Prinzip, ist, für diesen Teil der Erde wenigstens, ohnmächtig, unvereinbar mit einer Reform des Landes. Die einheimische Bevölkerung in ihren mannigfachen Stämmen vermag aus eigener Kraft sich nicht zu erheben. Diese in den Verhältnissen des Landes

begründeten Schwierigkeiten werden noch außerordentlich vermehrt durch die gegenseitige Eifersucht der auswärtigen Mächte. — Das Paschalik Libanon weist den Weg, auf welchem auch andere Teile des Landes vor dem fortschreitenden Verfall geschützt und bessern Zuständen zugeführt werden könnten. Warum sollte nicht ein christlicher Pascha oder Generalgouverneur auch in Jerusalem herrschen können mit möglichst weiten Vollmachten, möglichst unabhängig von Konstantinopel, unter Kontrolle und Schutz der Mächte! Dann würde auch eine bessere Zeit für die unglückliche ländliche Bevölkerung, die jetzt zu immerwährendem Elend verurteilten Fellahin Palästinas, anbrechen. Zu Wohlfahrt und Wohlhabenheit gelangt, würde Palästina-Syrien, bei seiner Fruchtbarkeit, der Intelligenz seiner Bewohner, für die civilisierte Welt von noch größerer Bedeutung werden. — Allerdings ist es nicht wahrscheinlich, daß die Pforte freiwillig eine Verzichtleistung sich auferlegt, wie sie durch ein fast autonomes Paschalik unter europäischem Schutz bedingt ist. Die Pforte ist indes dem vereinigten Willen der Mächte gegenüber absolut machtlos. Dem christlichen Gouverneur müßte zunächst eine starke Macht zur Seite stehen, um so mehr, da den Mohammedanern gegenüber jede Schwäche nur Grausamkeit ist. — Während in der christlichen Welt stets neue Kräfte lebendig wurden, welche die menschliche Gesellschaft zu höhern Stufen von Sittlichkeit, geistigem Besitz und Herrschaft über die Natur führten, ist der Islam in sozialen Ordnungen und Institutionen versteinert und erstorben, welche jeden Fortschritt der Menschheit unmöglich machen.

Rückreise (Anhang).

(68.) An Bord des Tscherkask, Reede von Smyrna, 24. Mai.

Am Morgen des 21. lag Mersina vor uns. Wir blieben bis zum Abend vor Anker liegen, um Bleibarren einzuladen. Dieselben kommen vom Bulgar Dagh ($8^2/_3$ Meilen gegen Norden von Mersina in der Luftlinie, doch den durch die cilicischen Pässe führenden Thalzügen folgend 17 Meilen entfernt). Herr S. Singrimani, ein Grieche aus Mersina, machte mir die Mitteilung, daß, zwei Stunden fern, bei Itzm Thermalquellen sich befänden, man erkenne altrömische Quellenfassung, ihr heutiger Zustand sei jammervoll. Die Lage von Mersina (dessen Name einem dort reichlich wachsenden Terebinthenähnlichen Baum entlehnt ist), einer neuen, namentlich durch Baumwollenbau emporgekommenen Ansiedlung, ist sehr schön. Vom Schiffe erblicke ich zur Rechten eine sanftansteigende, erst in weiter Ferne von Hügeln geschlossene Ebene, zur Linken mehrere Gebirgsprofile übereinander; ein fast senkrechter Absturz von ca. 100 Meter Höhe in dieser Berggruppe bildet den auffallendsten Zug der Landschaft. Über diesen näheren Hügeln und Bergen ragen an zwei Punkten ferne Schneegebirge hervor, welche als großer und kleiner Taurus mir bezeichnet wurden. Gegen Westen, am Meer, stellen sich 10 Kilom. fern, lange Säulenreihen dar, die Überreste der Stadt Pompejopolis. Der Archimandrit verließ uns hier; wir gewannen indes in Herrn Th. Lykiardopulos, gebürtig aus Mersina, ansäßig in Nikolajew, einen neuen liebenswürdigen Reisegefährten. Die Familie Lykiardopulos bewahrt

die dankbarste Gesinnung dem König Otto von Griechenland, da zwei Glieder derselben durch königliches Wohlwollen in München ihre Ausbildung vollenden konnten. Vor kurzem verlor Herr Lykiardopulos seine Gattin, ein Verlust, welcher seinen Schwiegervater des letzten von 17 Kindern beraubte. So furchtbar wütet hier der Tod in einzelnen Familien. Am Abend des 21. verließen wir Mersina, um nun bis Chios den Anker nicht mehr fallen zu lassen.

Am Morgen des 22. sahen wir die schöngestaltete Küste des südwestlichen Ciliciens vor uns und waren um 10 Uhr morgens in unmittelbarer Nähe des Vorgebirges Anamur, vor welchem ein malerisches Kastell sichtbar wird; das Kap selbst, ein ca. 200 Meter hoher, steiler Bergkegel trägt ausgedehnte Befestigungen. An seinem Fuße glaubten wir die verlassenen Ruinen einer ansehnlichen Stadt wahrzunehmen. Obgleich wir oft nach Süden ausschauten, bekamen wir Cypern nicht zu Gesicht; wir kreuzten nun den tiefeingeschnittenen Golf von Adalia und verloren das Land vollständig aus den Augen. Das Wetter verfinsterte sich und mit unbeschreiblicher Schnelligkeit nahte ein Regenschauer. Der Kommandant ließ schleunigst Segeltücher über das Schiff spannen, um die 400 Deckpassagiere vor Nässe zu schützen. Als der Abend nahte und wir etwa 15—18 Meilen von den nächsten Punkten Ciliciens, Cariens und Cyperns entfernt waren, erschienen mehrere kleine Vögel auf unserm Schiff, welche, nachdem sie in vielen Kreisen dasselbe umflogen, sich zu nächtlicher Rast niederließen. Als der 23. anbrach, hatten wir ein prachtvoll gestaltetes Küstengebirge, die Südostspitze von Lycien, vor Augen (es giebt keinen größern Gegensatz der Küstenentwicklung als der kahle, geradlinige palästinensische Strand südlich des Karmel und die Küstenberge von Kleinasien). Der Himmel hatte sich wieder aufgehellt und so erblickten wir die über

1000 Meter hohen Berge, an deren Fuß die ewig flammende Chimära hervorbricht [1]). Indem wir weiter vorrückten, stellten sich über den zerrissenen Küstenhöhen Schneegebirge dar, der ca. 3000 Meter hohe Akdagh, der alte Massakytos; dann blickten wir gegen Norden in eine weite Gebirgslücke hinein, das Thal des Kodla-tschai, des alten Xanthos, nahe dessen Mündung das Städtchen Patara lag, wo Paulus auf seiner Fahrt von Rhodos nach Tyros landete. Die Küste wendet sich nun wieder gegen Norden und buchtet sich aus zum Golf von Makri, dessen Umgebungen fast alljährlich von heftigen Erdbeben heimgesucht sein sollen. Am Mittag kam Rhodos in Sicht; gegen 3 Uhr waren wir derselben bis auf 2 Kilom. nahe und erfreuten uns nochmals des Anblicks der merkwürdigen, mauerumgürteten Stadt, überragt von Türmen, Kuppeln und zahlreichen Palmen. Ein prächtiges, gartengleiches Kulturland steigt sanft jenseits der Stadt empor, in plateauförmigen Gipfeln kulminierend. Erst in weiterer Ferne nehmen die höheren Berge schärfer gezeichnete Konturen an. Die Sonne ging hinter Nisyros unter; der erloschene Vulkan schien zu erneuter Glut und Thätigkeit erwacht.

Der heutige Morgen fand uns im Kanal zwischen Samos und Furni im großen Bughaz; alsbald erschien das langgestreckte Eiland Nikaria. Um 2 Uhr warfen wir vor Chios Anker. Ich benutzte die kurz zugemessene Frist zu einem

---

[1]) Die Chimära,

δεινὸν ἀποπνείουσα πυρὸς μένος αἰθομένοιο

Schrecklich umher aushauchend die Macht des lodernden Feuers,

Ilias VI, 182.

eine Quelle gasförmigen Kohlenwasserstoffs, strömt aus einer Spalte zwischen eocänem Kalkstein und Serpentin. Griechen und Türken der umliegenden Orte Janachtasch, Tschirali, Deliktasch benutzen sie zuweilen noch heute zum Kochen ihrer Speisen. (Spratt and Forbes «Travels in Syria».)

Besuche der Loreleybaracken; von Hütte zu Hütte schreitend, überzeugte ich mich von dem verhältnismäßigen Wohlbefinden der Familien. Alle bewahren dem menschenfreundlichen Wirken des Herrn Kommandanten von Wietersheim die dankbarste Erinnerung. Jeder Familie hatte er, indem er sie in die vollendete Hütte einführte, ein Geschenk von zwei türkischen Thalern gereicht. Bewundernswert erschien es mir, wie unverdrossen und erfolgreich die Bevölkerung am Aufbau ihrer zerstörten Wohnstätten gearbeitet. Nach zweistündigem Aufenthalt setzte der Tscherkask die Reise fort; nach 7 Uhr umfuhren wir Karaburnu und werden hoffentlich bald nach Mitternacht in Smyrna eintreffen.

(69.) Mytilene, 27. Mai.

Vorgestern Morgen begab ich mich ans Land nach sechstägigem Aufenthalt auf dem Tscherkask. Obgleich ich an Bord des russischen Dampfers Schlafzimmer und Bett wie in einem Gasthofe hatte, so war ich doch recht froh die lange Seereise vollendet zu haben. Der Vormittag wurde dem Wiedersehen der Familien gewidmet, welche mich vor 5 Wochen so freundlich aufgenommen; am Nachmittage führte mich Herr Direktor Heintze nach dem sogenannten Dianabade, einem der schönsten Punkte der Umgebung, wo ich einen ungemein üppigen und mannigfaltigen Pflanzenwuchs bewunderte. Wir ließen uns am Ufer einer kleinen Wasserfläche nieder und genossen den unbeschreiblichen Anblick des Sipylos; während ein großer Teil der Landschaft in tiefster Finsternis ruhte und von Regenschauern überschüttet wurde, leuchtete auf andern Teilen des Bildes die Sonne im hellsten Licht. In unserer Begleitung war auch Herr E. Pagy, ein trefflicher, liebenswürdiger Mann aus französisch-levantinischer Familie. Am 26. früh schiffte ich mich auf dem Dampfer Stephanos ein, welcher nach fast zehnstündiger Fahrt mich glücklich hierhin

brachte. Das kleine, aber sehr wackere Schifflein fuhr zunächst nach einigen Punkten der festländischen Küste, Sotscha, Dikeli, Makaronia, dann quer hinüber nach Mytilene. Der Morgen war frisch, der Wind uns entgegen, sodaß wir auf dem kleinen erhöhten Verdeck Kühlung im Überfluß hatten. Wir hielten uns nahe der Festlandsküste und liefen in die schöne kleine Bucht von Sotscha ein. Dieselbe bildet einen der trefflichsten Naturhäfen, weil fast rings geschlossen, nur gegen Westen eine Einfahrt freilassend. Die Bucht mißt von Osten nach Westen $^1/_4$ deutsche Meile, von Norden nach Süden etwa $^1/_6$ bis $^1/_5$. Phocäa, eine uralte Griechenstadt, wurde überflügelt von seiner Kolonie Marseille. Im Mittelalter war die Stadt in den Händen der Genueser, welche hier ein großes Kastell auf einem im Hintergrunde der Bucht vorragenden kleinen Vorgebirge anlegten. Zu beiden Seiten desselben zieht sich das Städtchen hin, in dessen nördlicher Hälfte auch einige neue stattliche Häuser bemerkt wurden. Schneeweiße Salzberge, bis 10 Meter hoch, waren am Ufer aufgetürmt, ein Weg führte hinauf, oben stand eine Wage. Das Städtchen soll gegen 10,000 Einwohner zählen, was man nach dem Ansehen kaum glauben würde. Die Bucht ist von Bergen bis zu 300 Meter Höhe umgeben, welche vorzugsweise aus geschichteten Massen zu bestehen scheinen. Inmitten der lockeren, zerfallenden Schichten ragen festere Massen hervor, deren unförmliche große Blöcke den Berggehängen ein eigentümliches Ansehen verleihen; zuweilen erblickt man spindelförmige Felsgestalten. Die Vegetation ist hier nur spärlich und deckt die Erde nicht.

Wir verließen die Bucht (wo ich namentlich des edlen Karl Ritters gedachte, der bis hierhin seine Reise ausdehnte), indem wir zwischen dem Festlande und der kleinen Insel Agios Georgios hindurchfuhren. Auf dieser Insel bemerkt

man zahlreiche alte Steinbrüche. Auch die etwas größere Insel Drepano blieb uns zur Linken. Auf dem Kontinent beginnt jetzt ein Wechsel des Gesteins; dunkelrötliche Trachytmassen werden herrschend. Bald zieht sich die Festlandsküste in weitem Golf zurück; es sind die beiden Buchten von Sotscha nova und von Tschandarli. Das Schiff fährt über die frischbewegte See quer vor dem Golf vorüber. Hohe Berge werden unmittelbar rechts vor uns sichtbar, namentlich der etwa 780 Meter hohe, das nördliche Vorgebirge des Golfs von Tschandarli bildende Karadagh. Nun wieder dicht an der Küste hin, welche abwechselnd bald aus lichten geschichteten Massen, bald aus dunklen rötlichen Trachyten besteht. Zwei Meilen fern gegen Westen liegt die langgestreckte Insel Mytilene. Ein kleines Vorgebirge nach dem andern wird umfahren, immer neue kommen wieder in Sicht, bis endlich sich eine größere Bucht, der Golf von Dikeli, öffnet und unser Dampfer gegen Nord-Ost steuert. Wir ankern vor Dikeli. Es ist eine neue Stadt von gar nicht orientalischem Ansehen. Ohne Arkaden und Überbaue, mit roten geneigten Dächern, die Häuser niedrig. Von hier geht die Fahrstraße nach Bergama, welche Herr Humann baute, um später durch die Aufdeckungen der Skulpturen von Pergamon so großen Ruhm zu erwerben. Zwei gleichfalls bei dem Bau beschäftigte Deutsche, Krause und Huck, sollen nach wenigen Jahren dort gestorben sein.

Die alte berühmte Stadt liegt 4 Meilen von hier gegen Osten, auf gutem Wege zu erreichen. Die hinter Dikeli aufsteigenden Hügel, etwa 100 Meter hoch, bestehen aus rötlichem Trachyt und stellen sich fast ganz als ein Haufwerk loser Trachyt-, wahrscheinlich Andesitblöcke dar; sie sind fast ohne Vegetation. Gegen Nord-West ändert sich der Charakter des Gebirges. Es steigt höher empor, ist waldbedeckt und weniger zertrümmert wie jene Hügel von Dikeli. Einem

Passagiere zu Gefallen liefen wir von Dikeli nicht sogleich hinüber nach Mytelene, sondern zunächst nach einem 1 Meile nordnordwestlich von Dikeli liegenden Küstenpunkt, Makaronia. Hier hat ein Grieche, Herr Paltasi von Athen, auf seinem großen Grundbesitz eine Kolonie angelegt, die sich im blühendsten Zustand befindet. Das Relief des Gebirges, an dessen südwestlichem Fuß die Kolonie Makaronia liegt, ist recht merkwürdig. Obgleich plateauähnlich, bietet es dennoch eine Menge von Spitzen dar, wie sie aus der Verwitterung des Trachyt hervorgehen. Die höchsten Gipfel mögen bis 700 Meter erreichen. Als ich genauer den waldbedeckten Abhang betrachtete, unterschied ich darin zahlreiche, durch die Verwitterung isolierte pfeiler- und säulenförmige Trachytfelsen, welche im Walde aufragen. Ein großer Fels war sogar dreispitzig gestaltet. Von Makaronia wandte sich nun unser Schiff gegen Westen und erreichte in 1½ Stunden das schöne Eiland Mytilene.

Der kleine südliche Hafen der Hauptstadt ist von einer wirklich entzückend schönen Landschaft umgeben. Gegen Süden und Süd-Ost erheben sich Berge bis zu ungefähr 500 Meter, deren unteres und mittleres Gehänge das Graugrüne des edlen Ölwaldes zeigen. Auf steiler Fläche wird ein Dörflein sichtbar. Der Umkreis des kleinen, kaum 200 Meter im Durchmesser haltenden Hafens ist mit sehr zahlreichen Häusern geschmückt, welche amphitheatralisch aufsteigen. Alle mit sauberm weißem Anstrich und grünen Jalousien, überall zeigt sich der lebhafteste Sinn für eine angenehme Häuslichkeit. Eine Menge schöner Bäume und kleine Gärtchen umgeben die isoliert liegenden Häuser. Östlich der Stadt erhebt sich ein kleiner Hügelvorsprung, gekrönt mit einem stolzen Festungsbau, einem Werke der Genueser, welche einst an all' diesen Gestaden befestigte Plätze hatten, in deren Schutz ihr Handel blühte.

Ich begab mich sogleich zu dem österreichischen Konsul, Herrn Dr. Bargigli, dem hochgeschätzten Arzte Mytilenes, durch seine edle Gastfreundschaft vielen in dankbarer Erinnerung. Der würdige Herr war in seinem schönen Garten, welcher, am südöstlichen Ende der Stadt, in erhöhter Lage eine bewundernswerte Aussicht auf den kleinen Hafen und auf die jenseits emporsteigenden Berge gewährt. Das Haus, wesentlich ein Holzbau, wie alle Häuser Mytilenes nach dem furchtbaren Erdbeben vom 7. März 1867, zeugt in seiner Einrichtung und Ausstattung von dem feinsinnigen Wesen seiner Besitzer. Der Abendtisch vereinigte mit Herrn und Frau Bargigli deren Kinder und Schwiegerkinder, Herrn Natali Bargigli, welcher 1 Meile von hier in einem schloßähnlichen Hause an der Jerobucht, einem der schönsten Punkte der Erde, wohnt, sowie Herrn Charl. Roboly, englischen Konsul. Die anmutige Schwiegertochter war mehrere Jahre in der Anstalt der Diakonissen zu Smyrna und spricht deshalb etwas deutsch, auch läßt sie ihre beiden Töchterchen von einer deutschen Erzieherin unterrichten. Eines derselben, sechsjährig, war anwesend und mußte deutsche Verse rezitieren und sich mit mir in deutscher Sprache unterhalten. Es bestand diese kleine Prüfung zu meiner Zufriedenheit, zu Freude und Stolz der Eltern und Großeltern. — Der heutige Tag wurde zu Besuchen, zu Vorbereitungen für einen größern Ausflug durch die Insel, sowie zur Kenntnisnahme der nächsten Umgebung der Stadt benutzt. Vom Herrn Konsul begleitet, begab ich mich zunächst zum griechischen Bischof, um von demselben Briefe an einige Klostervorstände zu erbitten. Er nahm uns, obgleich im Begriffe einer Konferenz zu präsidieren, mit größter Zuvorkommenheit auf. Vom bischöflichen Palaste gingen wir zum Gymnasium, den Herrn Direktor Lelios zu begrüßen, welcher vor etwa 40 Jahren seine Studien in

Deutschland gemacht und unserer Sprache noch vollkommen mächtig ist. Am Nachmittage beehrte mich Monseigneur mit einem Gegenbesuche. Der Herr Bischof hat nach dem deutsch-französischen Kriege sich 8 Monate in Straßburg und in Heidelberg zum Zwecke der Vollendung seiner Studien aufgehalten. Zur Erquickung wurde sogleich Kaffee, dann trefflicher Fruchtsaft gereicht. Die kleinen silbernen Kaffeetassen, welche glühend heiß sind, können nicht unmittelbar mit der Hand berührt werden, sie stehen in silbernen Bechern und werden mit diesen zum Munde geführt. Unter den Kostbarkeiten, welche die Zimmer schmücken, bewunderte ich namentlich alttürkische Gewebe aus Goldfäden und Seide von eigentümlich prächtiger Arbeit. Von dem allgemeinen Verfall des türkischen Reiches ist auch die Industrie betroffen worden und so werden solche kunstvolle Gewebe nicht mehr angefertigt.

Über die Lage des osmanischen Staates urteilt Herr Dr. Bargigli wenig günstig. Unordnung, Willkür, Ungerechtigkeit sind die einzigen Gesetze, welche jetzt in der Türkei Geltung haben. Das türkische Reich zerfällt, ohne daß die mindeste Hoffnung vorhanden ist, seinen Sturz aufzuhalten, so etwa lauteten seine Worte. — Eine Abendstunde verbrachten wir, Herr Bargigli und ich, an einem unfern und südlich des Kastells gelegenen Aussichtspunkte; eine eben nicht sehr gute Musikbande spielte dort. Wir setzten uns etwas abseits, nahe einem türkischen Grab (welches das betreffende Landstück als Vakuf d. h. heilig und unverkäuflich charakterisiert) — unter einem herrlichen Platanenbaum, dessen Äste, horizontal ausgestreckt, eine weite Fläche überschatten; darunter plätschert ein schöner Springbrunnen, ringsum kunstvolles Pflaster aus weißem Kalkstein und dunklen Serpentingeröllen, Blumen und Arabesken darstellend. Die Abendbeleuchtung ließ das

gegenüberliegende asiatische Festland in den herrlichsten, schnell wechselnden Farbentönen erscheinen. Dikeli lag deutlich vor uns; das spitzenreiche Trachytgebirge zur Linken, der hohe Karadagh (780 Meter), zwischen Dikeli und Phocäa, der höchste an dieser Küste, zur Rechten. Später schien das Gebirge sich zu entzünden; eine feurige Wolke am östlichen Himmel war endlich der einzige strahlende Träger des Lichts. Dann versank alles schnell in Abenddunkel. Als wir heimkehrten, begegneten wir einigen unverschleierten türkischen Damen, welche Dr. Bargigli sehr zuvorkommend grüßte. Es war die Tochter des Gouverneurs, welche sich die in den Augen strenger Mohammedaner unerhörte Freiheit gestattet, unverschleiert auszugehen. Da Stadt und Insel mit Ausnahme des Pascha und einiger weniger Familien nur von Christen (Griechen) bewohnt, so ist ihre Freiheit wohl erklärlich.

Mit der Absicht das schöne Eiland auf einem 10tägigen Ausfluge zu durchstreifen, brach ich heute Morgen auf und kehre eben, nachdem ein Sturz mit dem Pferde der lesbischen Reise ein Ziel gesetzt, in das Haus des Arztes und Gastfreundes zurück. Mein Begleiter war August W., der einzige hier wohnende Deutsche, welcher reiche kriegerische Erfahrungen gesammelt hat, denn er soll in der preußischen, österreichischen, rumänischen, endlich in der türkischen Arme gedient haben, auch eine Zeitlang in russischer Gefangenschaft gewesen sein. Bei den Ausgrabungen in Bergama hat er sich nützlich gemacht. Wir ritten zunächst, dem Ufer der reizenden Hafenbucht folgend, gegen Süden, vor uns schön geformte Berge, auf deren Gehängen, trotz ihrer Steilheit, mehrere Dörfer liegen. Die Berge sind vom Fuß bis fast zu den ca. 500 Meter hohen Gipfeln (Konon, Kaidni, Marino) mit Olivenwäldern bedeckt. Der Olivenbaum bildet den Hauptreichtum der Insel. Nirgend

sah ich bisher eine so unermeßliche Menge von Olivenbäumen wie hier. In der Ebene und an den niederen Gehängen ist es der zahme fruchttragende Ölbaum, während die Bergeshöhen mit Wäldern des wilden Ölbaums bedeckt sind. Diese werden gepfropft und veredelt. Die Stadt löst sich in einzelne Häuser und Villen auf; wir betraten dann den Kreis der sich ringsum erhebenden Gärten. Unsere Richtung war Süd-Süd-West. Unmittelbar vor der Stadt steht ein schwarzer Andesit mit spärlichen weißen Plagioklaskryställchen an. Ziemlich viele Quarzitbruchstücke sind im schwarzen Eruptivgestein eingeschlossen. Bald gewannen wir einen prächtigen Rückblick auf die Stadt, ihre zierlichen Häuser mit flachansteigenden Dächern, den schönen Hafen, die mächtige Citadelle. Nach dem letzten furchtbaren Erdbeben ist die Stadt fast ganz neu wieder aufgebaut, daher ihr schmuckes Ansehen. Man liebt hier sehr die vorragenden Erker (wie auch in manchen Straßen Smyrnas), das giebt den betreffenden Straßen eine große Ähnlichkeit mit einzelnen deutschen Kleinstädten. In Mytilene wird vorzugsweise aus Holz gebaut, was sich als sehr segensreich bei dem Erdbeben erwiesen hat. Die Katastrophe von 1867 war kaum weniger heftig als das diesjährige Erdbeben von Chios, dennoch die Verwüstungen und die Zahl der Opfer viel geringer als in Chios (2000 — immerhin furchtbar groß). — Wir stiegen aufwärts durch Olivenwald, um die Halbinsel zu überschreiten, welche die östliche Begrenzung der fast ganz geschlossenen Meeresbucht von Jero oder Olivieri bildet. Das nächste anstehende Gestein war ein offenbar durch Reibung entstandenes Andesitkonglomerat. Faust- und kopfgroße, gerundete, zersetzte Stücke des Gesteins liegen in einer ganz verwitterten erdigen Grundmasse. Bald endet diese Bildung und es erscheint wieder der schwarze Andesit. Zur Rechten erheben sich Kalkberge,

deren zerklüftete Oberfläche mit roter Erde bedeckt ist (das ist der wahre Boden für den Ölbaum). Zur Linken führt ein ebener Weg zu dem in Ölwäldern fast verborgenen Dorfe Chalka, dasselbe welches an malerisch steilem Gehänge einen besonderen Reiz der Aussicht von Mytilene bildet. Plötzlich — wir haben die Höhe von etwa 200 Meter erreicht — öffnet sich ein entzückender Blick auf den großen Golf von Jero (ὅρμος τοῦ ἱεροῦ, „Heiligenhafen"); derselbe bildet ein schönes, regelmäßiges Oval von 8½ Kilom. größerem, 5 Kilom. kleinerem Durchmesser. Dieser Golf, einer der prachtvollsten Häfen der Erde, steht durch eine 6 Kilom. lange, stromähnliche Enge, welche sich bis auf weniger als 1 Kilom. einschnürt, mit dem Meere in Verbindung. Die Tiefe der Bucht beträgt 16—18 Meter. Da man von keinem Punkte der Küste des Innengolfs das offene Meer erblickt, so kann man sich kaum von der Täuschung befreien, man habe einen Binnensee vor sich. Auf der Paßhöhe herrschen weiße Mergelschichten, während die Hügel ringsum aus Kalkstein, zuweilen einem Marmor nicht unähnlich, bestehen. Schöne rote Erde deckt den Kalkstein. Über Kalksteinbänke, von Osten nach Westen streichend, nördlich fallend, führt die Straße in Kehren hinab; es folgt dünn-schiefriger Kalkstein in stark gefalteten Schichten, dann wieder ein Durchbruch des vulkanischen Gesteins. Zu bedeutenden Höhen (über 700 Meter) erheben sich die Berge des westlichen Ufers von Jero, so der Berg Peristeri („Taubenberg", 739 Meter) und Kargiona. Über einer vordern, sehr mannigfach gestalteten, mit reicher Baum- und Strauchvegetation bedeckten Kette erhebt sich der schöngerundete Gipfel des Olympos oder Eliasbergs, 939 Meter. Am Fuße und am Gehänge der Berge wird eine Reihe von Dörfern sichtbar: Skopelos, Misagrio, Papado, Plakado u. a.; alle von prächtigen Olivenwäldern umgeben. Wir

erreichen das Meer, d. h. eine südöstliche Ausbuchtung des eiförmigen Jerobeckens. Ein sehr kleines Inselchen, wohl nur einige Decam. groß, liegt hier. Es trägt ein kleines, griechisches Heiligtum, daneben eine Quellencisterne. Einige Kilom. weit folgten wir dem Strande, stiegen dann wieder steil empor, um zur Bucht von Lutro, einer östlichen Ausweitung der Meerstraße und zur Überfahrtstelle zu gelangen. Von der Höhe des kleinen Passes gewinnen wir wieder eine reizende Aussicht auf das Dorf Lutro, welches 1 Kilom. zur Linken liegt. Ein größerer Gegensatz ist nicht denkbar als zwischen den Dörfern Palästinas und den lesbischen, deren Anblick mich hier erfreut. Fast möchte ich glauben, daß in der gesamten griechischen Welt gleich schöne Dörfer wie diese auf Mytilene sich nicht wiederfinden; alle Häuser sorgsam geweißt, mit grünen Jalousien und flachansteigenden, rötlichen Ziegeldächern. Diese Farben, das wohnliche Ansehen der Häuser, stets umgeben von herrlichen Baumpflanzungen, gewähren der Landschaft einen ungewöhnlichen Schmuck. Zwei Stunden nachdem wir Mytilene verlassen, erreichten wir den Golf von Lutro. Das Dorf selbst liegt prächtig in einer waldigen Gebirgsmulde.

Das Gepräge der griechischen Küstengestaltung, der Buchtenreichtum ist schwerlich irgendwo reicher entwickelt als in Mytilenes klassischen Gestaden. Mehrere Schiffe ankerten in der Bucht von Lutro, eine Dampfmühle zum Pressen der Oliven giebt einen erfreulichen Beweis für den Fortschritt der einheimischen Industrie. Der Küste entlang gegen Westen, am Südfuße des aus halbkrystallinischem Kalk bestehenden Berges von Lutro, verfolgten wir unsern Weg und erreichten bald die Überfahrtstelle, welche der Skala von Perama gegenüberliegt. An der Anfuhrt liegt ein einzelner Khan, wo man uns mit Kaffee bewirtete. Da wir 3/4 Stunden

auf das Fährboot warten mußten, so blieb Zeit das wundervolle Landschaftsbild zu genießen und der Erinnerung einzuprägen. Ich glaube, dieser Gegend, welche die schönste Gliederung von Meer und Land mit reichem Pflanzenwuchs verbindet, den Preis der Schönheit zusprechen zu können unter allen, welche sich meinem Auge an den gesamten griechischen Gestaden darboten. Wie die Küstenentwicklung, so ist auch das Relief außerordentlich mannigfach. Mit den hohen imponierenden Bergen gegen West bildet ein liebliches, grünes Hügelland, südlich von Perama einen reizenden Gegensatz. Zahlreiche Pappelgruppen verleihen der Landschaft ein heimatliches Element. Das große Fährboot nahm 10 Menschen und 5 Pferde auf, welch' letztere eine Art Treppenleiter hinunter klettern mußten. Es war zu verwundern, daß sie nicht die Beine brachen. Während der durch frischen Wind unterstützten Fahrt über die hier 1 Kilom. breite Enge öffnete sich der Blick gegen Norden auf den Binnengolf. Dort erschien gegen Nord-Nord-West ein etwa 200 Meter hoher Kalksteinberg mit horizontaler Scheitellinie, welcher gegen den Jero einen ungeheuren vertikalen Absturz zeigt. Der Berg ist gleichsam mitten durchschnitten. Etwas gegen Osten von dieser nackten, weißen Berggestalt stellen sich spitze Kalksteinberge dar, namentlich der Petro Chori.

Schnell hatten wir das jenseitige Ufer erreicht. Viele Blöcke von weißem und rötlichem andesitischem Tuff lagen an der Landungsstelle. Über der Meeresbucht erschienen die hohen, fruchtbaren Berge von Lutro erst jetzt in ihrer ganzen Schönheit. Weiter führte unser Weg über eine mit herrlicher Vegetation geschmückte, sanft gegen die Berge ansteigende Ebene. An Pappeln und Maulbeerbäumen rankten Reben mit fußlangen Blüten, welche einen herrlichen Wohlgeruch ausströmten; dazu die Granatbäume mit ihren leuchtend

roten Blüten. Wo immer ein Bächlein, ein feuchtes Rinnsal den grauen, ehrwürdigen Olivenwald durchschneidet, da wachsen in Menge schön blühende Oleanderbüsche. Nachdem der Saum der Ebene erreicht, stiegen wir steiler über Kalkfelsen nach Misagrio empor. Auf dem Wege dorthin stellen sich mehr und mehr Gerölle von Glimmerschiefer und Glimmerthonschiefer ein, welche andeuten, daß die höheren Berge vor uns nicht aus Kalkstein, sondern aus den angedeuteten krystallinischen Schiefern bestehen. In dem genannten schönen Dorfe verweilten wir zum Frühstück. Herr G. Marino, Heilkünstler und Leiter einer kleinen Antimongrube, gesellte sich hier zu mir. Auf meine Frage, wo er seine medizinischen Studien gemacht, antwortete er vollkommen unbefangen: „Nirgendwo", und erzählte, es sei einmal ein Kräutersammler auf die Insel gekommen, als dessen Begleiter er die Pflanzen und ihre Heilkräfte kennen gelernt habe. Das Vertrauen, welches ihm die Menschen entgegengebracht und der glückliche Erfolg mancher Kuren habe ihn ermutigt in dem Bestreben, die Leiden seiner Mitmenschen zu lindern. Herr Marino bot mir freundlich seine Führung zur Antimongrube an, wir stiegen etwa 1/2 Stunde gegen den Berg Peristeri empor.

Das Schieferterrain, welches wir jetzt betreten hatten, zeichnet sich vor den Kalksteinhöhen durch reicheren Pflanzenwuchs aus. Die Vegetationsbilder, welche sich mir auf diesem Wege in schnellem Wechsel darboten, hätten einen Maler begeistern können. Die Antimonlagerstätte scheint mehr eine Imprägnationszone als einen wahren Gang darzustellen. Die Lagerstätte streicht von Norden nach Süden und fällt etwa 30° gegen Osten. Das Erz (Grauspiesglanz) bildet Trümmer und Nester im Schiefer und Quarzit. Nahe der Oberfläche hat man im vorigen Jahre eine ansehnliche Menge von Erz gewonnen. Herr Marino hat jetzt etwa 20 Meter tiefer

einen Stollen führen lassen, um die Lagerstätte in der Tiefe zu erreichen. Der Stollen ist 62 Meter lang, ohne bis jetzt sein Ziel erreicht zu haben. Die vier Grubenarbeiter sind Italiener, da die Griechen der Insel noch eine unüberwindliche Abneigung gegen unterirdische Arbeiten haben. Um wieder nach Mytilene zurückzukehren, wandten wir uns zunächst gegen Norden, stiegen auf und nieder über mehrere Höhen und gelangten zu dem einen prächtigen Anblick gewährenden Dorfe Plakado. Wiederum war eine steile Höhe zu überwinden, dann stellte sich uns das in weitem Bogen ziehende Gestade des Jero dar, dem unser Weg nun folgte. Wir erreichten hoch und steil über Schieferfels hinabsteigend die Skala Hippi. Hier befinden sich Ziegeleien, welche ihr Material dem thonigen Uferterrain entnehmen. So haben sich zahlreiche Wassertümpel und Sümpfe gebildet, welche in verhängnisvoller Weise als Fieberherde wirken. Herr Natali, dessen schöne Villa am östlichen Ufer der Bucht die stille Seelandschaft beherrscht, hat sich an den Gouverneur um Beseitigung des Mißstandes gewandt. Der Weg ist hier teilweise gepflastert, an einigen Stellen vom Meer überflutet. Wir hatten jetzt die jähe Felswand des scheinbar durchschnittenen Berges zur Seite. Wo der Golf seine nördlichste Ausbuchtung erreicht, ist das Gestade steil, etwa 20 Meter hoch; hier entspringen unmittelbar am Seegestade warme Quellen, auf welche ein Bad gegründet ist. Noch eine kleine halbe Stunde folgt der Weg dem Gestade, steigt dann durch Olivenwälder in einer reizenden Schlucht empor; lange entzieht sich die Stadt dem Blick, so eigentümlich gebirgig und kuppenreich ist die Insel. Wir erreichten die ersten Häuser, bevor uns noch die Stadt zu Gesicht gekommen.

(70.) Konstantinopel, 1. Juni.

Um 10 Uhr abends (28. v. M.) geleiteten mich Herr Dr. Bargigli, sein Sohn, sowie Herr Roboly zur Skala, in unmittelbarer Nähe des Hauses, wohin die Barke beschieden war, welche mich an Bord des Lloydschiffes bringen sollte. Erst nach Mitternacht ging das Schiff ab. Als ich am 29. früh auf Deck kam, waren wir schon ganz nahe bei Tenedos. Ich machte bald die Bekanntschaft des Rev. C. Pack aus Gloversville, New-York, U. St., eines trefflichen amerikanischen Geistlichen; beim Anblick von Tenedos erinnerte er daran, daß die griechische Flotte sich von Troja hierher zurückzog, um bei den Belagerten die Täuschung zu erwecken, daß sie heimgekehrt. Die Insel, von dreiseitiger Form, hat etwa 2 Meilen im Umfang und liegt 2/3 Meile von der Küste entfernt; sie ist im allgemeinen niedrig, nur im nördlichen Teil ragt sie bis 190 Meter empor. Ein geologischer Ausflug würde auch hier verlockend sein, denn man sieht an mehreren Stellen rötlichbraune Eruptivgesteine, wahrscheinlich Trachyte, zwischen Kalksteinschichten empordringen. Unsere Blicke richteten sich jetzt nach der troischen Küste, welche wenige Kilom. zu unserer Rechten lag. Der höchste, in dieser Richtung sichtbare Punkt war der Karadagh, 10 Kilom. vom Gestade, 282 Meter hoch, weiter gegen Norden wird das Land flachhügelig und eben; als weit sichtbare Landmarken ragen mehrere Totenhügel hervor, unter ihnen besonders der Beschik-Tepe, weiterhin der Dimitri-Tepe, sowie nahe dem Vorgebirge Kumkalle, dem südlichen Thorpfeiler der Dardanellen, die beiden Dio-Tepe, die Hügel des Achilleus und Patroklos. Vergeblich schauten wir nach Imbros und dem hohen Bergeshaupt von Samothraki aus; eine eigentümliche Trübung der Luft verhinderte sie wahrzunehmen.

Wir traten nun in die Dardanellen, den Hellespont, ein,

dessen Pforte eine Breite von 4 Kilom. besitzt. Das südöstliche Gestade buchtet sich aus, sodaß die Meerstraße schnell sich bis zu 7 Kilom. weitet. Unmittelbar östlich von Kumkalle mündet der Menderez, der Skamander. Die nordwestliche Küste (Südspitze der großen Halbinsel von Gallipoli) besteht aus flachen, jungtertiären Hügeln, welche zum Teil steile Abstürze gegen die See bilden. Die Schichtprofile sind weithin in flacher Lagerung zu verfolgen. Über dem niedern Küstenplateau schaut als dominierender Punkt der gegen Süden vorgestreckten Halbinsel der Berg Kyparissia, 216 Meter hoch. Das asiatische Ufer ist hier flach, indem es durch das Mündungsgebiet des Menderez gebildet wird, an dessen östlichem Saume der Ajaxhügel, der In-Tepe, hervorragt. Nun erheben sich auch zur Rechten (Asien) flachgestreckte niedrige Hügel, hinter denen in weiterer Ferne höhere Berge erscheinen. Die Ufer haben ein freundliches, doch keineswegs großartiges Ansehen, sodaß wohl mancher sich getäuscht sieht in der Vorstellung von der „hohen Felsenpforte, wo der Hellespont die Wellen brausend rollt". Lichte Mergel drängen sich überall zwischen dem Grün hervor. Zur Rechten streckt sich eine flache Landzunge, Kefes-Burnu, ins Meer, die Breite der Straße auf 3 Kilom. verengend. Gegenüber in Europa erheben sich die steilabgeschnittenen Hügel bis 186 Meter. Eine kleine Weitung folgt und wir nähern uns nun der schmalsten, 1600 Meter breiten Stelle des Hellesponts, welcher an dieser Stelle von Norden nach Süden zieht; hier liegen die Schlösser von Asien (Anadoli) und Europa (Rumili) oder Tschanak-Kalessi und Kilid-Bachhr. Kruppsche Kanonen in großer Zahl lugen über den Wällen hervor. Das europäische Schloß liegt besonders malerisch, an einem steilen Hügel (200 Meter hoch), welcher mit schönem Grün bedeckt ist. Um einen kolossalen, von hoher krennelierter Mauer

umgebenen Turm, der alten Befestigung angehörig, breiten sich die neuen Werke aus. Das gegenüberliegende asiatische Ufer ist hier flach, die Werke noch fester und ausgedehnter; im Süden das sogen. große Schloß, an welches sich ausgedehnte Erdwerke reihen. Nachdem wir die Schlösser passiert, sahen wir die von plateauähnlichen Hügeln begrenzte Meerstraße sich wieder etwas weiten; die ansehnliche Stadt Maitos liegt zur Linken. Alle diese Dardanellen-Orte erinnern in ihrer Bauart, von den Minarehs abgesehen, wenig an den Orient. Die Häuser sehen ganz europäisch aus, die flachgeneigten Dächer sind mit rötlichen Ziegeln gedeckt, Kirchen treten wenig hervor. Nun verengt sich der Hellespont wieder und macht zugleich eine rechtwinklige Wendung gegen Osten. An dieser Enge lagen einander schief gegenüber Abydos auf asiatischer und Sestos auf europäischer Seite.

Hier ist der weltgeschichtliche Ort, wo Xerxes seine Brücken schlug (480 v. Chr.), wo Alexanders Heer unter Parmenio nach Asien übersetzte (334 v. Chr.). An dieser Stelle überschritten auch die Türken unter Suleiman 1356 die Meerenge und nahmen Besitz von europäischem Boden, um nach 97 Jahren zugleich mit der Einnahme von Konstantinopel das griechische Kaisertum zu zerstören. Weiterhin ist die Küstengestaltung des Hellespont einförmiger; auf asiatischer Seite wird über niedern Gestadehügeln ein langer Zug dunkler Berge sichtbar, welche bis 500 Meter erreichen mögen. Das europäische Ufer bildet einen Steilabfall, welcher im Mal-Tepe bis 247 Meter ansteigt; bald folgt ein noch höherer Gipfel, 308 Meter; zwischen den aus lockern Mergelschichten bestehenden Uferhöhen öffnen sich Flußthäler, denen kleine Strandebenen vorliegen. Das Schiff macht einen kurzen Halt vor Lapsaki (die alte Lampsakos, deren Schonung Anaximenes von Alexander erbat), umgeben von Olivenhainen und Wein-

bergen; wir richten nun unsern Lauf gerade gegen Norden und erreichen Gallipoli („Schönstadt"). In der That straft die Stadt ihren Namen nicht Lügen, sie sieht von der See schön und ansehnlich aus. Als wir in die Propontis (Marmarameer) traten, dunkelte es bereits, sodaß wir vergeblich nach der Mündung des Granikos ausschauten. Am Morgen gegen 8 Uhr (30. Mai) rollte der Anker nieder; wir lagen wenige hundert Meter vom Ufer fern, nahe der Grenze der Stadtteile Galata und Tophane. Da einige Zeit verstrich, bevor wir an Land gehen konnten, so hatten wir Muße, den Anblick der Stadt und Umgebung, welcher zunächst wegen seiner fremdartigen Schönheit fast berauschend wirkt, zu einem bestimmteren Eindruck zu gestalten.

Die geographische Lage von Konstantinopel ist in der That einzigartig, bewundernswert, an der südlichen Mündung des Bosporus, wo von dieser Meerstraße das goldene Horn sich abzweigt. Nirgendwo auf der Erde giebt es eine Meerenge gleich der zwischen dem schwarzen und dem Mittelmeer, zu welcher zwei Erdteile sich nähern mit einer Küstenbildung, die vollkommen den Ufern eines Flusses entspricht. Um den natürlichen Reichtum dieser Planetenstelle noch zu vermehren, zweigt sich auf der europäischen Seite eine stromähnliche, doch sehr tiefe Meeresbucht ab. So entstehen drei Vorgebirge, zwei auf europäischer, eines auf asiatischer Seite, auf denen die Häusermeere der alten Kaiserstadt sich ausbreiten. Stambul, die große türkische Hauptstadt, nimmt den Raum zwischen der Propontis und dem goldenen Horn ein; Galata, Pera, Tophane, Kassimpascha u. s. w. breiten sich nördlich des goldenen Hornes zwischen diesem und dem Bosporus aus; Skutari bedeckt das asiatische Vorgebirge. Wie beide Ufer des Bosporus eine plateauförmige Gestaltung haben, so bedeckt auch die Stadt Teile dieses Plateaus, sowie die

mehr weniger steilen Abhänge desselben. Am deutlichsten zeigt Stambul diese Lage. Die Gebirgsplatte von Stambul wird durch eine von Nord-West nach Süd-Ost gerichtete flache Thalsenkung durchzogen. Pera und die anderen Quartiere nördlich des goldenen Horns bedecken teils den Rand des Plateaus, teils sinken sie steil zum Meer hinab. Skutari liegt auf einer zum Meere abfallenden Uferterrasse, welche sich gegen Osten sanft emporhebt. Das Relief dieser Planetenstelle, sowie des ganzen Bosporus hat eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem vom Rhein durchschnittenen Schieferplateau, wo es zu geringerer Höhe emporsteigt; dieselbe ebene Scheitelfläche, dieselben steilen Thalgehänge, das gleiche Gestein und die gleiche Schichtenstellung. Am Rhein erblicken wir im strömenden Wasser den Thalbildner; der Bosporus und das goldene Horn, welche vollkommen den Charakter von Erosionsthälern tragen, scheinen auch durch strömende Wassermassen gebildet zu sein. Die Ostspitze von Stambul wird durch Jeni Serai mit seinen ausgedehnten Gärten eingenommen. Ein moderner Turm, einem christlichen Dorfkirchturm ähnlich, steigt über den alten Baukomplexen empor; weiter zur Rechten (gegen Süd-West) folgt die Sophienmoschee, die hochberühmte „Agia Sophia" mit der bewundernswert flachen Kuppel, entstellt durch mohammedanische Anbaue und vier Minarehs. Es folgen von Osten nach Westen über dem Häusermeer hervorragend noch sechs andere große Moscheen, alle Nachahmungen der Sophienkirche. Wenn irgend etwas im stande ist die Armut an künstlerischer Erfindung zu beweisen, so ist es wohl die Thatsache, daß der Dom der himmlischen Weisheit das ausschließliche Muster für den Moscheenbau wurde. Der Anblick der unübersehbaren Häusermassen mit den rötlichen Dächern wird durch viele grüne Baumgruppen freundlich belebt. Ich mußte mir,

angesichts dieses so oft gepriesenen Stadtbildes, die Geschichte der Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II. vergegenwärtigen wie Mordtmann sie uns so trefflich geschildert hat, — Erinnerungen, welche wohl geeignet sind, selbst noch nach Jahrhunderten das Herz erbeben zu machen.

Gegen 9 Uhr konnten wir uns ausschiffen. In der Barke hatte ich das Glück einen emeritierten Schuldirektor aus Hannover kennen zu lernen; der 80jährige Mann war von solcher Jugendkraft erfüllt, daß er ohne Begleiter diese große Reise machte, nachdem er im vorigen Jahre das Nordkap und Algerien besucht. Unter den ferneren Mitteilungen des trefflichen, ehrwürdigen Mannes möchte ich seine Äußerung erwähnen, daß das nachgeborene Geschlecht sich keine Vorstellung machen könne von der liebevollen Verehrung, welche der Königin Luise von den Zeitgenossen gewidmet wurde. Beim Landen empfing uns der Zollbeamte, der durch die Drohung, die ihm unverständlichen Bücher der Oberbehörde einzureichen (wozu er das Recht hat), ein Bakschisch erpreßte. Ehrlicher verdiente der Hamal seinen Lohn, welcher unser nicht geringes Gepäck die steilen Gassen hinauf nach Pera trug. Es ist erstaunlich, welche schwere Lasten diese Männer, teils Türken, teils Armenier, bei äußerst frugaler Kost, bewältigen. — Zur Seite ließen wir den kolossalen Genueserturm, auch Turm von Galata genannt, 1350 als Centrum der genuesischen Macht am Bosporus erbaut, jetzt der Feuerwache dienend. Mein erster Ausgang richtete sich zur kaiserlich deutschen Botschaft, einem palastartigen Bau mit herrlicher Aussicht über Land und Meer. In Abwesenheit des Herrn Botschafters hatte ich die Ehre den Secrétaire Interprète, Herrn Dr. Schröder, hochverdient durch seine wissenschaftlichen Forschungen, namentlich auch auf cyprischem Boden, kennen zu lernen. Dr. Schröder lieferte Herrn Pro-

fessor Kiepert wichtiges Material für die Karte der genannten Insel. Ich hörte von einer Abordnung aus Thessalien, welche die Fürsprache des deutschen Botschafters nachsuchte, um in ihrem bisherigen Verband mit der Türkei verbleiben zu dürfen. Jede politische Neugestaltung muß selbstverständlich manche Interessen verletzen. Die ferneren Äußerungen des Herrn Dr. Schröder bestätigen, daß heute in erhöhtem Maße zutreffe, was von Moltke 1836 schrieb: „Es ist lange die Aufgabe abendländischer Heere gewesen, der osmanischen Macht Schranken zu setzen; heute scheint es die Sorge der europäischen Politik zu sein, diesem Staat das Dasein zu fristen".

Obgleich man an die Lebensfähigkeit oder gar an die Reform des türkischen Staates nicht glaubt, so scheint das eigene Interesse zu erheischen, denselben trotz seiner tiefen Korruption möglichst zu stützen, denn welche Macht auch später in Konstantinopel herrschen würde, die fremden Kolonieen, welche gleichsam kleine Republiken mit vollkommen autonomer Verwaltung sind, können nicht hoffen, ein gleiches Maß von Freiheit zu bewahren. Die unter dem Schutz der fremden Konsuln Stehenden sind nämlich den Gesetzen des Landes nicht unterworfen. Die Regierung hat keine Gerichtsbarkeit über sie, kann sie nicht besteuern. Nur von den ein- und ausgeführten Waren werden Zölle erhoben. Wie bei dieser Verzollung verfahren wird, ist ein öffentliches Geheimnis, welches nicht angedeutet zu werden braucht; die gesamte Organisation des Staates beruht auf dem Nehmen von Geschenken. Durch ein ungewöhnliches Maß von Redlichkeit zeichnen sich diejenigen aus, welche nur von einem der Konkurrenten Geschenke nehmen. Gegen die Griechen offenbart sich unter den Fremden eine wachsende Mißstimmung, die ersteren überflügeln bei ihrer außerordentlichen Geschäftstüchtigkeit mehr und mehr die Europäer, indem sie die Ver-

mittlung zwischen den großen europäischen Plätzen und der gesamten Bevölkerung der Türkei in die Hand nehmen. Früher war es für die Rajah, christliche wie jüdische, mit großer Gefahr verbunden reich zu sein, denn die willkürlichen Konfiskationen, einst eine wesentliche Quelle der Einnahme des Sultans, waren von der Todesstrafe begleitet.

Einen zweiten Besuch machte ich im Hospital der Diakonissen. Die ehrwürdige Schwester Elise Jucht deutete über den Bosporus nach einem großartigen Neubau in Skutari, von einer ägyptischen Prinzessin als Hospital erbaut und auf das reichste begabt. Die Gründerin bat um evangelische deutsche Diakonissen zum Dienst in der Anstalt. Als die brieflichen Bitten keine Gewährung fanden, begab sich ihr Bevollmächtigter selbst nach Deutschland, um dem Ersuchen Nachdruck zu geben. Es hätte sich hier eine ungewöhnliche Gelegenheit zu humanitärem, christlichem Wirken dargeboten, wenn eine genügende Zahl von Krankenpflegerinnen aus gebildeten Familien, der vorliegenden Aufgabe gewachsen, vorhanden wäre. Leider aber ist in den „bessern“ Ständen die Erkenntnis, daß Selbstaufopferung, thätige Menschenliebe allein das wahre Glück begründen, noch nicht allgemein durchgedrungen. Es fehlte an Diakonissen für das großartige Hospital in Skutari und so konnte der Wunsch der edlen Prinzessin leider nicht erfüllt werden. – Ich begab mich dann wieder durch die große Perastraße zurück nach der Rue Karanfil (franz. Girofle, ital. Garofolo), der „Nelkenstraße“, wo unfern der Mairie von Pera Herr Dr. E. Weiß, Mitglied des kaiserl. ottomanischen Conseil des Mines, wohnt, welcher mich zu lebhaftem Dank verpflichtet, indem er, sowie seine liebenswürdige Gemahlin, in zuvorkommender Weise bemüht ist, mir den Aufenthalt am Bosporus lehrreich und angenehm zu machen. Am Abend besuchten wir noch den schönen Munici-

palitätsgarten, am westlichen Rande des Plateauabschnitts von Pera gelegen, von Kassim Pascha durch eine Schlucht getrennt, mit herrlichster Aussicht auf das goldene Horn und das moscheenreiche Stambul.

Gestern führte Hr. Dr. Weiß mich zunächst nach dem neuen Serai. Wir benutzten die Drahtseilbahn, welche, 650 Meter lang, mit 55 Meter Steigung, durch einen Tunnel von Pera hinab nach Galata führend, eine große Erleichterung des Verkehrs bietet. Dann überschritten wir auf der neuen Brücke (600 Meter lang) das goldene Horn. Das neue Serai, die ehemalige Residenz der Sultane, nimmt die etwas gegen Nord-Ost gekrümmte Spitze der Stambul-Halbinsel ein und mißt ca. 4½ Kilom. im Umfang. Diese Fläche umfaßt einen der sieben klassischen Hügel der oströmischen Kaiserstadt. Hier lag auch die Akropolis und die alte Griechenstadt Byzanz, die Kolonie der Megarer. Da die Serai-Spitze der Mitte des Bosporus gegenüberliegt und die Strömung sich vorherrschend vom Euxinos in die Propontis bewegt, so brechen sich die Wogen an dieser Landzunge. Die Thorwache, welche einen Erlaubnisschein verlangte, ließ uns nach einigen erklärenden Worten des Hrn. Dr. Weiß passieren. Der Soldat wies uns sogar freundlich zurecht, indem er, sein Gewehr ausstreckend, den Weg bezeichnete. Das türkische Militär wird, und gewiß mit Recht, wegen mancher Soldaten-Tugenden gerühmt, welche um so mehr anzuerkennen sind, da der Kriegsdienst sehr schwer ist. v. Moltke beschreibt, wie 1839 die Rekruten-Aushebungen sich zu Menschenjagden gestalteten. Noch im letzten russisch-türkischen Kriege sollen mehrfach die Ausgehobenen gefesselt transportiert worden sein. — Der größere Teil des Seraihügels ist durch verwahrloste Gärten mit schönen Bäumen eingenommen. Auch die Gebäude sind, nachdem Mahmud II. den Residenzpalast zu Dolmabagdsche

baute (3 Kilom. vom Eingang zum goldenen Horn entfernt), und nach dem großen Brande von 1865, verwahrlost, zum Teil in Ruinen, planlos über die Bodenwölbung verteilt. Das ehrwürdigste Denkmal ist die ehemalige Irenenkirche, durch Konstantin, sowie nach einem Brande zum zweiten Mal durch Justinian erbaut, jetzt eine Waffensammlung enthaltend.

Das Altertumsmuseum, welches sich in einem Neubau befindet, besitzt eine nicht geringe Zahl ausgezeichneter und merkwürdiger Statuen, Reliefs, Inschriften etc. Um die Begründung und Ordnung dieser Sammlung hat sich Dr. Dethier ein großes Verdienst erworben. Leider wurde die Vollendung des Katalogs durch seinen Tod verhindert. In der Türkei, welche in ihrem weiten Länderkreis die größte Zahl der alten Kulturstätten umschloß und noch umschließt, hat man erst in der neuesten Zeit auf fremde Anregung und mit fremden Kräften begonnen, die Schätze des Altertums zu retten und zu sammeln. Den Türken selbst soll Sinn und Interesse für das Altertum fast gänzlich fehlen. — In der Vorhalle des Museums steht eine Riesenstatue des Herkules, einen Löwen zerreißend, von Cypern, ein Werk, welches mich an die in Palermo befindlichen Metopen von Selinus erinnerte. Aus Cypern stammt ferner eine mit dem Lorbeerkranz gekrönte Kaiserstatue aus dem 4. Jahrh. n. Chr. Eine Bildsäule des Jupiter aus Jerusalem ist des Fundorts wegen bemerkenswert. Eine Kolossalstatue des Caracalla, unter seinem Fuß einen besiegten Parther; zierliche weibliche Figuren aus Mytilene. Von höchstem Wert ist ein Sarkophag aus dem Theseustempel, welcher nach Dethiers Annahme einst die Gebeine des Euripides umschloß. Ich konnte nur einen flüchtigen Blick auf die hier vorhandenen Schätze werfen. Von unserer Durchwanderung der Gärten, Höfe und Baue sind mir in

Erinnerung geblieben: das Bild der mächtigen Janitscharen-Platane, kolossale Sarkophage von edlem rotem Porphyr aus Ägypten (der eine wohl erhalten, ein anderer zertrümmert), auch ein Säulenfragment aus demselben Gestein, die sogen. Gotensäule mit korinthischem Kapitäl und der Inschrift «Fortunae reduci ob devictos Gothos». Wir verließen durch die sog. alte hohe Pforte die welthistorische Stätte, in Verwahrlosung und Verfall ein Bild des Reiches, welches einst von hier aus Europa in Schrecken hielt, und begaben uns zur Sophienmoschee.

Ihre Umgebung macht teilweise einen ruinenhaften Eindruck; auch das Äußere des berühmten Gotteshauses selbst ist durch mannigfache stillose Anbaue verunstaltet. An der Pforte begann eine Unterhandlung zwischen Herrn Dr. Weiß und dem Moscheenhüter, deren Ergebnis war, daß uns der Eintritt für 4½ Fr. gestattet wurde. Der Eintritt in die Moscheen ist, soweit ich selbst beobachtete, durch keine religiöse Intoleranz verwehrt, er ist nur noch eine Frage des Bakschisch. Die Kirche bedeckt eine fast quadratische Fläche, welche nur durch die beiden gegen Westen sich anschließenden Vorhallen (Narthex) eine Verlängerung erhält. Diese Hallen dienten in altchristlicher Zeit den Ungetauften und Büßenden. Überwältigend ist der Anblick des Innern; die berühmte Kuppel, deren Scheitel 67 Meter über dem Kirchenboden schweben soll (dem Auge erscheint die Höhe geringer), besitzt einen Durchmesser von 25 Meter. Sie ist, wie bekannt, ein unerreichtes Meisterwerk des Kuppelbaus; die Ziegel zu dieser Wölbung sollen aus Infusorienerde von Rhodos gebrannt worden sein. Die Kuppel, welche Licht erhält durch 44 an ihrer Basis befindliche Fenster, ruht auf 4 mächtigen Bogen von etwa 25 Meter Spannung, welche durch 4 gewaltige Pfeiler getragen werden. An den östlichen Gewölbe-

bogen schließt sich die Halbkuppel, welche die Apsiden überspannt. Die Räume unter den andern Bogen werden eingenommen von herrlichen, säulengetragenen Galerieen. Die antiken Säulen bilden den höchsten Schmuck der Kirche. Die Prachtbaue von Ephesos und Baalbek wurden zerstört, um mit deren Säulen die Agia Sophia zu schmücken. Neben den Säulen von ägyptischem Granit erwecken solche von edlem Verde antico, sowie von rotem ägyptischem Porphyr durch ihre Größe gerechte Bewunderung. Die Flächen sind mit Mosaiken geschmückt, welche, früher überdeckt, jetzt zum größten Teil sichtbar sind. In welchem Maße die Türken des Kunstsinns ermangeln, beweisen die riesengroßen Namensschilder der Gefährten des Propheten, barbarische Scheiben, welche einen peinlichen Mißklang in der schönen Harmonie des Eindrucks bewirken. Vier Engelgestalten, welche in Mosaik die vier Stützwölbungen der Kuppel schmückten, sind gleichfalls von den Türken in greulicher Weise entstellt worden, um jede Ahnung menschlicher Formen zu vernichten. Der Moscheenwächter, der noch eine besondere Gabe für die dargereichten Mosaikwürfelchen beansprucht, deutet auf einen dunklen Fleck an einer Säule in bedeutender Höhe, als Abdruck der blutigen Hand Mohammeds II. Auf die Frage, wie der Eroberer so hoch habe emporreichen können, bemerkte er erläuternd, die Kirche sei hoch mit Leichen bedeckt gewesen. Die Geschichte der Eroberung von Konstantinopel ist übrigens im Bewußtsein der Türken mit einem unglaublichen Wust von Mythen umhüllt.

Da die Agia Sophia nach Ost gerichtet, die Mohammedaner indes beim Gebet sich gen Mekka wenden, so laufen im Dom der himmlischen Weisheit wie in allen sogen. Kirchenmoscheen (Kilisse-Dschami) die Matten, deren breite Bänder die Gebetsrichtung bezeichnen, schief über den Boden der

Kirche, ein Symbol der Divergenz zwischen Islam und Christentum. – Den Nachmittag verwandte ich in Begleitung des Herrn v. Hübner, Lehrers an der deutschen Schule, zur Umwanderung eines Teils des Mauergürtels auf der Landseite. Auf einem der zahllosen kleinen Dampfer, welche den Verkehr auf dem goldenen Horn vermitteln, begaben wir uns nach Aiwan Serai, dem äußersten nordwestlichen Quartier innerhalb des Mauergürtels. Der fjordähnliche Meerarm schlängelt sich, einem Strome vergleichbar, um nahe seinem Ende, wo „die süßen Wasser" münden, eine plötzliche Krümmung gegen Nord-Ost zu bilden. Da eine dichte Bevölkerung beide Ufer der tiefen, gezeitenlosen Bucht bewohnt, so würde das Wasser ohne Zweifel in einem die Gesundheit gefährdenden Maße verunreinigt werden, wenn nicht eine Strömung auf der Südwest-Seite herein, auf der Nordost-Seite wieder hinausflöße, zum unschätzbaren Gewinn für die Stadt, ein der Reinlichkeit nur allzusehr entbehrendes Wirrsal von 90,000 Häusern, welches infolge der Meeresbewegung an seinem Saume durch Ströme des belebenden Elementes gereinigt und erfrischt wird.

Von der Landungsstelle, in deren Nähe die altberühmte byzantinische Mauer das goldene Horn erreicht, stiegen wir, einer Schätzung zufolge, etwa 60 Meter empor; an diesem nordwestlichen Ende der Stadt lag der einst berühmte kaiserliche Palast Blachernä, von welchem keine Spur mehr vorhanden. Die turmbewehrte Mauer auf der östlichen, ausgedehnte Friedhöfe auf der westlichen Seite verleihen der Landschaft ihr ernstes Gepräge. Der Mauergürtel, ein bewundernswerter Bau der oströmischen Kaiser, welcher fast ein Jahrhundert lang das auf eine Stadt und einige kleine Gebiete (Chalkis, Lakedämon) beschränkte Kaiserreich gegen die wachsende Macht der Türken beschützte, liegt zum Teil

in Ruinen. Von der Ausdehnung der Friedhöfe kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich erinnert, daß eine mohammedanische Grabstelle unverletzbar, nie ein zweites Mal benutzt werden darf. Nimmt man die Größe einer Grabstätte 2 Quadratm., die Zahl der mohammedanischen Bewohner nur zu 400,000, die Zahl der Generationen seit der Eroberung (1453) zu 13 an, so berechnet sich ein Flächenraum von fast $10^1/_2$ Quadratkilom., welche längs der Landmauer eine 2000 Meter breite zusammenhängende Zone bilden würden. Bald erreichten wir einen einspringenden Winkel der Mauer. Dort erhebt sich, unmittelbar über derselben emporsteigend, die Ruine des Palastes Hebdomon, „des Himmels Wolken schauen hoch hinein".

Wenig weiter deutete Herr Hübner, wohlerfahren in der Geschichte der Stadt, auf die Stelle, wo die Türken am 29. Mai 1453 eindrangen, nachdem die ungeheure Kanone, welche Steine von mehreren Centnern Gewicht schoß, die Mauer erschüttert und zerbrochen. Hier dehnt sich längs derselben ein großer christlicher Friedhof aus. Die schönen liegenden Grabsteine (nur die Stelen der „Gläubigen" stehen aufrecht) tragen nicht nur lange griechische Inschriften, auch Handwerk und Beruf des Verstorbenen ist durch ein Werkzeug angedeutet; eine Schere bezeichnet den Schneider, eine Kelle den Maurer, ein Hobel den Zimmermann etc. Bald stiegen wir in die flache Senkung des Lykosthales hinab, welches kaum 1 Meile lang, dem goldenen Horn parallel, die Mitte der gewölbten Stadtfläche durchzieht. Wir stiegen wieder empor bis zum Top Kapus („Kanonenthor"), dem alten Romanusthor, nahe der Mitte der Landmauer, wo der letzte oströmische Kaiser Konstantinos Paläologos zugleich mit seinem Reiche würdig unterging.

Hier erreicht die Straße von Adrianopel den Mauer-

gürtel, sie gleicht einem verwahrlosten Feldwege, alles umher ist öde, ohne Anbau, menschenleer, tot, soweit das Auge reicht, bis in die unmittelbare Nähe der volkreichen Hauptstadt. Diese unerhörte Erscheinung, das Ödliegen der byzantinischen Halbinsel, ist sie wirklich ein Beweis für den Überfluß an fruchtbarem Land, wie ein hoher deutscher Beamter in türkischen Diensten behauptete oder offenbart sich hier nicht vielmehr, um v. Moltkes Worte zu gebrauchen, der auf diesen Fluren ruhende „Fluch einer schlechten habgierigen Verwaltung!" Das barbarische Steuersystem hat das Land zur Wüste gemacht; der byzantinische Chersones ist unter türkischer Herrschaft zu einem leblosen Glied Europas geworden. Konstantinopel liegt wie auf einer Insel und wird vom Meere aus ernährt. Im südlichen Rußland und in Rumänien, wo das Gesetz den Landbau beschützt, wächst das Getreide für die türkische Hauptstadt. Konstantinopel müßte schnell verhungern, wenn man die Seezufuhr abschnitte. Wir betraten die hier ganz dorfähnliche Stadt, die Straßen eng und krumm, meist ungepflastert, die Häuser klein, niedrig, von Holz, mit einer Menge vor- und einspringender Ecken und Winkel, mit zahlreichen, aber durch dichte Holzgitter verschlossenen Fenstern. Auch die Häuser der Vornehmen sind von außen überaus einfach, fast ärmlich. Die Schmucklosigkeit der Häuser, das sorgsame Verbergen des Reichtums charakterisiert die despotisch regierten Länder. Solcher Brauch besteht lange fort, auch nachdem Sicherheit von Leben und Eigentum gewährleistet.

Eine Riesenstadt aus hölzernen Häusern hat für uns etwas Befremdendes. Doch gewiß bestand auch die alte Hauptstadt des oströmischen Reiches zumeist aus Holz. — Am Thor beginnt die lange Tramlinie, welche die ganze Stadt der Länge nach durchzieht; zunächst auf dem Plateau

über dem rechten Gehänge des Lykosthals diesem entlang senkt sie sich, wo dieses gegen das Meer sich wendet, steigt dann wieder empor und läuft über die Wölbung hin, welche das alte Forum trug, von dessen Pracht nur noch die „verbrannte Säule" Kunde giebt, aus Porphyrtrommeln aufgetürmt, von Metallreifen umgürtet. Bei der Sophienkirche wendet sich die Bahn gegen Norden und erreicht die neue Brücke. Viele tausend Lichter hatten sich auf dem goldenen Horn und an dessen Ufern entzündet, als wir die Brücke überschritten und mittelst der Bergbahn schnell nach Pera zurückkehrten.

Der heutige Tag war einem Ausfluge nach den Ufern des Bosporus gewidmet, auf welchem Herr Dr. Weiß mein kenntnisreicher Führer war. Um 9 Uhr fuhren wir zunächst durch den Tunnel hinab und erreichten das Schiff, welches an der neuen äußern Hafenbrücke anlegt. Die Fahrt ging an der asiatischen Seite der Meerenge hin nach Skutari, Bejlerbej, Kandili, Anadoli-Hissar, Kanlidje; bis hierhin reiht sich ein Ort an den andern. Die Häuser sind fast alle von Holz. Tausende von Sommerwohnungen, deren Mehrzahl, wie die sorgsam vergitterten Fenster beweisen, Türken angehörig, liegen unmittelbar am Wasser, jede hat eine kleine Skala (Anfuhr) nebst Boot; die Türken lieben die Wasserausflüge sehr. Alle diese tausende von Villen auf der asiatischen wie auch auf der europäischen Seite stehen noch leer, da der Mai, in Palästina schön und warm, hier äußerst rauh und kalt war. Jetzt aber schickt sich alles zur Übersiedelung an, denn wer irgend vermag, verläßt im Sommer die Stadt. In Bejlerbej befindet sich ein prachtvoller Marmorpalast, erbaut vom Sultan Abd ul Aziz, 1867 der Kaiserin Eugenie zur Wohnung dienend. Von der Einweihung des Suezkanals kommend, war sie damals umstrahlt von Glanz und Ruhm. Die Ufer sind äußerst mannigfach. Sie erheben sich in steilem

Anstieg 60, 80 bis 100 Meter zum wellenförmigen Plateau, zahlreiche Thälchen ziehen von der Hochfläche herab. Ein jedes mit kleinen Wäldern, Gärten, Fluren geschmückt; unter den Bäumen gebührt vor allen den Platanen der Preis, sie erreichen eine bewundernswerte Entwickelung; Cypressen, Pinien, Lorbeer- und Feigenbäume gedeihen vortrefflich und tragen zu dem landschaftlichen Gepräge bei. Doch der Pflanzenwuchs der Inseln und Küsten des Archipels und des jonischen Meeres, Ölbäume, Opuntien und andere Kinder des Südens treten zurück.

Konstantinopel, obgleich kaum $2^1/_2{}^0$ nördlicher als Smyrna, hat einen sehr viel rauheren Winter. Der rings umschlossene Euxinus scheint zur Milderung der Balkanhalbinsel nicht in bemerkbarer Weise beizutragen. Bei Anatoli-Hissar engt sich der Bosporus auf etwa 700 Meter ein. Hier liegen die einst so berühmten Befestigungen; das anatolische Schloß auf ebenem Strande, das Schloß von Europa mit seinen kolossalen Türmen, sich vom Meer zur Höhe emporziehend. Der Bau dieser Kastelle bereitete die letzte Stunde des griechischen Kaiserreiches vor. Mohammed II. baute 1451 die Burg auf der europäischen Seite und schnitt damit der Kaiserstadt die Getreidezufuhren vom schwarzen Meere ab. Über dem Turm von Rumili-Hissar wird der schöne Bau des amerikanischen Robert College (gegründet 1863) sichtbar. In dieser trefflichen Schule (Stiftung eines Herrn Robert aus New-York, welcher 200,000 Dollars schenkte), wo ähnlich wie in dem Protestant College zu Berut auch die Naturwissenschaften sehr gut vertreten sind, wurden die Herren Orville und Reed ausgebildet; leider war es nicht möglich ihrer freundlichen, in Jerusalem ausgesprochenen Einladung nachzukommen. Bei der nächsten Station Kanlidje verließen wir das Schiff, um hier zunächst im devonischen Schiefer

Versteinerungen zu suchen, dann zu Fuß nach Beikoz zu wandern. Wir stiegen sogleich bei Kanlidje empor; ich erstaunte über die Weglosigkeit des Landes, sobald man den Küstensaum verläßt. Wenngleich unser Suchen nach Versteinerungen an dieser Stelle nur mit geringem Erfolg gekrönt wurde, so war mir doch die Analogie des Gesteins und des Schichtenbaus mit unserm rheinischen Gebirge von großem Interesse. Die Gesteine am Bosporus sind, wie im rheinischen Devon, vorherrschend Thonschiefer, Sandsteine mit Einlagerungen von Kalkstein. Das Streichen der Schichten ist von Süd-West nach Nord-Ost oder von Westen nach Osten mit vielen Abweichungen; das Fallen sehr wechselnd, meist steil. Die Überlagerung der aufgerichteten Devonschichten durch horizontal gelagerte Tertiärschichten, wie sie bei Bonn zu beobachten, wiederholen sich auch am Bosporus. Namentlich ruht Stambul auf einer Platte jüngern Tertiärs, welche die Devonschichten bedeckt.

Nachdem wir wieder zur Küste herabgestiegen, folgten wir, zum Teil pfadlos, dem hier weit nach Osten sich ausbuchtenden Gestade. Bei dem Dörfchen Indjirköi nahmen wir unter majestätischen Platanen eine Tasse Kaffee. Der Wirt sprach französisch und einige Worte deutsch; er war vor etwa 20 Jahren mit drei andern jungen Osmanen von der Regierung zu seiner Ausbildung nach Berlin geschickt worden und hatte des Vorzugs sich erfreut, im Hause des berühmten Orientalisten Petermann zu wohnen. Mit Genugthuung erzählte er, wie König Wilhelm die vier jungen Osmanen, die unter den Linden vor ihm Front gemacht, huldvoll gegrüßt. Der von der Regierung zu einer höhern Laufbahn bestimmte Jüngling, der Zögling Petermanns, jetzt Kaffeewirt in einem kleinen Dörfchen der asiatischen Küste des Bosporus! Obgleich er die in ihn gesetzten Erwartungen so kläglich getäuscht,

erfüllte ihn doch die Erinnerung an seinen Berliner Aufenthalt mit stolzer Befriedigung. Von seltenen Ausnahmen abgesehen, sollen die Versuche, junge Türken im Auslande zu unterrichten, von glücklichem Erfolge nicht begleitet sein. Während wir hier verweilten, landete ein kleiner Dampfer, eine Nußschale; im Schatten der schönen Platanen wurden Teppiche ausgebreitet, auf denen zu kurzem Genuß eine englische Familie sich niederließ, um alsbald die Lustfahrt nach andern reizenden Punkten der Küste fortzusetzen.

In Beikoz bestiegen wir wieder das Schiff. Während der Fahrt über die hier 2 Kilom. breite Meerenge nach Therapia öffnet sich die Aussicht in das schöne Thal von Hunkjar Skalessi (Skala des „Erwürgers"; Hunkjar ist einer der gewiß bezeichnenden Ehrennamen der Sultane), welches von den waldigen Höhen in Nord-Ost herabzieht. Nördlich der Mündung dieses Thals, gegenüber Böjükdere („Großthal"), erhebt sich der Juschadagh („Josua-" oder Riesenberg), eine der bedeutendsten Höhen am Bosporus, an dessen Gehänge ausgedehnte Kalksteinbrüche sich befinden. Auf der europäischen Seite, die, einen tiefen Busen gegen Westen bildend, an Schönheit und reicher Ausgestaltung das asiatische Ufer noch übertrifft, liegen die Orte Therapia, Kefelüköi, Böjükdere, deren Ansiedlungen die Küste auf einer Strecke von fast 1 Meile schmücken. Hier sind auch die bevorzugten Sommerresidenzen der höhern christlichen Familien Konstantinopels, die Villen der Gesandtschaften; die feinsten Gasthöfe laden zu Villeggiaturen ein. Bei Böjükdere gewinnt die Meerenge, tief gegen Westen ausbuchtend, ihre größte Breite (fast ½ Meile).

Ich erblickte dort zum erstenmale die unermeßliche Fläche des Euxinus. Einer der besonderen Vorzüge der Lage von Böjükdere und Therapia beruht in den zur Sommerzeit um

Mittag sich erhebenden, kühlenden Nordwinden, welche, wie ein Blick auf die Karte lehrt, bis hierhin vom schwarzen Meer ungehindert streichen können, während sie weiter gegen Süden durch die zahlreichen Krümmungen des Bosporus gehemmt werden. Nahe der Stelle, wo das „Großthal“ in die Bucht mündet, stehen die durch ihre Größe berühmten Platanen Gottfrieds von Bouillon, sieben Stämme, vielleicht die Wurzelschößlinge eines verschwundenen Mutterstammes. Im nördlichen Teile von Böjükdere mündet das Thälchen Saryari (Kastaneh), in welchem vor Zeiten eine Lagerstätte von Eisen- und Kupferkies ausgebeutet wurde. Die bunten, durch die Verwitterung der Kiese bedingten Farben der Felsen bilden eine der Merkwürdigkeiten der Villenstadt. Am Nord-Ende der seeähnlichen Weitung bei Böjükdere engt der Bosporus sich wieder bis auf 1 Kilom. ein. Unfern liegen die alten Befestigungen Rumili- und Anatoli-Kavak einander gegenüber, alte Genueserburgen, von denen die europäische fast gänzlich in Trümmern. Von Rumili-Kavak wanderten wir auf- und niedersteigend am Ufer hin bis fast nach Böjük-Liman („große Bucht“). In diesem nördlichen Teile des Bosporus, dem sog. Boghas, ist mit dem geologischen auch der landschaftliche Charakter der Uferfelsen wesentlich verändert. Statt der devonischen Schiefer und Kalksteine erscheinen, namentlich gegen den Ausgang der Straße in schöngestalteten Felsen, Eruptivgesteine nebst zugehörigen Konglomeraten, welche das Ufer des Euxinus an der Mündung des Bosporus (der Tchihatcheff'schen Karte zufolge auf einer Strecke von fast 4 Meilen) bilden. Aus diesen Gesteinen, namentlich aus Konglomerat, bestehen auch die berühmten kyaneischen Inseln (αἱ Κυάνεαι, von ihrer bläulich schwarzen Farbe so genannt), deren ausgezeichnetste einen Fels von etwa 60 Meter Höhe mit einem ebenen, 40 Meter im Umfang

messenden Scheitel darstellt (v. Tchihatcheff: Asie Mineure, Géologie I., S. 199). Den Gesteinen in Rede, welche der verdienstvolle russische Erforscher Kleinasiens als Dolerite und Basalte bezeichnet, widmete Herr von Andrian (Geol. Stud. aus d. Orient. Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanst. 1870) eine eingehende Untersuchung, zufolge welcher dieselben als Dacite, Andesite und Rhyolithe bezeichnet werden. Auf unserer Wanderung, die sich kaum bis Böjük-Liman ausdehnen konnte, sahen wir stark verwitterte, grüne oder dunkelgraue, teils massige, teils konglomeratische Gesteinvarietäten. Als ausgeschiedener Gemengteil ist namentlich Plagioklas zu erwähnen, zu welchem undeutlich, wie gewöhnlich in Gesteinen dieser Art, Augit hinzutritt. Nach dem allgemeinen Charakter ähneln diese Gesteine weit mehr den Diabasen als einer jüngern vulkanischen Felsart, womit ich indes nicht behaupten will, daß in dem umfangreichen Gebiet der euxinischen Mündung des Bosporus jüngere Gesteine fehlen.

Von den hohen senkrecht zum Meer abstürzenden Klippen, über welche der Pfad führt, erblickten wir, scheinbar hoch gegen den Horizont erhoben, das schwarze Meer, dessen hafenlose, rauhe, ungastliche Gestade einen scharfen Gegensatz zu den Meeren der griechischen Welt bilden. Auch die Einfahrt in den Bosporus, wenngleich anscheinend weit und offen, ist in Wahrheit schwer zu finden und nicht ohne Gefahr. Wir wandten uns wieder dem sonnigen Süden zu und gingen dem Ufer entlang nach Böjükdere zurück, wo uns das Schiff aufnahm. Es fährt zunächst tief in die Bucht hinein zur Mündung des Großthals. Dort wo die Natur ihre höchsten landschaftlichen Reize entfaltet und unter einer „Gruppe köstlicher Bäume“ eine Quelle „silberhell“ sprudelt, war Moltkes „Lieblingsplätzchen“; „dort habe ich manches Stündchen verträumt“ (v. Moltke: Briefe über Zustände und Begebenheiten

in der Türkei). — Das Schiff fährt nun längs der europäischen Seite hin, die 2 Meilen weit eine kaum unterbrochene Reihe von kleinen Städten, Dörfern, Landhäusern darbietet; zahlreiche Punkte dieses Gestades sind von klassischen Sagen umschwebt. Wie die kyaneischen Inseln an Jason und die Argonauten, so erinnert Therapia, einst Pharmakia, an Medea. Das Schiff hält in Jeniköi („Neudorf"); es folgt Stenia mit einer kleinen, tief einschneidenden Bucht, wo die rührigen, unternehmenden Griechen Werfte zum Schiffbau angelegt. In dieser Bucht sollen die Argonauten Zuflucht vor dem König Amykos, der gegenüber am Riesenberge herrschte, gesucht und gefunden haben. Weiterhin wird Emirghian mit einer prächtigen Villa des Vicekönigs von Ägypten berührt, dann das vielgenannte Balta-Liman, wo Reschid Pascha lebte.

Nun nähern wir uns dem „Schloß von Europa", Rumili Hissar, dessen kolossale Türme in ihrer ungeheuren Stärke, ihrer wilden Bauweise und in ihrem jetzigen Verfall ein Bild gewähren des gewaltsamen Eroberers, der sie gebaut und des Dahinsinkens der von ihm gegründeten rohen Macht. Es folgen freundlichere Bilder. Der hier mit der Geschwindigkeit eines Stromes, etwa $1^1/_2$ Meter in der Sekunde, von Norden nach Süden dahinbrausende Bosporus führt uns zu den schönen Dörfern und Villen-Ansiedlungen Bebek und Arnautköi, welch' letzteres auf einem Küstenvorsprung liegt. Die dichtbewohnten Gestade, der schnelle Strom ließen mich während der Fahrt, ebenso wie am Vormittag, als wir über die Schieferfelsen des asiatischen Ufers wanderten, immer wieder der Täuschung anheimfallen, wir befänden uns am Rhein, nicht am Bosporus. Der Name Arnautköi bezeichnet das Dorf als eine jener zahlreichen Kolonieen der Arnauten oder Albanesen. Dies kriegerische Volk liebte es, sich von

den Sultanen zu langjährigem Kriegsdienst anwerben und später in Dorfgemeinden ansiedeln zu lassen. Immer dichter folgen die Dörfer Kuru-Tscheschme, wo Medea einen Lorbeerbaum gepflanzt haben soll, Ortaköi mit einer prachtvollen Moschee, Beschik-Tasch mit dem großartigen Palast Tschiragan von Mahmud II. im Jahre 1830 erbaut, Dolma-Bagdsche mit einem prachtvollen Palast des Sultan. Höher am Gehänge wird Yildiz-Kiosk („Sternpalast") sichtbar, die bevorzugte Residenz des Sultan Abd ul Aziz. Diese Paläste, welche (namentlich Dolma-Bagdsche) ungeheure Summen gekostet haben, scheinen kaum ein architektonisches Interesse darzubieten; außer ihrer Größe, der verschwenderischen Pracht ihrer Einrichtung verdient der Baustein Bewunderung, er ist Marmor von der Insel Marmara; dieses Gestein, teils weiß, teils durch graue, gerade Streifen gebändert, hat bei fast allen Prachtbauten Konstantinopels Verwendung gefunden.

(71.) Konstantinopel, 4. Juni.

Am Morgen des 2. erstiegen wir den aussichtsreichen Seraskierturm. Gegen Westen 2 Kilom. von der Seraispitze (Seraiburun) entfernt, bildet die Stadtarea eine breite Wölbung, auf welcher das Kapitolium der oströmischen Kaiserstadt und das Forum Theodosii lagen. Dort nahm der Eroberer Mohammed II. zunächst seine Residenz; als er später das Schloß auf dem Serai-Vorgebirge baute, dienten die Paläste des alten (Eski) Serai den Sultaninnen zur Wohnung. Jetzt dehnen sich dort umfangreiche neuere Gebäude ohne architektonische Bedeutung aus, welche namentlich von dem Kriegsministerium, dem Seraskeriat, eingenommen werden. Jener hohe Standort, fast gleich weit von der Propontis und vom goldenen Horn, vom Kanonen- oder Romanus-Thor und Skutari, ist sowohl zur Stadtschau als auch zur Fernsicht vorzugsweise geeignet. Man erblickt die Stambul-Halb-

insel, begrenzt durch die 6 Kilom. weit von Meer zu Meer ziehende Mauerwehr. Diesseits die südöstlichste Spitze Europas auf das dichteste bewohnt, jenseits nur Friedhöfe und Einöden. Neben den großen kaiserlichen Moscheen: Suleiman, Bajazid, Selim, Mehmed, Achmed, Sophia, unzählbare kleinere Tempel mit Säulentürmen.

Wir besuchten ferner die Suleimanijeh, die Moschee Solimans des Großen (reg. 1520 – 1566); unter diesem Sultan, welcher Wien belagerte, erreichte die türkische Macht die größte Ausdehnung. Nur erobernden Sultanen war es gestattet, ihren Namen großen Moscheen beizulegen. Die Suleimanijeh gilt nebst dem Tempel von Adrianopel für das hervorragendste Werk der türkischen Baukunst; indes auch sie ist wesentlich eine Nachahmung der Agia Sophia, erbaut von einem Armenier. Für den Eintritt in diese Moschee boten wir dem Hüter ein sehr mäßiges Bakschisch. Da er Bedenken trug uns um diesen Preis den Eintritt zu gestatten, so wandten wir uns zum Gehen, worauf er uns alsbald zurückrief und das Gebotene gerne annahm. Über das schöne Haram schreitend, betraten wir das Innere des Gotteshauses, welches auf den Beschauer einen harmonischen Eindruck macht. Die Kuppel besitzt einen gleichen Durchmesser wie die Agia Sophia, die Höhe ihrer Wölbung beträgt indes 5 Meter mehr, da wahrscheinlich der Baumeister nicht wagte, das außerordentlich flache Gewölbe des christlichen Domes nachzuahmen. Bewundernswert sind auch die Säulen von Granit und edlem Marmor im Haram und im Tempel. Die vier größten Monolithe sind ca. 1,3 Meter dick, 8,5 Meter hoch; mit Basis und Kapitäl 10,6 Meter. Die Säulen dieser Moschee sollen teils der Euphemiakirche in Chalcedon, teils den Bauen von Ephesos entnommen sein. Der wenig unterrichtete Moscheenhüter behauptete, daß die Kolonnen von Mekka gebracht seien. Während das Haram

gegen Nordwest der Moschee vorliegt, wird sie gegen Südost, nach der Mekka-Seite, durch einen mit schönen Bäumen geschmückten Friedhof begrenzt. Hier befindet sich die prachtvolle Grabkapelle (Türbe) Solimans und seiner Gemahlin Roxolane, auf deren Wunsch der Sultan die ihm von anderen Frauen geborenen Söhne erwürgen ließ.

Wir eilten dann über den Besestan, den Bazar, nach dem Atmeïdan, dem alten Hippodrom, südwestlich der Sophien-Moschee gelegen. Auf diesem verwahrlosten, zum Teil von Ruinen umgebenen Platze erblickt man noch drei ehrwürdige Denkmäler des Altertums, einen ägyptischen Obelisken, die Schlangensäule von Delphi und die ihrer Erzplatten beraubte sog. nackte Säule. — Der Obelisk, ein Monolith von etwa 15 Meter Höhe, auf jeder Seite mit einer Reihe Hieroglyphen bedeckt, ruht mittelst vier Metallwürfel auf einer hohen, mit merkwürdigen Reliefs geschmückten Basis. Dieser Stein, an Größe bedeutend hinter mehreren seiner Brüder in der ewigen Stadt zurückstehend, wurde von Rom hierhin gebracht, unter Theodosius aufgestellt, durch ein Erdbeben zu Boden geworfen und wieder emporgerichtet. Die Schlangensäule stand einst als ein Weihegeschenk der Hellenen aus der Siegesbeute von Platäa (479 v. Chr.) im Tempel zu Delphi; Herodot erblickte (IX, 81) „den ehernen Dreifuß, der da auf der ehernen dreiköpfigen Schlange steht, dicht neben dem Altar". Die zu einer Spirale gewundenen Schlangenleiber sind ohne Köpfe, einen soll der Eroberer Mohammed II. mit der eisernen Keule, die er im Kampfe schwang, abgehauen haben; ein Schlangenhaupt bewahrt die Waffensammlung in der ehemaligen Irenenkirche. — Die nackte Säule des Konstantinos Porphyrogennetos, einst mit kunstvollen Erzplatten geschmückt, ist in ihrem jetzigen kläglichen Zustand ein Denkmal der Zerstörungssucht der Kreuzfahrer, welche im Frühling 1204 in

Konstantinopel furchtbar hausten. Selbst die Gräber der oströmischen Kaiser wurden aufgerissen und die Gebeine in alle Winde zerstreut. Eine späte Vergeltung übten leider noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Griechen, als sie die Gräber der Könige von Jerusalem in der Grabeskirche vernichteten. Wenige Punkte der Erde haben in alter und neuer Zeit so viel Blut getrunken, wie der Atmeïdan und seine nächste Umgebung; hier fand 1826 auch die Vernichtung der Janitscharen statt. Blutige und trauervolle Erinnerungen umschweben die durch die höchste Gunst der Natur beglückte Stätte am goldenen Horne.

Der heutige Tag wurde unter freundlicher Leitung des Herrn Dr. Weiß einem schönen Ausfluge nach den versteinerungsführenden Thonschieferschichten von Kartal und Pendik am nordöstlichen Ufer des Marmarameeres gewidmet. Gegen 10 Uhr verließ der Dampfer die Brücke am goldenen Horn und richtete zunächst den Lauf nach Kadiköi (Richterdorf), auf der Stätte der alten Chalcedon liegend. Die schmucken Häuser, von vielen Bäumen umgeben, verleihen der Stadt einen ungemein freundlichen Anblick. Wir traten nun in die Propontis ein, welche nach Westen und Südwest uferlos erscheint, während am südlichen Horizont über niederen Vorhöhen der breite, noch schneebedeckte Kamm des Olymps von Brussa (2530 Meter) sichtbar wird. Der Archipel der Prinzen-Inseln, 4 größere und mehrere kleine Eilande mit meist sanft gerundeten Gipfelformen, liegt $1^1/_2$ bis 3 Meilen von Stambul, $^2/_3$ Meile von der asiatischen Küste entfernt. Mit hohen landschaftlichen Reizen geschmückt, bilden sie einen Lieblingsaufenthalt reicher Griechen. Sie bestehen aus Schichten von devonischem Kalkstein, in welchem hier leider noch keine Versteinerungen gefunden wurden. Zunächst berührten wir Proti, 130 Meter hoch, einen Doppelhügel von Kalkstein, mit

rötlicher Erde bedeckt, baumlos. Ein kleines Dörfchen liegt auf dem sanfter geneigten nördlichen Gestade, während das südöstliche Ufer in steilen Wänden abstürzt, aus denen einige turmförmige Felsen sich lösen. Es folgt Antigoni, nicht ganz so kahl und baumlos. Ein freundlicher kleiner Ort, auch ein Kloster werden auf der Südostseite sichtbar. Überall zeigt sich bei den Inselgriechen das Streben nach wohnlichen, schönen Heimstätten. Größer als Proti und Antigoni, durch den Schmuck des Hochwaldes vor ihnen ausgezeichnet, ist Halki, dessen Name auf eine Kupferlagerstätte deutet, welche früher ausgebeutet wurde. Nach v. Tchihatcheff erinnern an diese Gewinnung alte Halden am Ufer einer Bucht auf der Südostseite. Das Kupfererz scheint auf wenig mächtigen Gängen von Brauneisenstein im Kalkstein vorzukommen. In einer Senkung zwischen zwei Bergen am Saume des Waldes liegt der stattliche Bau einer griechischen Handelsakademie. Ferner besitzen die Griechen hier ein theologisches Seminar, auf dem Gipfel eines schönen Hügels gelegen. Wir bogen um ein Kap und vor uns liegt die kleine freundliche Stadt Halki, wo sich eine türkische Marineschule befindet, daneben erhebt sich ein Minareh, das einzige sichtbare Zeichen des Islams auf diesen Inseln. Nun wurde Prinkipos, die größte der Gruppe, angelaufen; ihre Gestalt ist von Norden nach Süden langgestreckt ($^3/_4$ Meile), ihre größte Erhebung 201 Meter. Der Kalkstein birgt am nordöstlichen Ende der Insel eine Eisensteinlagerstätte. Prinkipos ist die bevorzugte Villeggiatur der Griechen. Wir landeten in Kartal (ca. $^1/_3$ Türken, $^2/_3$ Griechen), welches vorzugsweise vom Fischfang zu leben scheint. Von hier wanderten wir, stets den durch Wogenschlag entblößten Schiefer- und Grauwackenfelsen folgend, nach Pendik, $1^1/_4$ Meilen gegen Osten. Zur Linken erhebt sich über einer schönen Küstenebene in sanftem Anstieg der Kantal-

Dagh (530 Meter), während zur Rechten über dem blauen Meere die Schneemassen des Olymps einen herrlichen Anblick gewähren. Die Felsen, welche wir, da sie streckenweise furchtbar ausgenagt sind, zuweilen nur kletternd überschreiten konnten, sind überfüllt mit Abdrücken von Organismen, unter denen Brachiopoden (Spirifer, Orthis, Strophomena, Atrypa, Rhynchonella) überwiegen. Das Streichen der Schichten, welche in hohem Grade dem rheinischen Devon gleichen, läuft annähernd der Küste parallel (Nord-West—Süd-Ost). Auf die genannten und viele andere Versteinerungen gestützt, stellt Tchihatcheff die Schichten des Bosporus zum unteren Devon, welcher Ansicht auch v. Hochstetter[1]) beistimmt, während F. Römer[2]) die Bildung dem mittleren und oberen Devon zurechnet. Von Pendik, einem griechischen Städtchen, führte uns die Ismider Bahn nach Kadiköi, wo ein Dampfer wartete, um uns nach dem goldenen Horn zu bringen.

Der letzte Tag meines Aufenthalts am goldenen Horn war u. a. einem Besuche der unter ihrem ausgezeichneten Rektor, Herrn Mülmann, blühenden deutschen Schule gewidmet. Mit dem Eintritt in den schützenden Umkreis der Schulanstalten glaubte ich vaterländischen Boden zu betreten. Inmitten türkischer Barbarei empfängt man hier den wohlthätigen Eindruck deutscher Jugendpflege und -Bildung. Erst in solcher Fremde wird man sich vollkommen des Schatzes christlicher und nationaler Bildung bewußt und hält sie hoch in festem Anschluß untereinander und ans Vaterland. — Ein fernerer Besuch galt der Loreley, wo ich die Freude hatte,

---

[1]) S. dessen treffliche Arbeit: Geolog. Verhältnisse des östlichen Teils der europäischen Türkei, im Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt, 1870, XX. Bd. Dieser wichtigen Abhandlung entnehme ich im folgenden viele Höhen.

[2]) S. Geognost. Bemerkungen auf einer Reise nach Konstantinopel im N. Jahrb. 1863.

Herrn v. Wietersheim und die Herren Offiziere, welche mir bei Chios so viele Freundschaftsbeweise gegeben, wieder zu begrüßen. Herr Dr. Weiß, welcher mir in diesen Tagen fast stets kenntnisreiche Führung widmete (bei kurzem Aufenthalt mit doppelter Dankbarkeit anzuerkennen), geleitete mich in die Räume des Ministeriums. Dort sieht es freilich ganz anders aus als an den europäischen Regierungssitzen. Die baulichen Einrichtungen und die Ausstattung überaus einfach, fast ärmlich, das gesamte Leben und Treiben unglaublich formlos. Für einen Nicht-Orientalen erscheint es als ein besonders fremdartiger Zug türkischer Sitten, daß fortwährend Bettler auch wohl Halbverrückte in die Arbeitsräume eindringen.

Gar manche schätzenswerte Mitteilung machte mir Hr. Dr. Weiß, so namentlich über die Kupferlagerstätten von Arghana, nahe der westlichen Tigrisquelle, 10 Meilen nordwestlich Diarbekr, deren Ausbeutung er längere Zeit geleitet. Es ist eine stockförmige Masse von Kupfer- und Eisenkies im Kontakt von Serpentin und Gabbro als Liegendem und eisenreichem Mergel und Thonschiefer (vielleicht umgewandeltem Tertiär) als Hangedem. Die Lagerstätte, 120 Meter von Norden nach Süden, 200 Meter von Osten nach Westen nachgewiesen, ist bis in eine Tiefe von 25 Meter aufgeschlossen. Der mittlere Gehalt an Kupfer beträgt 13½ Prozent. Neben dem Hauptstock finden sich in der Nähe mehrere kleine Erzmassen. In Arghana wird Schwarzkupfer dargestellt, dies zu Tokat im alten Pontus (15 Meilen südlich vom Hafen Samsun) raffiniert. Auch über das merkwürdige Borazit-Vorkommen von Sultanschair, „20 Stunden westlich Brussa“, südlich Panormo erhielt ich eine dankenswerte Mitteilung. Das Mineral bildet sphäroidische Massen von wechselnder Größe (bis 1 Meter) in einem grauen, körnigen, tertiären Gips. Diese Einschlüsse sind auf eine Schicht von etwa 15 Meter Mächtigkeit beschränkt

und auf eine Länge von 120 Meter nachgewiesen. In der letzten Zeit wurden 400 Tonnen monatlich gewonnen.

(72.) Sarambeg, 6. Juni.

Gestern Morgen stieg ich vor 6 Uhr die steile Perastraße nach Galata hinab, überschritt die neue Brücke, ein letztesmal das fremdartig schöne Stadtbild an den Meeresarmen bewundernd. Die Straßen begannen sich zu beleben, teils von Mohammedanern der niedern Stände, teils von Christen, welche zu den Kirchen eilten. Erst allmählich füllte sich der schmucklose Bahnhof, welcher zwischen der Brücke und der Serai-Spitze liegt. Man hörte vorzugsweise deutsche Laute; die deutsche Sitte der Pfingstausflüge wird am goldenen Horn aufrecht erhalten. Auch die Bahnbeamten sprechen deutsch, der Ruf „fertig" ertönte auf der ganzen Bahnlinie. Im Coupé fand ich, einen einzigen Griechen ausgenommen, nur Landsleute, und von jenem Fremdling wurde versichert, daß er stets sich in deutsche Gesellschaft mische, um unsere Sprache zu erlernen. Um 7 Uhr umfuhr der Zug die Serai-Spitze, prächtige Aussichten nach dem Bosporus und zwei Weltteilen gestattend. Zur Seite bleibt die alte Mauer mit den zerbrochenen Türmen. Eine breite Lücke bezeichnet noch heute die Stelle, wo die Türken an jenem verhängnisvollen Tage, den Abhang vom Meere aus ersteigend, in die unglückliche Stadt eindrangen. Bei Station Jedi-Kule wird das südwestliche Ende der Riesenstadt erreicht. Hier erheben sich noch mehrere der sieben Türme, welche so grauenvolle Erinnerungen wecken von schrecklichem Gefängnis, von Martern und Enthauptungen.

Freundlicher sah es heute in Jedi-Kule aus; eine deutsche Schule, von der Bahnverwaltung für die Kinder ihrer Beamten ins Leben gerufen, benutzte den Zug zu einem Pfingstausflug. Schöne Sprüche auf rebenumkränzten Schildern

wurden der fröhlichen Schar vorangetragen. Wir verließen nun die Stadt; weithin folgt der Blick dem hier dreifachen Mauergürtel gegen Norden; die Bahn erreicht am Meere hin Agios Stephanos, wenig über 2 Meilen von der Serai-Spitze entfernt, eine Villenstadt, bekannt durch den Frieden vom 3. März 1878, welcher ein autonomes, bis Kawala am ägäischen Meer reichendes Fürstentum Bulgarien schaffen wollte. San Stefano liegt auf einem Saum von jüngern Tertiärschichten, welcher gegen Westen bis Rodosto, gegen Osten bis zur Serai-Spitze zieht. Bei der nächsten Station Kütschük Tschekmedsche dehnt sich eine Lagune, 1 Meile landeinwärts aus. Die alte Straße überschritt auf einer Brücke die schmale Seemündung, während die Bahn, dem Ostgestade der Lagune folgend, die Station Jarim Burgas und in deren Nähe eine wichtige Formationsgrenze erreicht. Bis hierhin hatten wir zur Seite der Bahn nur weiche, lockere, sandige Tertiärschichten, welche sanft gerundete Bodenformen bedingen. Nun aber stellen sich festere Kalksteinbänke dar, welche in steilen treppenförmigen Abhängen sich erheben und Höhenrücken von 100 bis 160 Meter, ja weiter gegen Norden 200 bis 250 Meter bilden. Die Thäler schneiden mit scharfen Profilen in diese festern, dem Eocän angehörigen Gesteine ein. Durch diese Schichten steigt die Bahn, nachdem das Nordende der Lagune umfahren, stark und anhaltend im Thale des Zinnarflüßchens zur Wasserscheide (131½ Meter hoch) von Omarlü empor, dann fällt sie wieder gegen die Lagune von Böjük-Tschekmedsche steil hinab. Im Thal des Karasu empor, bleibt gegen Süd-West Tschataltscha liegen, auf einer bis 230 Meter ansteigenden Wölbung.

In starken Kurven erreicht die Bahn Station Sineklü, auf dem wasserscheidenden Plateau zwischen Marmara- (Karasufluß) und ägäischem Meer (Tschorlu, Ergene), welches bis

200 Meter ansteigt. Diese Hochebene, mit diluvialen Sanden, Geröllen, Lehm bedeckt, wasserarm und wenig fruchtbar, hebt sich langsam gegen Westen zu den aus Urschichten bestehenden Höhen von Istrandscha empor. Auf diesen mit lichtem Eichengestrüpp bestandenen Hochebenen ziehen meilenweit die Trümmer der anastasianischen Mauer, welche der Kaiser Anastasios I. Dikoros (491—518) von der Propontis bis zum Euxinus baute, um die Einfälle der nördlichen Barbaren abzuwehren. Die Bahn nähert sich dem Istrandscha-Gebirge, welches in dieser seiner Osthälfte (etwa 560 Meter hoch) aus krystallinischen Schiefern und Gneiß besteht. Mit Buschwald bedeckt, zieht es sanftwellig weithin am Horizont, sehr allmählich gegen die Propontis, steiler gegen das schwarze Meer abdachend. Der östliche Teil Thraciens, die byzantinische Halbinsel, das Land von der Landmauer Konstantinopels bis zum obern Tschorluthal, ist öde und menschenleer, der Feldbau auf die Nähe der wenigen Dörfer beschränkt. Von jener Höhe reicht der Blick durch weit gedehnte Thalschluchten zur Propontis, ihren Inseln und Halbinseln.

Ein kurzer Halt wurde gemacht zu Tscherkeskoi (Tscherkessendorf) im Quellgebiet des Tschorlu. Von den hier nach dem Krimkriege angesiedelten kaukasischen Banditen, einst die Lieblinge der öffentlichen Meinung Europas, ist keine Seele mehr zurückgeblieben. Sie sind nach Asien verschickt und dort für ihre Greuelthaten verdientermaßen wie gefährliches Wild von den Juruken weggeschossen worden (siehe I. Bd., S. 297). In den verlassenen Wohnungen hat sich eine friedliche Türkenkolonie eingerichtet, sowie einige deutsche Bahnbeamte. Ein ehemaliger türkischer Offizier hat hier einen kleinen Kaffeeherd auf dem Perron etabliert, womit er 3—4 Fr. täglich erwerben soll. Der Held wohnt in einer armseligen Erdhütte, dort ist auch sein Haram, alles unglaublich elend. Die

Bahn sinkt nun, stets in diluvialen Bildungen sich bewegend, im Tschorluthal gegen Süd-West hinab und erreicht (20½ Meilen v. Konstantinopel) die Station gleichen Namens, wo Mittagsrast. Das Städtchen selbst, eine der ersten Eroberungen der Türken auf europäischem Boden, bleibt, 160 Meter hoch, hinter einem Hügel verborgen. Zwei höchst ärmliche Speisewirtschaften sind am Bahnhof entstanden, von denen eine durch deutsche Aufschrift mich zum Eintritt aufforderte. Der Zug führte (die Pfingstausflügler waren in San Stefano ausgestiegen) nur noch sehr wenige Menschen, namentlich keine Türken.

Auf der ganzen fernern Fahrt war ein jüdischer Herr aus Berlin mein einziger Reisegenosse; er verweilte bereits 1½ Jahre in Konstantinopel, um eine Konzession zur Anlage einer Wasserleitung in Philippopel zu erlangen. Solche Gewährungen, deren Erwerbung bedeutende Geschenke erheischt, bilden dann den Gegenstand von Finanzoperationen. „Beamte und Offiziere empfangen Trinkgelder; wer aber am meisten geschenkt nimmt, ist der Großherr selbst." (v. Moltke; es war zur Zeit des blutigen grausamen Mahmud II., an welchem er indes auf Grund persönlicher Begegnungen, Wohlwollen und Güte rühmt!) Das Tschorluthal, welches der Bahn ihren Weg anweist, nähert sich unfern Rodosto bis auf ca. 2½ Meilen dem Meere, dann wendet es sich gegen Nord-West, nimmt den Ergene auf, welcher bis zur Einmündung in die Maritza dem Thal und dem Wasser seinen Namen verleiht. Das Flußgebiet des Ergene umfaßt beinahe ganz Südost-Thracien, indem es von Istrandscha und der anastasianischen Mauer bis 2 Meilen östlich Adrianopel reicht. Vom Istrandscha-Gebirge und seiner nordwestlichen Fortsetzung fallen dem Ergene sehr zahlreiche Tributäre zu; im Sommer fast wasserlos, durchfließen sie eine steppenähnliche Hochplatte (150—200 Meter), welche durch Dürre und Unfruchtbarkeit einen auffallenden

Kontrast gegen die Üppigkeit der breiten Tiefebenen bildet. Die weitere Fahrt über Lüle Burgas und Baba Eski, welche Orte fast eine Meile gegen Norden liegen, bis Usun Köprü ist interesselos. Mangel an Anbau, an Ansiedlungen, Menschenarmut sind das Ergebnis der türkischen Herrschaft. Bei Usun Köprü biegt die Bahn rechtwinkelig gegen Norden, verläßt den Ergene und gelangt über ein flachwelliges Terrain in das Thal der Maritza, deren Flußgebiet fast ganz Ostrumelien begreift. Die Maritza bot, wo die Bahn sie überschreitet, das Bild eines mächtigen Stromes mit gelbem trübem Wasser. Wenn reguliert, so könnte der wasserreiche Fluß von großer Bedeutung für Handel und Verkehr sein, aber sein Lauf ist wild, viele und veränderliche Sandbänke hemmen die Schifffahrt, sodaß nur Kähne von sehr primitiver Form und Flöße den Wasserweg benutzen. Man erreicht Kulelü Burgas, wo eine Linie nach Dede-aghatsch am ägäischen Meer abzweigt ($111^1/_2$ Kilom.). Das Maritzathal, von flachen terrassenähnlichen Höhen eingeschlossen, ist etwa 1 Meile breit, von außerordentlicher Fruchtbarkeit.

Um $8^1/_4$ traf der Zug im Bahnhof Adrianopel (318 Kilom. von Konstantinopel) ein (die Stadt selbst liegt vier Kilom. gegen Nord-Ost entfernt); ich wurde in der zuvorkommendsten Weise durch die Herren Oberinspektor Krauß aus Meiningen und Ingenieur Tafel aus Tübingen empfangen. Das Dorf Karagadsch, wo die Konsuln und andere Mitglieder der fränkischen Kolonie in ihren Sommerwohnungen der Hitze der enggebauten, unsauberen Stadt entgehen, liegt in der Nähe des Bahnhofs, unfern des südlichen Thalgehänges. Über der breiten Ebene und den sie begrenzenden sanften Höhen werden in weiter Ferne langgestreckte Gebirgsprofile sichtbar, gegen Nord-West der auf der Grenze von Ost-Rumelien und Thracien bis 900 Meter sich erhebende

granitische Sakar-Baïr, 7 Meilen fern, gegen Südwest das Gebirge Kodja-Jaila, 1330 Meter, aus Gneiß und Glimmerschiefer bestehend, der östliche Ausläufer der Rhodope, 10 Meilen fern. Die Hadriansstadt ruht teils auf den Diluvialterrassen, teils in der Alluvialebene der Flüsse Tundscha und Maritza, welche sich am Südende der alten Stadt vereinigen. Da die Arda nur wenige Kilom. oberhalb einmündet, so ist die Lage von Adrianopel in hydrographischer Hinsicht bemerkenswert, indem alle Gewässer vom östlichen und nördlichen Gehänge der Rhodope, sowie vom Südabhang des Balkan zwischen Etropol und Sliwno dort zusammenströmen. Im Herzen Thraciens, auf ausgedehnter Fruchtebene, an schiffbarem Strome, jetzt schon in Bahnverbindung mit dem ägäischen Meer, an der ihrer Vollendung entgegeneilenden Linie Pest-Belgrad-Konstantinopel, werden in Adrianopel alle Bedingungen einer glücklicheren Entwicklung der Stadt erfüllt sein, wenn erst die thracischen Fluren von der Herrschaft der jedem Aufschwung und Fortschritt abgeneigten türkischen Rasse befreit sind. Die Herren Bahnbeamten geleiteten mich zu einem nahe der Station neu entstandenen Gasthause, welches wie die gesamte kleine Bahnhofkolonie wohlthuendes Zeugnis giebt vom Beginn europäischen Kulturlebens in diesem Lande, wo Jahrhunderte hindurch jedes höhere Streben gebunden und gehemmt war. Den Wirt, einen Armenier, lobt nicht nur sein gutes Gasthaus, sondern namentlich auch der sorgsam gepflegte Garten mit schönen Blumen und Sträuchern, alles eine neue, hoffnungsvolle Anlage. Die Stadt liegt nahe der Grenze der geschlossenen Wohngebiete von Griechen und Bulgaren. Jene bewohnen das südöstliche Thracien, die Küsten des ägäischen Meeres, sowie die des Euxinus bis über Burgas hinaus. Die Bulgaren sind die vorherrschende Nation auf der Balkanhalbinsel und reichen im Norden bis zur

Donau, im Westen bis zum Thal der schwarzen und weißen Drina. Die Verbreitung der Türken auf europäischem Boden beschränkt sich, abgesehen von der Dobrutscha, deren Bevölkerung fast ausschließlich osmanischen Stammes ist, auf kleinere Distrikte. Unter den 90—100,000 Bewohnern Adrianopels sollen 2/5 Türken, 2/5 Bulgaren sein, der Rest vorzugsweise aus Griechen bestehen, denen sich Juden und Franken beigesellen.

Da es mir leider nicht möglich, die Stadt zu besuchen, so bin ich den Herren Krauß und Tafel um so dankbarer verpflichtet, welche mir von der Moschee Selims II. (1566—1574), dem Wunder der alten Residenz, erzählten. Die herrliche, von antiken Säulen getragene Kuppel der Selim-Moschee soll noch einen etwas größeren Durchmesser haben als die Agia Sophia und die Suleimanijeh. Viel bewundert ist der Bau der vier Minarehs, sie tragen drei Kränze (Galerieen) für den Gebetsrufer und zu jedem derselben führt eine besondere Wendeltreppe hinauf. So winden sich bis zum untern Kranz drei Spiralen neben einander, höher hinauf noch zwei, endlich bis zum obersten Kranz nur noch eine einzige. — Nachdem wir heute früh 8 Uhr Adrianopel verlassen, überschritten wir alsbald die Arda, einen ansehnlichen, im Rhodope-Gebirge entspringenden Fluß, welcher in seinem Mittellauf, wo er ein großartiges Trachytgebirge (das Arda-Gebirge) durchbricht, die Grenze von Ostrumelien einerseits, Thracien und Macedonien andrerseits bildet. Gegen Süden erheben sich sanfte Tertiärhügel, welche die hier etwa 2/3 Meile breite Thalebene begrenzen. Den nördlichen Horizont bilden bei Tschirmen (74 Meter über Meer) und Mustapha Pascha etwa 4 Meilen fern die sanften Höhen des Sakar-Baïr, während 2—3 Meilen gen Süden die waldbedeckten Höhen des Beschtepe-Dagh, die östlichen Ausläufer des über 40 Quadratmeilen großen

Ardagebirgs sichtbar werden. Unfern Hermanlü (87 Meter) und Tirnowa (wo die Bahnabzweigung nach Jamboli) verengt sich das Maritzathal, um sich bei Kütschük Orendschük, 1 Meile oberhalb Tirnowa, wieder etwas zu weiten. Eine Reihe von malerischen Felsenengen (Syenit und Gneiß), durch welche der Strom sich windet, scheidet die Ebene von Adrianopel von der 70—100 Meter höheren Ebene von Philippopel. Nachdem wir bei Kütschük Orendschük aus diesen Engen hervorgetreten, befinden wir uns wieder in weitem, von sanften Höhen eingeschlossenem Thal. Gegen Süden begleitet uns ein schönes, waldbedecktes Gebirge, der schroffe Rand des Trachytterritoriums, welches hier den Namen Aigiroluk-Dagh führt.

Der oberhalb Hermanlü und seiner Defileen liegende Teil des Maritzathals, eine Strecke von etwa 12 Meilen, ist, da die alte Landstraße hier das Thal verließ und südlich über die Höhen führte, erst durch die Eisenbahn bekannt geworden. So konnten die Bahn-Ingenieure hier noch 1869 erfreuliche Entdeckungen machen. Da selbst die besten Karten zwischen Hermanlü und Paparlü keine Ansiedlungen zeigten, so erwartete man dort eine unbewohnte Sumpfwildnis und fand — ein trefflich bebautes Thal, in welchem sich Dorf an Dorf reiht, auf der genannten Strecke nicht weniger als 24.

In diesem Lande, welches jetzt einem neuen Leben entgegenschreitet, fehlt es auch nicht an uralten Denkmälern, Grabhügeln, welche nach von Hochstetter in keinem andern Bezirk ihres ungeheueren Verbreitungsgebiets von den atlantischen Küsten bis zum Altai in ähnlicher Weise zusammengedrängt sind wie in der Nähe von Philippopel. Bei Paparlü (4 Meilen unterhalb) beginnen diese Totenhügel teils in den Ebenen, teils auf den langgestreckten Höhen als weitsichtbare Marken durch Zahl und Größe ein wesentliches

Gepräge der Landschaft zu bilden. Keine Geschichte, keine Sage giebt Kunde von den Helden, deren Gebein unter diesen Hügeln ruht, noch von dem Volk, welches die Male aufschüttete. Ihre Form ist vollkommen gleich jenen Grabmälern der troischen Gefilde. Vielleicht fällt die Aufschüttung der Hügel am thracischen Hebros (Maritza) in dieselbe Zeit, da das troische Volk den Leichenbrand des gepriesenen Hektor umringte, den glimmenden Schutt mit dunklem Wein löschte, die weißen Gebeine in ein goldenes Kästlein sammelte und dasselbe, mit weichen Purpurtüchern umhüllt, in die hohle Gruft senkte,

αὐτὰρ ὕπερθεν
πυκνοῖσιν λάεσσι κατεστόρεσαν μεγάλοισιν·
ῥίμφα δὲ σῆμ᾽ ἔχεαν.

und darüber
Häuften sie mächtige Stein' in dichtgeschlossener Ordnung;
Schütteten dann in der Eile das Mal.

(Ilias XXIV, 797–799.)

Unter viel tausend Totenhügeln in drei Weltteilen sind es jene troischen allein, deren Helden nach dem Feuerbrand unsterblich in unsterblichem Liede leben.

Philippopels nähere Umgebung ist höchst eigentümlich. Auf weiter Alluvialebene, welche erst 1–2 Meilen fern von sanften Höhen begrenzt wird, springen plötzlich 7 schroffe Syenitkuppen oder Riffe (die Tepe) empor, durch von Hochstetter sehr passend als Spitzen eines versunkenen oder begrabenen Gebirges gedeutet. Auf und an diesen Felsen, welche 50–70 Meter über dem Maritza-Spiegel (hier 163 Meter über d. Meer) erreichen, liegt die Philippstadt. Vom Bahnhof gesehen, fesselt den Blick namentlich der zur Rechten, gegen Osten, liegende Nepe-Tepe, welcher, ganz mit stattlichen Häusern bedeckt, das vornehmste Quartier darstellt. Er trägt einen fast horizontalen Scheitel, während seine Abhänge steile,

offenbar durch Kunst noch mehr abgeschrägte Felswände bieten. Gleich dem Nepe-Tepe ist auch der Tschampas-Tepe ganz mit Häusern bedeckt. Der zur Linken gegen Westen folgende Felshügel Sahah-Tepe (Campanahügel) trägt einen Glockenturm, und scheint auf seiner Nordseite mit Häusern bedeckt zu sein, während der Südabsturz sehr steil ist. Außerhalb der Stadt gegen Südwest erheben sich der Bunardschik-Tepe, der höchste unter allen, sowie unmittelbar am Bahnhof der Scheitan-Tepe, an welchem eine bankförmige, steil gegen Nordost geneigte Absonderung deutlich bemerkbar. Die auf den Felskuppen ruhenden Häuser, vorzugsweise von Griechen sowie von der fränkischen Kolonie bewohnt, bilden das aristokratische Quartier, während das bulgarische, das türkische und jüdische Quartier sich am Fuß der Hügel und gegen Norden über die Maritza ausbreiten. Die Zauberkraft der Bahn beginnt auch in Philippopel sich zu offenbaren; eine Menge wohlgebauter neuer Häuser zieht sich gegen den 1 Kilom. entfernten Bahnhof hin. Die Niederung um die Philippstadt galt früher als äußerst ungesund, wozu namentlich die durch die Reiskultur bedingten Überschwemmungen beitrugen. Seitdem der Reisbau verboten, soll sich der Gesundheitszustand sehr gebessert haben. Die Hauptstadt der autonomen Provinz Ostrumelien besaß (1880) 24,053 Bewohner (Bulgaren 10,909; Türken 5558; Griechen 4781; Juden 1134; Zigeuner 865; Armenier 806), während die Provinz 815,513 Einwohner zählte (Bulgaren 555,236; Türken 174,749; Griechen 42,456; Juden 4177; Zigeuner 19,524; Armenier 1306; bulgarische Emigranten 18,065).

Bis zur Zeit der Befreiung hatten die Griechen, an Zahl nicht $^1/_4$ der Türken, nicht $^1/_{10}$ der Bulgaren sowohl in Philippopel wie in Ostrumelien überhaupt, durch Bildung, Besitz und industrielle Thätigkeit ein entschiedenes Übergewicht

über die andern Nationen[1]). Die Ostrumelier oder Südbalkan-Bulgaren sind bereits weiter vorgeschritten als ihre nördlichen Stammesgenossen im Fürstentum. Der höhere Bildungsgrad südlich des Balkans wird dem griechischen Element zugeschrieben, welches im ganzen Südosten der Balkanhalbinsel der hervorragende Kulturträger ist. Der Entwicklung Ostrumeliens darf man mit größtem Interesse entgegensehen, um so mehr, da die drei herrschenden Nationen durch besondere Vorzüge ausgestattet sind. Die Bulgaren, ein jugendlich kräftiges Volk, arbeitsam und geschickt, von hervorragendem Familiensinn, sind jetzt mit dem begeisterten Streben erfüllt, auf der Bahn der Bildung fortzuschreiten und dieser Bildung ein nationales Gepräge zu geben. Eine Menge neuer bulgarischer Schulen ist gegründet; da die einheimischen Kräfte nicht ausreichten, so berief man tschechische Lehrer. Mit den Tschechen fühlen sich die Bulgaren am nächsten verwandt; Prag ist die große Leuchte ihrer Bildung. Aus dem Tschechischen entnehmen sie die in ihrer Sprache und bei ihrem bisher geringen Bildungsgrad fehlenden Worte. Zu den Griechen stellen sich die Bulgaren mehr und mehr in scharfen Gegensatz. Mit dem Entbrennen der nationalen Leidenschaften werden schnell die Pflichten der Dankbarkeit vergessen: so verleugnen die Bulgaren, was sie den Griechen für deren lange Kulturarbeit schulden. Der persönliche Charakter der ostrumelischen Türken, welche sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen, wird allgemein gelobt. Es ist gewiß eine bemerkenswerte Thatsache, daß die den Türken niedern Ranges in hervorragendem Maße auszeichnenden fundamentalen Tugenden der Redlichkeit und des Worthaltens schnell verloren gehen in höheren und einflußreicheren Stellungen.

[1]) Als „Ἡγεμονίαι" (Fürstenländer) bezeichnen die Griechen Ostrumelien, Bulgarien, Serbien, Rumänien und Bessarabien.

In Ostrumelien wird zunächst die Frage sich entscheiden müssen, ob Mohammedaner mit Christen, unter gleichen Rechten lebend und arbeitend, einem Staatswesen angehören können. Allerdings hegt man in Philippopel, wie ich nicht verhehlen darf, wenig Hoffnung, daß die Türken der Provinz, d. h. dem in Bildung begriffenen großbulgarischen Staat, treu bleiben werden. Die wohlhabenden Grundbesitzer suchen ihre Güter zu verkaufen, um nach Konstantinopel oder nach Asien überzusiedeln. Die drei Landessprachen der Provinz, türkisch, bulgarisch und griechisch, sind in Ostrumelien gleich berechtigt. Sehr viele Bewohner sprechen diese drei Sprachen, die Gebildeten meist auch noch ausländische. Es gewährt nicht geringes Interesse alle Verordnungen in diesen drei Sprachen und in drei Schriftarten, arabisch, cyrillisch, griechisch, veröffentlicht zu sehen. — Die ostrumelischen Milizen, stattliche kräftige Männer, tragen als Sommerkleidung weiße leinene Röcke mit rotem Gürtel, braunen Beinkleidern, dazu den nationalen Kalpak, eine cylindrische dunkle Mütze aus Schafwolle; der Fez ist durchaus verpönt. Außer General Strecker nannte man als deutsche Offiziere in hervorragender Stellung: die Herren Baron Vietinghof, von Walter u. a. — In Philippopel waren die Gemüter noch erfüllt von der grausen, vor wenigen Monaten hier begangenen Mordthat. Skobelews Mutter, eine geborene Poltawzew, wurde von einem Adjutanten ihres Sohnes umgebracht und beraubt. Der russische Offizier, wegen hervorragender Tapferkeit mit einem kaiserlichen Ehrendegen geschmückt, vollführte die Unthat in Begleitung von 4 montenegrinischen Mordgesellen, welche er als eine Art von Leibwache hielt. — Da Philippopel in hohem Grade an Wassermangel leidet, so ist es im Interesse der städtischen Bevölkerung sehr wünschenswert, daß die projektierte Wasserleitung recht bald zur Ausführung gelange (die

Wasserversorgung eines Hauses der auf den Syenitriffen liegenden Oberstadt soll fast ebensoviel wie die Hausmiete kosten).

Von Philippopel fährt der Zug ohne anzuhalten bis Tatar-Bazardschik, 36 Kilom. Immer prächtiger gestaltet sich die Ansicht der Rhodope, eines dunkelwaldigen Gebirges, dem sich die Bahnlinie mehr und mehr nähert. Jähe bis senkrechte Felswände unterbrechen die Waldgehänge. Aus den Schluchten strömen der Maritza mehrere starke Tributäre zu, namentlich Deirmendere und Stara. Auch von Norden treten die Berge näher zur Maritza heran; es ist eine südliche Vorkette des Balkan. Die allgemeinen Züge der Gebirgsgestaltung im nördlichen Teile von Ostrumelien treten während der Fahrt im Maritzathal deutlich hervor: Der hohe Balkan, dessen noch schneebedeckter Rücken, 10 Meilen fern, die Landesgrenze bezeichnet; ihm parallel eine bis 1200 und 1300 Meter aufragende Vorkette, im Osten Tscherna Gora, im Westen Sredna Gora genannt. Zwischen beiden Gebirgen zieht ein durch herrliches Klima, Fruchtbarkeit, sowie namentlich durch seine Rosenkultur berühmtes Hochthal hin mit den gartengleichen Fluren von Kezanlik (442 Meter), Calofer (650 Meter) und Karlovo (455 Meter). — Tatar-Bazardschik (205 Meter), fast $^1/_2$ Meile im Norden der Station, überragt von 10—12 Minarehs, gewährt aus der Ferne einen ganz stattlichen Anblick. Leider soll das Klima infolge des auf weite Strecken versumpften Thalbodens ungesund sein. Die Sonne sank zum Horizont, als der Zug, eine lange Reihe von leeren Wagen für Holztransport mit einem spärlich besetzten Personenwagen, sich der Endstation Sarambeg näherte. Im Abenddunkel erreichten wir den Saum der großen Thalebene, welche so wesentlich das Gepräge der Balkanhalbinsel mitbestimmt. Die Rhodope im Süden, die Ausläufer der Sredna im Norden treten zu

einer Schlucht zusammen, aus der die jugendliche Maritza hervorstürzt. Gegen Süden blickte ich in ein prächtiges Waldthal, das über 6 Meilen lange Jelidere, dessen gekrümmte Thalengen mehrere große beckenförmige Weitungen verbinden. Dort liegen die Dörfer Kameniza, Kurova, Dorikavo, Ortakiöi, Rakitova, Cepina etc., von denen — wie man mir sagte — nur das erstere von christlichen, die andern von mohammedanischen Bulgaren, sogenannten Pomaken, bewohnt sind. Im Gegensatz zu der Bemerkung Lejeans, dem trefflichen Kenner der Ethnographie der europäischen Türkei, daß die Pomaken laue Mohammedaner seien, wurde mir der Fanatismus der Bekehrten in den Gebirgswildnissen der Rhodope hervorgehoben[1]). Im Jelidere zu Lizana entspringt eine berühmte Mineralquelle. Auch in mehreren der zwischen Tatar-Bazardschik und Philippopel mündenden Thälern sollen Thermen zu Tage treten. Wohl mit einiger Übertreibung wurde von ganzen Bächen warmen Wassers gesprochen, welche dort der Rhodope entströmen. In Sarambeg empfing mich Herr Jos. Antoschek im Namen des Forstmeisters Herrn Berntges zu Bellova. Da das Forsthaus, noch 15 Kilom. fern, am Abend nicht mehr zu erreichen war, so hatte man in einem kleinen Holzhause am Bahnhofe mein Lager bereitet. Noch erfüllt von den Eindrücken des Orients war der Anblick des in unmittelbarer Nähe steil aufragenden hohen Waldgebirges, von sanftem Mondlicht übergossen, mir eine Wohlthat für Auge und Gemüt.

(73.) Bellova, 8. Juni.

Da die Station Bellova für den Personenverkehr noch nicht geöffnet, so benutzten wir einen Zug leerer Wagen, welcher dort mit Holz befrachtet werden sollte. Der offene

---

[1]) Pomaken ermordeten im Frühling 1876 zu Batak, 4 Meilen südlich Tatar Bazardschik, 5000 waffenlose christliche Bulgaren.

Güterwagen bot die beste Gelegenheit, den Eintritt in die Maritza-Schlucht zu beobachten. Einige leichte Nebel, welche noch in den Waldesschluchten schwebten, lösten sich schnell in den Strahlen der Morgensonne. Sarambeg (245 Meter) wurde etwa 1 Kilom. nördlich der Bahn sichtbar, und unfern des Dorfes ein eigentümlicher turmartiger Bau, dessen obere Etagen über die untern vorragen; es ist ein Tschiftlik, die Wohnung eines türkischen Grundbesitzers. Die unteren Räume dienen zufolge der Mitteilung des Herrn Antoschek als Getreidemagazin, dann folgt die Wohnung des Herrn, endlich darüber das Haram. Die innere Einrichtung soll von besonderer Schönheit gewesen sein; im Kriege wurde alles zerstört bis auf die Außenmauern. Der Eigentümer ist zwar wieder zurückgekehrt, doch nur um sein Besitztum zu verkaufen. Wir traten nun in die Schlucht ein: gegen Süden erheben sich hohe waldige Berge, zwischen welchen sich einzelne Thäler öffnen, die in einer wenig bekannten Gebirgswelt ihren Ursprung nehmen; gegen Norden liegt ein Hügelland den höhern Bergen vor. Ringsum herrschen Gneiß und krystallinische Schiefer mit Einlagerungen von Marmor. Um 6½ Uhr hatten wir mit der Station Bellova das vorläufige Ende des Eisenweges erreicht, welcher hoffentlich bald, mit dem ungarisch-österreichischen Bahnnetz verbunden, Wohlfahrt und Bildung den hoffnungsreichen Ländern der Balkanhalbinsel zuführen wird. Bellova ist ein großes Emporium des Holzhandels. Die Compagnie des chemins de fer orientaux, an deren Spitze Baron Hirsch in Paris steht, hat nämlich von der Regierung die Konzession zum Abtrieb von etwa 6 Quadratmeilen Wald im Rhodope-Gebirge erworben, unter der Verpflichtung der Erhaltung von Mutterbäumen, durch welche ein Nachwuchs des Forstes erfolgen kann. Die Bahnstrecke Sarambeg-Bellova dient ausschließlich der Holz-

versendung. Wenige Minuten nach unserer Ankunft traf Herr Forstmeister Berntges ein, um mich nach dem ca. 6 Kilom. gegen Süden entfernten Forsthaus abzuholen, wo er mir die gastfreundlichste Aufnahme bereitete.

Vom Maritzathal zweigt sich bei der Station Bellova gegen Süd-West das schluchtähnliche Thal der Jerdanitza ab, welches an dem ca. 3 Meilen gegen Süd-West entfernten Balabanitza-Berg seinen Ursprung nimmt. Die höchsten Gipfel, kahle gerundete Kuppen, werden als Jailasi, „Schädel", bezeichnet. Das Thal der Jerdanitza, eingeschnitten in krystallinische Schiefer, denen einzelne euritische Massen zwischengelagert sind, entbehrt einer ebenen Thalsohle; die Gehänge sind teils mit Waldpartieen, teils mit Getreidefeldern bedeckt. Das Dorf Groß-Bellova (Balva Kedir), ca. 3½ Kilom. von der Station, gewährt einen recht vorteilhaften Anblick; die Häuser, aus Fachwerk und sonnengetrockneten Ziegeln erbaut, meist mit einer Vorhalle, auch wohl mit Balkon versehen, beweisen, daß den Bulgaren der Rhodope keineswegs der Sinn für eine behagliche Häuslichkeit fehlt. Besondere Hervorhebung verdient die äußere Erscheinung des weiblichen Geschlechts. Obgleich Werktag, bemerkte ich doch kein verwahrlostes Äußeres, im Gegenteil, die Kleidung durchaus sorgsam, der zierliche Kopfputz mit bunten Bändern und — im Frühling nie fehlend — mit Blumen geschmückt. Den Bulgarinnen wird viel Lob gespendet. Rastlos fleißig, sind sie die Seele des Hauses; geschickte Spinnerinnen und Näherinnen; die Kleidung der ganzen Familie ihrer Hände Werk. Wie sollten mit einem solchen christlichen Volk, nachdem einmal gleiches Recht zur Geltung gelangt, die unglücklichen Türken leben können! ihre primitive Tugend der Ehrlichkeit (die ihnen zudem gewöhnlich bei höherer Bildung verloren geht) genügt nicht im schweren Kampf des Daseins. Sie haben dem Weib die verdiente

Stellung nicht zu geben gewußt, so verfallen sie der Armut, kommen von Haus und Hof, werden zu Bettlern in den Ländern, die sie Jahrhunderte lang beherrscht.

Die Gemeinde Bellova hat nach der Befreiung ihr Schulwesen neugestaltet, namentlich einen tüchtigen Lehrer angestellt, dem sie einen Gehalt von ca. 1800 Mark geben soll. Glocken fehlen noch; der Klang der angeschlagenen eisernen Platten ruft die Gemeinde in das turmlose Gotteshaus. Vom Dorf hatten wir noch etwa 2½ Kilom. zum Forsthaus. Die Thalwände nähern sich; obgleich äußerst steil und felsig sind sie doch mit Stauden reich geschmückt. Das Forsthaus, ein schmaler einstöckiger Balkenbau, liegt im engen Thal, auf dessen Grund in den Wintermonaten die Sonne nur während weniger Stunden strahlt. Da die Schlucht auf- und niederwärts alsbald umbiegt, so ist der Horizont ganz nahe begrenzt. Die Gneiß- und Schieferbänke zeigen in der Nähe des Forsthauses fast horizontale oder wenig gegen Norden fallende Profillinien. In allen Zimmern vernimmt man das Rauschen des Baches, mir ein lange entbehrtes Schlummerlied. Den Waldesgrund der Rhodope vor Augen, die Umgebung des toten Meeres in Erinnerung, empfand ich die außerordentliche Verschiedenheit des Angesichts der Erde auf einer Strecke von kaum 200 Meilen. Schnell vergingen die bleibenden Tagesstunden teils in Betrachtung der Waldherrlichkeit beim Rauschen des Baches, teils im freundlichen Kreise, welcher außer Herrn Berntges und Herrn Antoschek noch die Herren Binder und Görlitz umfaßt.

Heute Vormittag geleitete mich Herr Berntges auf einer Wanderung thalaufwärts. Indem wir einer Bahn mit hölzernen Schienen für den Transport des Holzes folgten, überzeugte ich mich bald von der Unwegsamkeit dieses Gebirges, welche größere Ausflüge sehr erschwert. Um die nächste Thal-

ecke biegend, erblickten wir merkwürdige, ruinenähnliche Felsen. Man konnte wirklich wähnen, zerbrochenes Turmgemäuer zu sehen. Im dunklen Gneiß und Schiefer zeigen sich viele Einlagerungen eines lichten feldspatreicheren Gesteins; eine von Süden einmündende Schlucht bringt Gerölle von weißem Marmor. Nach Berntges' Mitteilung zeichnet sich der Forst von Bellova durch Mannigfaltigkeit der Baumarten aus, in den untern und mittlern Höhen finden sich namentlich Buchen und zwar die Rotbuche (Fagus sylvatica) und Hainbuche (Carpinus orientalis), ferner Eichen, nämlich die Traubeneiche (Quercus sessiliflora), die weichhaarige Eiche (Quercus pubescens) und die Zerreiche (Quercus cerris). Einzeln stehend findet sich die morgenländische Silberlinde (Tilia tomentosa), deren lichtes Laub sich jetzt herrlich aus dem dunkleren Grün der Buchen abhebt. Auch Ahorn und Platane schmücken vereinzelt den Wald. Sehr verbreitet sind mehrere Haselnußarten, namentlich die Baumhasel (Corylus colurna), sowie die Mannaesche (Fraxinus ornus). Die höhern Gehänge sind mit Coniferen bedeckt: Edeltanne (Abies pectinata), Kiefer (Pinus sylvestris), Fichte oder Rottanne (Abies excelsa. Lam.). In Jelidere soll auch Pinus austriaca vorkommen. Berntges rühmte das überaus üppige Wachstum der hiesigen Wälder, sowie die gesamte Vegetation. Felswände, welche bei uns nackt sein würden, sind in der Rhodope mit einer Fülle der schönsten Pflanzen bedeckt. Eichen beginnen indes leider schon seltener zu werden, nachdem die Forsten eine Million Schwellen geliefert.

Der Nachmittag wurde einem Spaziergang thalabwärts zur Besichtigung der Erdpyramiden gewidmet. Wir wandten uns beim Dorfe Bellova in eine westliche Seitenschlucht. Die Thalgehänge bestehen hier aus einer vielleicht bis 100 Meter mächtigen Diluvialdecke. Blöcke von Granit, Gneiß, Schiefer, 1–3 Meter groß, den Sand- und Thonmassen beigemengt,

bedingen, indem sie ihre Unterlage vor der Erosion schützen, die Bildung der bis 35 Meter hohen Pyramiden. Von den meisten sind zwar die Felsblöcke heruntergestürzt, doch erblickten wir auch einige spitze Kegel, die auf ihrem Scheitel noch einen kolossalen Felsblock trugen. Die Zahl dieser Erdobelisken ist sehr groß, hundert und mehr. Die gewaltigen Dilluvialmassen, ein Zeugnis für den Umfang der Zerstörung, sind in den Thälern und den Gebirgsbecken zwischen Tatar-Bazardschik und Sofia sehr verbreitet. — Von diesem Ausfluge zurückkehrend, begegneten wir einer Schar von Männern und Frauen, welche sich von der bulgarischen Bevölkerung durch ihr fremdartiges Gepräge sogleich unterschieden. Mein Begleiter bezeichnete sie als Kutzowlachen („hinkende" oder Bastard-Wallachen, auch Zinzaren genannt) aus dem Distrikte Pestera, 2½ Meilen südlich Tatar-Bazardschik. Sie selbst nannten sich auf unsere Frage Rumuni. Es waren kräftige, zum Teil schöne Gestalten mit langem dunklem Haar, die Weiber mit blühender Gesichtsfarbe. Diese Rumuni, welche hier in Thracien eine sehr kleine, isolierte Kolonie bilden, wohnen in größerer Zahl unter den Albanesen (Skipetaren) in Epiros und Albanien. Wenn man ihren eignen Angaben Glauben schenken will, so stammen sie von den römischen Heeren ab, welche Macedonien eroberten. Wie ihre physische Beschaffenheit, so hat auch die Sprache dieser Rumuni der Balkanhalbinsel unverkennbare Beziehungen zu den Rumänen nördlich der Donau. Doch soll die der Rumuni, für den Sprachforscher ein höchst interessanter Gegenstand des Studiums, in weit höherem Grad gemischt sein. Unter 8 zinzarischen Worten sollen nach Thunmann (Lejean, Ethnographie der europäischen Türkei) nur 3 lateinische, 2 einer in späterer Zeit eingeführten Sprache (türkisch, neu-griechisch, gotisch), 3 endlich einem unbekannten, mit

dem albanesischen verwandten Sprachstamm angehören. Die Rumuni sollen, seien sie nun Viehzüchter, halbnomadische Ackerbauer oder Gewerbetreibende und Kaufleute, sowohl in Thracien als in Epiros und Albanien einen durch Geschick und Arbeitsamkeit schätzenswerten Bestandteil der Bevölkerung bilden. Diesem Urteil entsprach auch durchaus der persönliche Eindruck, den die Rumuni auf uns machten.

(74.) Sofia, 10. Juni.

In Begleitung des Herrn Binder, der sämtliche Sprachen des südöstlichen Europas zu reden scheint und an langen Winterabenden mit Herrn Berntges an einem bulgarischen Sprachbuch zu arbeiten begonnen hat, verließ ich gestern Morgen im Wagen des Forstmeisters das gastliche Haus (welches wenige Tage später der Schauplatz eines Überfalls macedonischer Räuber werden sollte). In Großbellova bot sich der erfreuliche Anblick fleißiger Schuljugend und blumengeschmückter Mädchen. Muß man nicht ein Volk hochschätzen, welches so viel Fleiß, Reinlichkeit, Sittsamkeit, Bildungsstreben trotz jahrhundertlanger greulicher Mißregierung und Vergewaltigung bewahrt hat! In der That scheinen die Bulgaren, obgleich sie ja an Bildung noch außerordentlich zurückstehen, in jenen Tugenden sich wohl vergleichen zu dürfen mit andern Volksstämmen, welche sich seit Menschenaltern einer vortrefflichen Regierung erfreuen. Bald hatten wir wieder die Station erreicht und folgten nun dem Thal der Maritza, an dessen steilen, das südliche Hochgebirge noch verdeckenden Gehängen allerorten Gneißfelsen hervorragen. Dörfer erblickt man fast gar nicht, was darin seinen Grund haben soll, daß die Menschen an möglichst abgelegenen, von der Straße nicht sichtbaren Orten sich ansiedelten. Über Kizkiöi („Mädchendorf", 350 Meter hoch) erreichten wir eine wenig bebaute Thalweitung, Solutervend genannt. Bis hier hatten

wir die halbvollendete Bahn stets zur Seite, nun verläßt sie die Maritza und wendet sich gegen Norden über eine Senkung des Kara Baïr ins Becken von Ichtiman, während unser Weg sich dem in der Ferne erscheinenden Minareh von Banja („Bad") zuwendet.

Nachdem wir aus den Thalengen herausgetreten, gewannen wir eine prachtvolle Ansicht der hohen Rhodopegipfel, Balabanitza, Sultanitza und Osmanitza, welche wohl 2500 Meter erreichen mögen. Auf dieser Ebene sahen wir die verlassenen jammervollen Überreste zweier Tscherkessendörfer. Das Andenken der Mörder und Menschenräuber aus dem Kaukasus wird gleich sehr von Christen wie von Mohammedanern verwünscht. Das Dorf Banja (635 Meter hoch), aus einem moslimischen und einem christlichen Quartier bestehend, besitzt eine Schwefeltherme, welche zu Bädern benutzt wird. Während des mehrstündigen Aufenthaltes, geboten durch die Beschaffung eines Gefährts nach Samakow (21 Kilom. fern), erfreute ich mich des herrlichen Anblicks der noch schneebedeckten Rhodope. Mit der Balabanitza beginnt im Osten die Reihe der Schneegipfel, während gegen Westen die Köstendze und in größerer Ferne der mit ewigem Schnee bedeckte Rilogipfel (2750 Meter) die dominierenden Gestalten bilden. In der langen Bergreihe zeichnen sich einige auffallend spitze und pfeilerähnliche Felsen aus. Bis an die jetzige Schneegrenze, welche etwa bei 1600 Meter liegt, ist das Gebirge wald- und buschbedeckt. In Banja wohnt eine einzige deutsche (böhmische) Familie (Benesch) im Dienst der Forstverwaltung von Bellova.

Endlich erschien das von einem sehr friedfertigen Türken geleitete, mit einem schwachen, nur im Schritt gehenden Rößlein bespannte landesübliche Fuhrwerk. Der Wagenkasten war so niedrig mit einem Strohgeflecht überspannt, daß man darunter

nicht sitzen, sondern nur liegen konnte; ein wenig Gras schien dies Lager auf dem furchtbar rauhen Wege kaum beneidenswerter zu machen. Zunächst ließ ich das Dach herunterschneiden und bildete dann so gut wie möglich einen Sitz aus den Gepäckstücken, welche indes beim Fahren fortwährend in Bewegung waren. Die Qualen dieses Gefährts hielt ich nicht ganz eine Meile aus und machte dann die beiden letzten zu Fuß. Nicht nur die dunkelwaldigen Gebirge, auch der Himmel offenbarte den Übergang zu einer mehr nordischen Natur. Ein Weststurm führte wiederholt Regenschauer herbei; furchtbar dunkle Wolken umhüllten den Himmel; durch einzelne Lücken trafen die Sonnenstrahlen Teile des Hochgebirgs, welche dann merkwürdig in der allgemeinen Finsternis leuchteten. Einige Kilom. westlich Banja endet die hohe Thalebene, der Weg steigt durch einsame Schluchten zu dem rauhen Gebirge empor, welches die Wasserscheide zwischen Maritza und Isker bildet und die Straße zu zwei Steigungen (1004 und 990 Meter über Meer) nötigt. Krystallinische Schiefer und Gneiß setzen dieses Mittelgebirge vorzugsweise zusammen, während gegen Samakow Syenit herrscht. Nahe der Paßhöhe erreichten wir die Landesgrenze und in einer Hütte etwas abseits vom Wege ein Wachthaus (Karaul), wo Gepäck und Paß (Teskere) untersucht wurden. Zur Ehre der bulgarischen Grenzwächter ist hervorzuheben, daß sie kein Bakschisch verlangten.

Von der Höhe hinabsteigend, mußte ich noch ein äußerst schluchtenreiches Gebiet durchwandern, dann erblickte ich Samakow, in hoher Thalebene (ca. 920 Meter); zwischen roten Dächern viele grüne Bäume, überragt von 5—6 Minarehs. Doch bald, infolge des tiefgefurchten Hügellandes, entzog sich die Stadt wieder dem Auge. Hier beginnt der Syenit, welcher das Samakower Eisenerz (Magneteisen) liefert. Das graue Gestein dieser Hügel, ein Gemenge von Plagioklas, Hornblende,

Biotit und spärlichem Orthoklas, wird von zahllosen schmalen Gangmassen einer lichtrötlichen Abänderung durchschwärmt. Die Gesteine sind bis zu ansehnlicher Tiefe zerfallen und zu einer grobsandigen Masse zersetzt; nur einzelne kugelige Körper von festerem Gefüge haben der Verwitterung mehr widerstanden. Zahllose tiefe Rinnsale durchfurchen die Hügel, in ihnen werden die Magneteisenkörnchen, welche einen untergeordneten Bestandteil des Gesteins bilden, durch Wasser zusammengeschwemmt. Die uralte Eisenindustrie von Samakow beruht auf der künstlichen Verstärkung und Vervielfältigung dieses Schlemmprozesses. Eine ca. 3 deutsche Meilen lange Leitung aus der Rhodope führt das Wasser herbei, welches über die zum Waschprozeß geeigneten Gehänge mittelst besonderer Auslässe herabströmt. In den Rinnsalen werden durch Dämme kleine Sammelbecken angelegt, in denen die schlammige Flut die schweren metallischen Teile absetzt, während die erdigen weggeführt werden. Das sind die Eisengruben von Samakow, welche leider jetzt wie die ganze Industrie zum Erliegen gekommen. So vorzüglich auch die Beschaffenheit des titanhaltigen Erzes ist (dem schwedischen ähnlich), so war die Gewinnung einer größern Ausdehnung nicht fähig. Die Herstellung der Bahnen, welche billigeres Eisen bereits bis in die Nähe von Samakow bringen, hat die merkwürdige alte Industrie vernichtet.

Schon waren wir Samakow nahe, als wieder ein Wetter über uns hinbrauste. Im Aufruhr des Luftkreises gewährte das Hochgebirge Rilo, an dessen nordöstlichem Fuß Samakow liegt, einen majestätischen Anblick. Auch hier wechselte auf den schneebedeckten Höhen und in den Schluchten Dunkelheit mit Lichtglanz. Eine tiefeinschneidende Schlucht bildet einen prachtvollen Eingang in die geheimnisvolle Gebirgswelt. Durch dies Thal führt über einen Paß (2184 Meter hoch) ein Pfad

zum berühmten Rilokloster. Samakow, welches auf v. Hochstetter vor 12 Jahren einen vorteilhaften Eindruck machte, scheint teils infolge des Erliegens der Eisengewinnung, teils infolge der Auswanderung wohlhabender türkischer Familien in seinem Erwerb geschädigt. – In einem ansehnlichen alten Türkenhause hat ein Deutschböhme ein ordentliches Gasthaus eingerichtet. Der große Saal mit schön gearbeiteter Holzdecke läßt auf die Wohlhabenheit des Bauherrn schließen. Auch mein Schlafzimmer, von welchem ich über ärmliche Häuser hin einen hohen hölzernen Glockenturm erblicke, besitzt eine künstlich geschnitzte Holzdecke. Nicht ganz wenige arme Türken sind noch hier, sie schleichen in den Straßen herum; die besitzenden sind fortgezogen.

Einen wahrhaft jammervollen Eindruck machen die Ruinen der türkischen Friedhöfe; anfangs wußte ich wirklich nicht, was ich sah. Unbehauene, ungestaltete plattige Felsblöcke stehen und liegen auf einem Stück Ödland umher. Alle guten Steine und Marmorstelen sind weggenommen, die Bäume abgehauen, nur die rohen Steine der allerärmsten Gräber, des Fortführens unwert, sind zurückgeblieben. Die bessern Grabsteine haben allerorten nützliche Verwendung gefunden. Bei Kalkova, 2 Meilen nördlich Samakow, hat ein Bauer mit einem schönen Marmorstein das kleine Bächlein vor seinem Hause überbrückt. Die schönen Buchstaben der Koransprüche, die Worte, welche gewöhnlich zu einem Gebet für die Seele des verstorbenen Gläubigen auffordern, werden im eigentlichen Wortsinn mit Füßen getreten, nicht nur von Christen, sondern auch von Mohammedanern. Wie können sie es vermeiden, da viele Grabsteine, z. B. hier in Sofia, eine entsprechende Verwendung in den rudimentären Bürgersteigen gefunden! Was mögen die Mohammedaner empfinden, wenn sie auf die Leichensteine ihrer Glaubensgenossen treten?

So viel ich wahrnehmen konnte, machen sie sich nicht allzuviel daraus, denn eine an Stumpfsinn grenzende Resignation scheint der zurückgebliebenen verarmten Osmanen sich bemächtigt zu haben. Die Steine, welche früher allein aufrecht stehen durften, liegen am Boden. Wie schnell ist in diesen Rajah-Ländern das Türkentum, seine Macht und sein Ansehen dahingesunken. Noch ist kein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem bei der Reise Mahmuds II. durch Bulgarien die Christen zu Boden gestreckt den Sultan verehren mußten (neben ihnen grüßten hochaufgerichtet die Mohammedaner). Selbst die Bischöfe mit den heiligen Geräten, so berichtet v. Moltke, mußten auf der Erde liegen, kein Christ durfte dem vorüberfahrenden Hunkjar ins Angesicht sehen. Solche Erniedrigung und unzählige Mißhandlungen waren wenig geeignet, in den Unterdrückten edle menschliche Gefühle auch den Gräbern der brutalen Herrscher gegenüber zu wecken. Samakow ist nicht ohne Gewerbfleiß, namentlich in Gerberei, Weberei und Borten-Wirkerei. Seines Saffianleder wird von hier in bedeutender Menge ausgeführt.

Infolge der hohen Lage erfreut sich Samakow einer erfrischenden Kühle, während die Tiefebenen der Donau und der Maritza unter einer Glutatmosphäre leiden. Die heutige Reise, 8 Meilen, machte ich mit einem bulgarischen Kutscher, der vor den schweren Wagen zwei starke Pferde gespannt hatte und auf rauher Straße über Berg und Thal dahinjagte. Ein Bündel Stroh bot einen wenig bequemen Sitz, von dem die heftigen Stöße mich oft emporschleuderten, meinen Kopf in schmerzliche Berührung mit den Eisenstangen des Wagendachs bringend. Indes ich tröstete mich schnell in dieser qualvollen Lage, als ich der Qualen des Regulus gedachte. Wir überschritten zunächst den Isker, welcher 5 Meilen gegen Süd-Süd-Ost im Rilo entspringend, aus jener großartigen Gebirgs-

pforte hervortritt. Sein Lauf ist insofern einzigartig, als er den Balkan durchbricht. Wie das Gebiet der Donau hier etwa 12 Meilen gegen Süden über die große Gebirgskette hinübergreift, so haben die Mächte dem neuen Fürstentum einen verheißungsvollen transbalkanischen Landesteil vergönnt. Die bekränzte Iskerbrücke erinnerte an die Anwesenheit des Fürsten Alexander vor wenigen Tagen. Er soll mit großem Jubel empfangen worden sein. Die Menschen sind ganz glücklich, ihren „Knjäs" zu haben. — Wie gestern Abend so hoben sich auch heute Morgen die schneebedeckten Rilo-Gipfel prachtvoll vom dunklen Wolkenhimmel ab. Ein stürmischer West jagte schweres Gewölk und stellte uns Regengüsse in Aussicht. Der Weg führte zunächst über die hohe Thalebene, 2 Meilen lang von Norden nach Süden, 2/3 Meile breit, welche, wenig bebaut, Überschwemmungen ausgesetzt scheint. Viele Pappeln schmücken die Landschaft. Die an der Straße gepflanzten jungen Bäume sah ich hier auf einer Strecke von fast 2/3 Meile in barbarischer Weise durch Axthiebe verletzt, viele hundert so schwer, daß sie zu Grunde gehen werden. Dies ist der einzige Baumfrevel, welchen ich bisher auf der Reise sah. Auf der Ebene erblickt man sehr zahlreiche Schlackenhaufen, Erzeugnisse kleiner Eisenschmelzöfen, welche am Isker und seinen Nebenbächen liegen, deren Wasserkraft zum Betrieb der Blasebälge benutzt wurde. Ich besuchte einen dieser jetzt leider sämtlich unthätigen kleinen katalonischen Öfen, welche nur 2 Meter hoch, von äußerst unvollkommenem Bau sind. Ohne Zuschläge wurde der zuvor nochmals geschlemmte, angefeuchtete Erzsand in den glühenden Ofen gegeben und während 8 Stunden abwechselnd Holzkohlen und Erz nachgefüllt. Nachdem dann die Ofenbrust aufgebrochen, wurde der Roheisenklumpen, 100—110 Okka (ca. 127—140 Kilogr.) wiegend, herausgezogen und im Frischfeuerherd von den Schlacken

gereinigt, welche gewöhnlich die Hälfte ſeines Gewichts ausmachten. Zur Zeit von v. Hochſtetters Beſuch erzeugte Samakow in 80 Schmelzöfen und mit 18 Hämmern jährlich etwa 2650—2750 Tonnen Schmiedeiſen, welches in Tatar-Bazardſchik verkauft und bis Adrianopel und Rodoſto verſandt wurde. Jetzt führen die Bahnen ausländiſches Eiſen ins Innere von Thracien und Oſtrumelien.

An den Gehängen des Thalbeckens von Samakow liegen mehrere Dörfchen, deren rote Dächer mit vielen Bäumen untermiſcht der ernſten Landſchaft einen freundlichen Zug verleihen. Die Berge nähern, die Hochebene verengt ſich zu einem Thal und nimmt gegen Kalkova eine nordöſtliche Richtung an. Ein grauer Syenitkopf tritt unmittelbar an Fluß und Straße heran. Das vom Isker (hier 780 Meter hoch) in einer Eroſionsrinne durchbrochene ſyenitiſche Hügelland bildet die Fortſetzung des Vitoſch, der über Sofia als ein mächtiges Gebirgshaupt aufragt. Nun gelangt man wieder in eine Thalweitung, auf welcher das Dorf Tſchamurlü liegt. Nachdem der Fluß auch dieſe Weitung durchſtrömt, tritt er auf einer Strecke von 3 Meilen in eine wilde Felſenenge von Gneiß und Glimmerſchiefer. Etwa ²/₃ Meile weit bleibt die Straße noch in der Nähe des Fluſſes, deſſen ſcharfe Krümmungen höher am Gehänge abſchneidend. Dann verläßt ſie bei Puſto Paſarel den Isker und ſteigt ca. 340 Meter zum Brdogebirge (Gipfelhöhe 1300 Met.) empor. Paſarel liegt (686 Met.) in engem Thal; die ärmlichen Fluren des Dorfs ziehen an den ſteilen Gehängen empor. Der Isker tritt zur Linken in unbegangene Schluchten ein. Einige Male hatten ſich die ſtürmenden Regenwolken ſchon unter heftigen Donnerſchlägen entladen; doch dies bedeutete nichts im Vergleich mit dem Unwetter, welches uns auf dem Gebirge überfiel. Eine erſchreckend finſtere Wolkenmaſſe erſchien am nordweſtlichen

Himmel und rückte ganz schnell gegen das Zenith vor. Der heulende Sturm trieb den mit Hagel untermischten, wolkenbruchartigen Regen fast horizontal über die öden Gehänge hin. In der Breite von Rom hätte ich solche Kälte, solche winterlichen Stürme im Juni nicht erwartet. Die Balkanhalbinsel besitzt, vom schmalen ägäischen Küstensaum abgesehen, ein rauhes, selbst in den Tiefebenen der Maritza wenig temperiertes Klima. Auch Adrianopel, obgleich nur ca. 40 Meter hoch, hat nicht ganz selten Wintertemperaturen von 20° C. Die Brdo-Planina ist voll Kuppen und Schluchten, so daß die Straße sich vielfach windet, bevor der steile Abstieg beginnt. Da der Regensturm etwas nachgelassen, konnte ich einen, freilich nur sehr flüchtigen Eindruck des sich hier darbietenden mannigfachen Gesteinswechsels gewinnen. Zunächst herrschen Gneiß und krystallinische Schiefer, zwischen denen massige Gesteine, teils Syenit, teils Augitporphyr, vielleicht auch quarzfreier Porphyr, untergeordnet aufzutreten scheinen. Es folgen dann roter Schiefer und Sandstein, welche von den Porphyren durchsetzt werden. Am südlichen Abhang gegen Losna beobachtete v. Hochstetter außerdem Kalkstein und Dolomit, vielleicht der Trias angehörig.

Als wir aus der steilen Schlucht hervortraten, hatte sich das Wetter aufgehellt und gestattete einen Überblick der schönen Fruchtebene von Sofia (ca. 8 Ml. lang, 3 br., 500—550 Met. h.), jenes merkwürdigen Beckens fast im Herzen der Balkanhalbinsel, inmitten der Flußgebiete der Morava und der Maritza, welches, ehemals ein See, sich jetzt mittelst des Iskerlaufs quer durch die mächtige Balkankette zur Donau entleert. Zu Füßen das in Gärten und Baumpflanzungen liegende Losna, erblickten wir gegen Norden die langgestreckte Balkankette und zwar zunächst den Etropol-Balkan, dessen Kammhöhe, eine wellige Profillinie mit sehr zahlreichen kleineren

Erhebungen, die Ebene um etwa 700—800 Meter überragt. Einen merkwürdigen Anblick gewährt der Lauf des Isker, gerade auf die mächtige Bergkette hin. Eine Strecke weit folgt das Auge der tiefen Erosionsschlucht in das Gebirge hinein. Das ganze Gehänge besteht aus einer unzählbaren Menge kleiner Bodenwölbungen, welche demselben, namentlich wenn die Sonne in spitzem Winkel gegen die Gebirgsrichtung ihre Strahlen sendet, ein äußerst mannigfaltiges Relief verleiht. Vom Dorfe Losna zieht die Straße geradlinig in sanfterer Neigung zum Isker. Man war hier mit dem Bau einer neuen Brücke beschäftigt, ein Anzeichen unter vielen, daß in Bulgarien an Verbesserung der Zustände redlich gearbeitet wird, wovon in der Türkei, es sei denn durch Fremde, fast nirgendwo eine Spur zu bemerken. Allmählich stellt sich der Vitosch (2330 Meter über d. Meer, 1760 Meter über d. Ebene), das Wahrzeichen Sofias, in seiner schönen und bedeutenden Gestalt dar, ein mächtiger, breitabgestumpfter Kegel, dessen Gehänge zunächst sanft, dann steiler, endlich in jähen Felsen emporsteigen gegen die Scheitelfläche, eine wohl 1 Quadratmeile große, von vielen Felshörnern überragte Steinwildnis. Bevor ich die Hauptstadt erreichte, mußte ich noch eine flache Bodenwelle überschreiten, welche verhindert, daß man die Stadt, nach der Zerstörung fast aller Minarehs beinahe turmlos, in größerer Ferne wahrnimmt. Sofia liegt auf einem durch die Erosion zweier Vitoschbäche, Bojana und Kanli, abgeschnittenen Streifen der Diluvialterrasse. Aus dem flachen Rinnsal der Bojana emporsteigend, betritt man den jetzt offenen Umkreis der altberühmten Römerstadt Serdica (in deren Nähe zwei römische Kaiser, Maximinus und Galerius, geboren wurden), von Slaven und Bulgaren Sredetz, von den Byzantinern Triaditza, erst seit dem 14. Jahrhundert Sofia genannt. Zwischen einigen villenähnlichen Häusern nähert

man sich, unfern dem alten Stambulthor, einem auf dem höchsten Punkt der Stadtfläche liegenden, bis zur Mauerkrönung vollendeten zweistöckigen Bau, dem Schloß des Fürsten; gegenüber eine kleine Gartenanlage. Das Innere der dorfähnlichen Stadt, welches ich jetzt betrat, blieb hinter den bescheidensten Erwartungen zurück. Die Straßen unregelmäßig, krumm, ungepflastert, die Häuser fast nur einstöckig, meist von Holz, nicht selten etwas aus dem Lot gewichen. Von einzelnen Läden mit französischen und deutschen Aufschriften abgesehen, finden sich nur offene Verkaufsstellen, wie in türkischen Städten, gefüllt mit den landesüblichen Bedürfnissen. Ansprüche eines höher entwickelten Lebens treten fast gar nicht hervor. Die Physiognomik der städtischen Bevölkerung, wie sie in den Straßen sich zeigt, verrät sogleich, daß von einer sog. gebildeten Gesellschaft hier kaum die Rede sein kann.

Die Hauptstraßen Sofias durchschreitend, erfaßte mich wahre Hochachtung für den Fürsten, der seit dem 13. Juli 1879 die bulgarische Krone trägt. Nur ein starker Wille Gutes zu wirken, ein Wohlthäter seines Volks zu sein, kann, so scheint mir, die Kraft geben, die harten geistigen Entbehrungen des Lebens in Sofia, inmitten einer an Bildung weit zurückgebliebenen Bevölkerung, dauernd zu ertragen.

Ich kehrte ein bei Herrn Radak, einem Böhmen, welcher zu seiner Kuchenbäckerei auch einige Fremdenzimmer eingerichtet hat. Eine naheliegende französische Speisewirtschaft erfüllt gleichfalls alle gerechten Ansprüche. Die Erwähnung dieser Dinge könnte müßig erscheinen, doch bezeichnen sie für Sofia wesentliche Kulturfortschritte. Nachdem ich Wohnung genommen, durchwanderte ich sogleich unter wechselndem, freundlichem Geleite die Stadt, um noch etwas mehr von Fürst Alexanders Residenz zu schauen. Es herrscht hier die

rührigste Bauthätigkeit. Schon auf der heutigen Fahrt waren mir mehrere hundert Büffelwagen mit Bauholz begegnet. Ähnliche Transporte bewegen sich auf allen 5 großen Straßen (ihr Bau ein dankbar anerkanntes Verdienst des früheren Gouverneurs Midhat Pascha), welche von Sofia ausstrahlen. Vor der Stadt breiten sich Zeltlager der Fuhrleute und Arbeiter aus, welche bei den Bauen thätig sind; 200 deutsche Arbeiter sollen sich hier befinden.

Umfangreiche Aufgaben und Pläne warten in der neuen Hauptstadt ihrer Lösung und Ausführung. An vielen Punkten erblickt man Schutt und Ruinen, welche aufzuräumen und durch Neubaue zu ersetzen sind. Verschiedenen Ursprungs sind die Trümmer, wer kann sie unterscheiden! Im Herbst 1858 schleuderten heftige Erdstöße eine Menge Häuser zu Boden. Da unter türkischer Herrschaft ein Wiederaufbau von Ruinen gewöhnlich nicht statt hat, so mögen manche Gebäude einsturzdrohend gewesen sein, als die Russen unter General Gurko am 4. Januar 1878 ihren Einzug hielten. Die abziehenden Türken zündeten christliche Häuser an, schleppten angesehene Einwohner fort. Nun fielen 870 türkische Häuser teils den Feuersbrünsten, teils auch den Demolierungen zum Opfer. Die häßlichen Minarehs wurden zu Boden gelegt, desgleichen die meisten Moscheen, welche, nachdem fast alle Mohammedaner die Stadt verlassen, den Einsturz drohten. Auch alle irgend brauchbaren türkischen Grabsteine fanden nun nützliche Verwendung. In den barbarischen Mauern von Rumili-Hissar erblickt man auch eine Unmasse christlicher Grabsteine. Wenn die Völker der Knechtschaft Ketten brechen, so pflegen sie Wiedervergeltung zu üben.

Neben den städtischen Arbeitern sind die Straßen Sofias belebt durch eine Menge Landleute, manche mit seltsamsten Trachten. Daß Mädchen Silbermünzen als Kopfschmuck

tragen, ist im Orient ganz allgemein; nirgendwo aber erblickte ich solche Schmuckschätze wie an einigen bulgarischen Schönen in Sofias Straßen. An starke Kopfbänder befestigt, hängen vom Haupte über den Rücken bis zu den Knöcheln herab drei schwere, auf Bändern befestigte Schnüre von Silbermünzen; mehrere stellen die Verbindung zwischen jenen Längsreihen her, andere sind um Stirn, Hals und Arme gewunden; kurz die Frauenzimmerchen tragen einen Schatz von mehreren hundert Gulden an Wert als Schmuck zur Schau, ihr Eigentum, ihre Ausstattung. So werden manche Defekte der körperlichen Erscheinung ausgeglichen, ganz ähnlich, nur augenscheinlicher, aufrichtiger als in civilisierter Gesellschaft. — Schöner noch wie diese Münzen ist der Blumenschmuck, der wohl in keinem Lande der Welt so beliebt ist wie in Bulgarien. Schöne Blumen im Haar dürfen im Sommer niemals fehlen, selbst wenn der Anzug mangelhaft.

Ich machte dann die mir sehr willkommene Bekanntschaft des Herrn Ad. Jager, Sekretärs des deutschen Generalkonsulats, welcher die Freundlichkeit hatte, mich auf einem Spaziergang in der Richtung nach Bali-Effendi ($1^1/_3$ Meile gegen Süd-West) zu begleiten. Man war hier eifrig mit dem Bau einer Kunststraße beschäftigt, wohl der ersten in Bulgarien. Auf dieser Wanderung erfreute uns der prachtvolle Anblick des Vitosch. Die Ebene hebt sich sanft gegen den Fuß des Berges empor. Dort liegt in einer vom Gebirgsscheitel herabziehenden Schlucht, von einem schönen Hain umgeben, das Kloster Dragalevtschi. In ähnlicher Lage, geborgen in einer Gebirgsfalte, wird das Dörflein Bojana sichtbar. Höher hinauf zeigt der festungsähnliche Syenitkoloß nackte Wände, welche eine zum Teil noch mit Schnee bedeckte Scheitelfläche tragen. Bali-Effendi (643 Meter) ist ein beliebtes Ziel für Ausflüge. Dort befindet sich eine unter Midhats

Verwaltung gegründete Handwerksschule für Waisenkinder, desgleichen eine Tuchfabrik. Zurückgekehrt fanden wir in der Stadt erhöhtes Leben; es wurde in allen Häusern ein Manifest ausgetragen, mit der Nachricht aus Petersburg, daß der „Zar-Befreier“ den auf zeitweise Außerkraftsetzung der Verfassung gerichteten Vorschlag des Fürsten vollkommen billigt und das bulgarische Volk auffordert, seinem Fürsten zu vertrauen. Es herrscht infolgedes überall die freudigste Bewegung; man zweifelt nicht daran, daß das Volk mit sehr großer Majorität zum Fürsten halten werde. Derselbe reist jetzt im Lande herum, um das Vertrauen des Volks in nach höherem Grade zu gewinnen und zu befestigen. Es sind offenbar nur einzelne ehrgeizige Demagogen, welche das Volk gegen den Fürsten aufhetzen. Bei Herrn Radak liegen auch einige deutsche Zeitungen auf. Da ist es fürwahr interessant, die Urteile solcher Blätter über die vom Fürsten Alexander vorgeschlagene Verfassungssuspension mit der im Lande herrschenden Stimmung zu vergleichen. Hier ist alle Welt mit Verehrung und Vertrauen zum Fürsten erfüllt, begrüßt seinen Entschluß als eine Rettung für das Land und in diesen Blättern stellt man seine Handlung in den schwärzesten Farben dar. Leider sind die Divergenzen zwischen Druckerzeugnissen und Thatsachen nicht immer so bedeutungslos und ungefährlich wie in dieser bulgarischen Frage.

Von hervorragender Bedeutung sind die von Fürst und Volk auf dem Gebiete des Schulwesens gemachten Anstrengungen. Hier muß man der Vergangenheit sich erinnern, um der Gegenwart gerecht zu werden. Bis 1835 gab es überhaupt keine bulgarische Schule, — in dem Lande wo Ulfilas lebte und die Bibel übersetzte! Nur einige wenige griechische Schulen waren in den Städten vorhanden; der höhere Klerus war griechisch. In dem genannten Jahre wurde in Gabrova

im Quellgebiet der Jantra, die erste Volksschule gegründet durch bulgarische Patrioten in Odessa. Kanitz fand auf seinen zahlreichen Reisen in den 60er und 70er Jahren noch große Ortschaften ohne einen des Lesens kundigen Menschen; jetzt giebt es weit über tausend bulgarische Volksschulen. An die Spitze des Unterrichtswesens hat der Fürst den durch seine Geschichte Bulgariens berühmten Prof. Konst. Jireček aus Prag berufen. Viele böhmische Lehrer wirken im neuen Fürstentum, wie denn überhaupt die Böhmen Kulturbringer in den südslavischen Ländern sind. In Sofia[1]) wurden 1879 zunächst die 4 unteren Klassen eines achtklassigen Gymnasiums eröffnet. Die Gründung einer Landesuniversität ist zwar in den Unterrichtsplan aufgenommen, wird aber voraussichtlich noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Bemerkenswert ist es wohl, daß Bulgarien, welches jetzt kaum die ersten Schritte in Unterricht und Wissenschaft zu machen beginnt, bereits bildend und belehrend auf Macedonien wirkt. Unter 600 Elementarschülern Sofias waren 1879 100, unter 110 Gymnasiasten 45 aus Macedonien, welches mit Ausnahme der chalkidischen Halbinsel und des Küstenlandes fast ausschließlich von Bulgaren bewohnt wird. In tieferer und gleich hoffnungsloser Knechtschaft hat bis weit in dieses Jahrhundert hinein schwerlich ein anderes Volk gelebt wie die Bulgaren. Jeder politische und materielle Aufschwung wurde durch die türkische Herrschaft, jede geistige und nationale Wiedergeburt durch den griechischen Episkopat unmöglich gemacht. Selbst die Erinnerung an ihre ehemalige nationale Selbständigkeit und

[1]) Die Bevölkerung der Stadt betrug (zufolge einer Angabe Kanitz's in seinem trefflichen Werk „Donau-Bulgarien") im Jahre 1879, nachdem die Mehrzahl der Türken ausgewandert, 13,200 Seelen und zwar: 7700 Christen, 4250 Juden (Sephardim), 500 Türken, 200 Zigeuner, 50 Tataren, 500 Fremde.

Größe schien verloren. Das befreiende Jahrhundert hat auch die Ketten dieses Volkes gebrochen; seit 1872 steht das Land unter bulgarischen Bischöfen und ist entzogen dem antinationalen Einfluß des griechischen Patriarchen. Dieser Befreiung von kirchlicher Fremdherrschaft folgte ungeahnt schnell die staatliche Auferstehung. Wie Serben und Rumänen so sind auch die Bulgaren von einem ganz merkwürdigen nationalen Hochsinn, vielleicht Hochmut beseelt, welcher beinahe in umgekehrtem Verhältnis zu gerechten Ruhmesansprüchen zu stehen scheint. Wer könnte sich der Einsicht verschließen, daß bei einem so lebhaften Nationalgefühl den heutigen Südgrenzen Bulgariens eine nur vorübergehende Geltung zukommt! So steigen empor die drei nationalen Staaten der ehemaligen Rajah, Rumänien, Serbien, Bulgarien.

(75.) Lom Palanka, 12. Juni.

Der gestrige Morgen brachte erneute Regenstürme und vereitelte jede Hoffnung auf die geplante Vitoschbesteigung, sodaß ich die Reise ohne Verzug fortzusetzen beschloß. Einige Morgenstunden wurden wieder einer Wanderung durch Sofia und seine Vororte gewidmet. Die Baustätten, namentlich in der Nähe des Schlosses, boten Gelegenheit, mehrere Gesteine zu betrachten, welche dort zu verschiedenen baulichen Zwecken aufgehäuft lagen. Da waren vor allem Syenitblöcke vom Vitosch, mittelkörnige Gemenge von Feldspat, Plagioklas, Hornblende, Biotit, zuweilen reich an Titanit; ferner Augitporphyr, welcher nach v. Hochstetters Karte die südwestliche Begrenzung des Sofia-Beckens bis zum Eintritt des Isker bildet. Die dunkelgrünen Gesteine ließen außer Augit viel Epidot, namentlich in Drusen mit Quarz und Kalkspat erkennen. An Konglomeraten fehlte es nicht: Augitporphyrstücke durch ein Kalkcement verbunden, auch rote Porphyrite, rote Sandsteine, welche im Balkan sehr verbreitet sind. Das

fürstliche Schloß wird aus einem schönen weißen Sandstein erbaut. Ich besuchte dann noch die nahe Ruine der Sophienkirche, die Sofia Djamesi. Die Stadt muß schon in den ersten Jahrhunderten für die christliche Kirche Bedeutung gewonnen haben, denn hier wurde 344 ein großes Konzil gehalten, welches die arianischen Lehren verdammte. Die alte Mutterkirche wurde nach der Eroberung durch die Osmanen (wahrscheinlich 1382) in eine Moschee umgewandelt. Schon seit lange ist sie eine Ruine, durch das letzte Erdbeben noch mehr zertrümmert.

Bulgarien besitzt noch keine regelmäßigen Eilwagen. Der Reisende nimmt, um nach Lom, dem Donauhafen der Hauptstadt, zu gelangen, entweder die nicht teure Extrapost oder Mietwagen. Da die Postpferde durch die Reise des Fürsten in Anspruch genommen, so war Herr Radak erfolgreich bemüht, eine Fahrgelegenheit zu erkunden. Es fügte sich, daß ein russischer Hauptmann in bulgarischen Diensten auf einen Gefährten wartete und so konnte ich in seiner angenehmen Gesellschaft die ca. 20 deutsche Meilen lange Reise nach Lom machen. Mit vier Pferden auf russische Art vor den Federwagen gespannt, in dem ich mich wie im Himmel fühlte, eingedenk meiner Lage in den martervollen Vehikeln der beiden letzten Tage, verließen wir um 11½ Uhr, nahe ihrer Nordspitze die Stadt, deren Fläche annähernd einen Rhombus, die Diagonalen nach den Weltgegenden gerichtet, bildet. Hier hat Kanitz die Spuren des römischen Stadtwalls nachgewiesen; kaum kenntliche Ruinen. Von Westen jagte der Sturm wieder Regengewölk heran. Zurückgewandt sahen wir den Vitosch, soweit die angelagerten schweren Wolken uns den Anblick gönnten, mit neuem Schnee bedeckt. Noch ein letztes Mal schaute ich nach der Brdo-Planina zurück, deren Scheitel gestern überschritten wurde. Zahlreiche spitze

Felsgestalten stellen sich dort dar, vielleicht Porphyrgestein, welches nicht selten in solche zahn- und nadelförmige Felsen zertrümmert. Längs der Straße, auf welcher wir dem Balkan zueilen, ist die Ebene nur teilweise angebaut. Weideland und sumpfige Strecken wechseln mit Fluren ab. Äußerst sanfte, kaum wahrnehmbare Bodenwellen ziehen, gegen Nord-Ost abdachend, über die Ebene hin, deren Ränder durch Diluvialterrassen gebildet werden.

Wir übersetzten einige Bäche und erreichten ($2^3/_4$ Meilen von Sofia) die Vorstufe des Gebirges, welche durch einen äußerst rauhen, karstähnlichen Kalkrücken gebildet wird. Die öden zerfressenen Steinflächen und Felsenmeere zeigen kaum Spuren von Pflanzenwuchs, doch schnell ändert sich, nachdem diese sterile Wölbung überwunden, der Charakter des Gebirges. Statt des zerschnittenen Kalks stellen sich rote Schiefer, Sandsteine nebst Konglomeraten in mannigfachem Wechsel mit dunklen Thon- und Mergelschiefern und plattenförmigem Kalkstein ein, welche weiterhin das höhere Gebirge zusammensetzen. Schöne grüne Thäler mit Fluren und Waldpartieen erfreuen das Auge. Das große Gebirge besitzt hier ein scheinbar fast regelloses, hügeliges Relief. Über eine Bodenwelle hin (Petschenobrdo) erreicht die Straße den Glinski Han (der Toula'schen Kartenskizze, den Carski Han der Scheda'schen Karte, 1006 Meter hoch), wo wir eine Stunde verweilten. Ich stieg am östlichen Gehänge empor; man ist hier wieder von Kalkbergen umgeben, deren deutlich geschichtetes Gestein den Pflanzenwuchs mehr begünstigt als die karstähnliche Zone am Südrande. Gegen Nord-West blickend, stellten sich zwei die Thalsohle etwa 200 Meter überragende Kalksteinberge dar, an welche sich in nördlicher Richtung andere anreihen. Dort erblickt man die Straße in Windungen zu ihrem Scheitelpunkt (1473 Meter) emporsteigen. Der Abend

senkte sich ungewöhnlich früh herab; es war 7 Uhr, als wir die Fahrt fortsetzten. Lange Wagenkolonnen mit Baumaterialien aller Art kamen uns entgegen. Die bulgarischen Lastwagen besitzen keine eisernen Radreifen. Der sehr unvollkommen gerundete Radkranz besteht aus fünf bis sechs hölzernen, roh gezimmerten Stücken, welche, nur durch die Speichen festgehalten, von keinem umschlingenden Band umfaßt sind. Diese altertümlichen Räder haben den Vorteil, daß der Wagenlenker die infolge der Rauheit der Wege stets wiederholten Radbrüche sofort wieder herstellen kann. Aus dem nächsten Baume zimmert er unverzüglich ein neues Radstück zum Ersatz des zerbrochenen. Bevor die Ginci-Paßhöhe erreicht, war es dunkel geworden; Nebelwolken lagen tief herab. Am Wege brannten zahlreiche Feuer, bei deren Licht Arbeiter mit der Verbesserung der Straße beschäftigt waren. Das flackernde Licht erleuchtete mächtige Tannen zur Seite des Weges, ich bewunderte die Geschicklichkeit des Kutschers, der die vier Rosse ohne jeden Unfall über zahlreiche Steilabstürze und durch Engen des Weges lenkte. Es war 11½ Uhr, als wir im Han Klisura, wo die Schlucht sich zu einer kleinen Thalebene weitet, anlangten. Das abschreckende Innere des Hans veranlaßte uns, die Reise ohne Verzug bis Berkowatz fortzusetzen, wo wir bald nach Mitternacht eintrafen. Das Gasthaus, ein großer quadratischer Holzbau, mit einem von äußerst primitiven Galerieen umgebenen Hof, beansprucht vom Reisenden Ergebung in ein hartes Geschick.

Der heutige Morgen zeigte wieder einen dunklen regnerischen Himmel, dennoch ließ sich die freundliche Lage des Städtchens (427 Meter hoch), nahe der Öffnung einer Schlucht in die hügelumschlossene Ebene, nicht verkennen. Steil erhebt sich am südwestlichen Horizont der Kodscha-Balkan 2000 Meter hoch, nur 1½ Meile fern. Dichte Tannenwälder bedecken

die Gehänge des Hochgebirgs, während der breite Rücken eine Decke von neuem Schnee trägt. Das Städtchen besteht aus Holzhäusern, zwischen denen viele Bäume; einige zerbrochene Minarehs deuten an, daß der Islam in diesen Ländern dem Untergang nahe. Von den Türken, welche anfangs sämtlich flohen, sind einige zurückgekehrt; im Bazar erblickte ich neben bulgarischen Händlern mit dem schwarzen Kalpak auch einige Fez- und Turbanträger. Ein alter Türke ließ mir beim langsamen Vorüberfahren durch seinen Knaben eine Rose reichen. Not und Unglück machen selbst den sonst so stolzen Osmanen freundlich und zuvorkommend.

Die Straße Berkowatz-Lom folgt zunächst 3 Meilen dem Thal der Brzia mit prachtvollem Rückblick in die gleichnamige Schlucht, durch welche wir gestern Nacht herabgekommen. Wir fuhren in einer weiten Thalfläche, einem ehemaligen Seeboden hin, welcher durch plateauartige, kaum 50 Meter ihn überragende Höhen eingeschlossen wird. Unfern Kutlowitza, wo die Brzia, mit dem Ogost vereinigt, sich gegen Nord-Ost wendet, schließt die seeähnliche Thalweitung. Die Häuser des ärmlichen Städtchens sind aus Holz und Lehm gebaut. Für den bevorstehenden Besuch des Fürsten wurde an einem Ehrenbogen aus Laubwerk und an einer laubgeschmückten Barake gearbeitet. Die Straße verläßt hier mit genau nördlicher Richtung das Thal und steigt zum Plateau empor, welches in großen überaus sanften Wellen zur Donau herabsinkt. Diese ausgedehnten Ebenen sind nur zum Teil bebaut, sie könnten gewiß die mehr als doppelte Bevölkerung ernähren. Wir überschritten den Fluß Cibritza, welcher gleich allen Flüssen des westlichen Bulgariens mit nordöstlicher Richtung in breiter wenig tiefer Rinne zur Donau zieht. Das Dorf Cerovina, wo den Pferden eine Stunde Rast gegönnt wurde, besteht nur aus wenigen Gehöften; um ein

größeres Lehmhaus mit rotem Ziegeldach liegen 6—8 kleine Hütten aus Lehm oder auch nur aus Flechtwerk errichtet, als Ställe und Vorratsräume dienend, das Ganze durch eine rohe Hecke oder einen Reiserwall umschlossen.

Die Straße war wieder sehr belebt durch Hunderte von Büffelwagen mit Baumaterialien und Hausgeräte aller Art für Sofia, nächst Cettinje der einzigen europäischen Hauptstadt ohne Strom- oder Bahnverbindung. Die Vollendung des Eisenweges Sarambeg-Belgrad nebst Zweiglinien nach Üsküp und Lom ist nicht nur für Sofia, sondern auch für alle jene Länder und Staaten der Zukunft eine gebieterische Notwendigkeit. Aus der Thalrinne der Cibritza hebt sich die Straße wieder zur sanften Höhenplatte empor; hier erblickte ich nicht ohne Überraschung die lange hohe Kette der südlichen Karpathen, deren nächster Gipfel, der Paring (2414 Meter), 26 Meilen entfernt ist; selbst der Negoi (2543 Meter), 32 Meilen fern, war sichtbar. Erwartungsvoll näherten wir uns dem Steilrande des einförmigen Plateaus. In erfreulicher Weise nimmt näher zur Donau Leben und Anbau zu; die Leute sind sehr fleißig, besonders die Frauen wirken und arbeiten gewaltig in Haus und Feld. Der Arbeitsamkeit, dem Familien- und dem Frohsinn der bulgarischen Frauen ist es vorzugsweise zu danken, daß das Land in seiner langen Knechtschaft nicht ganz zu Grunde gegangen. Höhere Stände, eine „bessere“ Gesellschaft, wie in Rumänien, giebt es fast nicht, um dessen Bojaren-Adel die Bulgaren freilich das neue Königreich zu beneiden kaum Ursache haben.

Endlich erreicht unser Weg über dem tief und breit eingeschnittenen Lomthal den Steilrand der hohen Landplatte. Das Lomthal, die dorfähnliche Stadt, die mächtig flutende trübe Donau, das rumänische Ufer, ein ganz flaches, sumpfiges Weidendickicht, liegen vor unserm Auge. An gelben Lös-

wänden fahren wir etwa 50 Meter hinab, dann über den Lom und befinden uns in dem Stadtdorf Lom. Die fast ganz aus Holz gebauten Häuser liegen zwischen Akazien, Nuß- und Maulbeerbäumen; ein hölzerner Glockenturm, drei ruinenhafte Minarehs ragen empor, eine lange Reihe von Verkaufsstellen und Magazinen beweist erfreuliches Handelsleben. Auf dem Lösabhang der Uferhügel liegen zwei Gasthäuser, welche sich sogar „Hôtel" nennen («Belle vue» und «Français»). Im Vergleiche mit west- und mitteleuropäischen Verhältnissen erscheint zwar alles ärmlich; ein gerechtes, den frühern, kaum überwundenen jammervollen Zustand des erniedrigten Landes ins Auge fassendes Urteil muß indes einen bewundernswerten Fortschritt anerkennen. Ist es doch dasselbe Land, welches noch vor wenigen Jahren unter der elendesten Regierung darniederlag, dieselbe fleißige, friedliche Bevölkerung, welche, von Tscherkessen und albanesischen Baschibozuks mißhandelt, der Verzweiflung nahe war.

Register.

Berichtigungen.

Band I, Seite 317, Zeile 9 von unten: statt Pagny lies E. Pagy.
„ II, „ 143, „ 15 „ oben: statt (Hauran?) lies (Harrim, ca. 6 Meilen südsüdöstlich von Urfa in Mesopotamien).

C. F. Wintersche Buchdruckerei.

Rath, G. vom

Durch Italien und Griechenland nach dem Heiligen Land Reisebriefe ; in 2 Bä
nden

Bd.: 2

Heidelberg (1882)